NACHRICHTEN AUS DER HEIDENWELT

1841 TO 1843

(HUDSON'S BAY)

STUTGART, 1841-43

ESK 160
1841 p3
Title in ms

Simon Fraser Correspondence

3 V in 1

V1: 50 p. 12 pl. Hudson Bay p. 12-14
V2: 50 p. 12 pl. Amer. Ed. p. 24-30
V3: 48 p. 12 pl

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Lithographirt.

№ I. 1841.

Christliche Freunde!

Der Kupferstich zeigt uns eine Zeichnung der Missionskapelle, welche die Baptisten-Missionare vor 4 Jahren zu Lukhyantipur erbaut haben, wo in den letzten acht oder neun Jahren mehr als 100 Familien den Götzendienst verlassen und ihren Glauben an das Evangelium bekannt haben. Sie steht, wie in dieser Gegend alle Gebäude, auf einem künstlich erhöhten Boden, weil während der Regenzeit das ganze Land überschwemmt wird, wo das Wasser sehr häufig drei Fuß tief ist. Die Landschaft ist sehr bevölkert, wie denn von der Kapelle aus acht bis zehn große Dörfer gesehen werden können, und zwar nur in einer Entfernung von 1½ Stunden. Das Volk nährt sich vom Ackerbau und vom Fischfang, deren eine Menge auf den Reisfeldern während der Regenzeit sich einstellt. Brahminen befinden sich nur wenige da, was für die Verbreitung des Evangeliums ein günstiger Umstand ist, weil sie in ihrem weltlichen Interesse sich stets demselben widersetzen.

Reise durch Neuseeland.

Missionar Buller machte im Jahre 1839 eine Reise durch diese Insel, von deren Bericht vom 11. Febr. 1840 einige Auszüge folgen:

Durch die unendliche Güte unsers himmlischen Vaters bin ich nach dreimonatlicher Abwesenheit gesund und wohl wieder hier angekommen. Mehr als fünfhundert Meilen (englisch) in einem Lande wie Neuseeland zu reisen, kann nicht ohne Entbehrung und Strapatzen geschehen. Man denke sich einen Mann, wie er an Abgründen zittert, Berge erklimmt, Wildnisse durchdringt, in Moräste stürzt, Flüsse durchwatet, bald von Regen durchnäßt, bald von der Sonne verbrannt wird, und manchmal Tage lang reist, ohne einen einzigen Menschen anzutreffen — so kann man sich einen Begriff von einer langen Reise in Neuseeland machen. Aber ich wurde höchlich erfreut, durch die lieblichen Aussichten, die sich mir unter dem Volke überall darboten, wohin ich kam. Ich wurde mit allen Beweisen und Ausdrücken von Freude als Missionar begrüßt. Das Verlangen nach religiösem Unterricht ist allgemein und ihre Zudringlichkeit um Bücher oft beschwerlich. „Gebt mir ein Buch, gebt mir ein Buch" tönte immer in meinen Ohren auf jedem Platz, den ich besuchte. Ihre sichtliche Freude bei meinem Erscheinen konnte ihren Grund nicht in der Hoffnung haben, pekuniäre Vortheile zu erlangen, denn sie bekamen deren nicht, erwarteten sie auch nicht.

Um nach Port-Nicholson zu kommen, machte ich den Weg von Kawia nach Wanganni an der Seeküste zu Land, weil er der nächste ist. Diese Route führte mich ganz in das Herz des Landes, und mehrere Tage lang reiste ich durch die herrlichsten Landschaften, welche an Schönheit und Fruchtbarkeit nicht leicht übertroffen werden können.

Ich traf auch mehrere Dorfschaften an, die mit einer unserer Missions-Stationen in Verbindung stehen, in welchen das Volk den verborgenen Werken der Finsterniß entsagt, und dem HErrn der Heerschaaren ein Heiligthum aufgerichtet hatte.

Je näher wir aber Taupo kamen, das beinahe in der Mitte der nördlichen Insel liegt, nahm die Landschaft einen andern Charakter an; zum größten Theil war sie unfruchtbar, öde, und ganz und gar entvölkert. Früher war sie von einem zahlreichen Stamme bewohnt,

aber man stößt auf keine andere Spuren seines Aufenthalts als zerstörte Befestigungen. Krieg hat seinen verderblichen Einfluß in vollkommenem Maaße ausgeübt; fragt man: wo sind die Leute, die einst hier wohnten? so erhält man zur Antwort: sie wurden getödtet, gefressen, in Sklaverei geschlagen, oder weggetrieben. Doch gelobt sey Gott! das Evangelium des Friedens hat über den Dämon des Kriegs gesiegt, und sie haben schon, im Allgemeinen gesprochen, gelernt, ihre Schwerter in Pflugschaare und ihre Spieße in Sicheln zu verwandeln. Oft wurde ich an die Erfüllung dieser Weissagung gemahnt, wenn ich einen Flintenlauf als Glocke gebrauchen sah, um die Bewohner des Dorfes zur Kirche einzuladen. In der Nähe von Taupo begegnete mir eine Schaar von vierzig Personen, hauptsächlich waren es Häuptlinge, welche sich nach einer Missions-Station begaben, um Bücher und Unterricht zu erhalten.

Auf der Nordseite von Taupo brachte ich einen Sonntag zu, bei welcher Gelegenheit mir eine große Freude zu Theil wurde. Wir waren schon mehrere Tage durch eine öde Gegend gereist; der Sonntag dämmerte uns entgegen, und meine armen Jünglinge, die ihre Nahrungsmittel bereits aufgezehrt hatten, klagten über Hunger. Setzten wir unsern Weg gerade fort, so drohte uns die Aussicht, noch drei Tage ohne Lebensmittel zu seyn; aber zu unserer Rechten befand sich in der Entfernung von einer halben Tagreise ein Dörfchen, und obgleich es Sonntag war, schlugen wir unsern Weg dahin ein, ohne jedoch auch nur eine Spur von einem Pfade anzutreffen, und kamen auch nach einem sehr mühevollen Marsch auf diesem einsamen Platze an. Er liegt am Fuße eines hohen, waldigen Berges, Namens Titiraupenga, und ist gedeckt durch einen vor ihm liegenden dichten schönen Walde. Auf dieser einsamen Stelle, welche sichtlich als ein Zufluchtsort gegen die Verheerungen des Krieges gewählt wurde, wohnten gegen zwanzig Personen. Hier konnte ich freilich nicht denken, etwas von Christenthum zu finden, daher war auch meine Freude eben so groß als mein Erstaunen, als ich, aus den dunkeln Schatten des dichten Waldes herausgetreten, die lieblich klingenden Antworten dieser Leute vernahm. Sie beteten den Gott des Himmels und der Erde an! Mit Freuden nahmen sie mich auf, und ich hatte Gelegenheit, ihnen die großen Wahrheiten des Evangeliums zu verkündigen, und sie mit etlichen Büchern zu versehen. Es war der Dienst unserer bekehrten Eingebornen, durch welchen diese Leute, wie noch so viele Andere dahin geführt wurden, sich von den Götzen abzukehren und dem lebendigen wahren Gott zu dienen. Am andern Tage begleiteten uns Etliche durch den Wald, in welchem wir noch auf zwei weitere Dörflein stießen, deren Bewohner nach dem Gott ihres Heils fragten. Sie waren durchgehends ausnehmend arm, ihre Hütten, ihre Kleider waren von der geringsten Art; aber sie trachteten nach dem größten Reichthum.

Am darauf folgenden Mittwoch kamen wir zu Taupo an. Taupo ist ein prächtiger See, der eine Fläche von wenigstens 200 Meilen (engl.) einnimmt, und augenscheinlich sein Daseyn einem heftigen vulkanischen Ausbruche in früherer Zeit verdankt. In der Nähe befindet sich eine Menge heißer Quellen und sprudelnder Teiche, und der majestätische feuerspeiende Berg Tongariro ist immer in Thätigkeit und entsendet seine Rauchsäulen. Die Landschaft ist sehr gebirgig: beim Tongariro liegt der Schneeberg Raupaka oder Paretataitonga, dessen Gipfelkamm sich in die Wolken erhebt, und auf beiden entgegenstehenden Küsten von der See aus gesehen werden kann. Erdstöße spürt man zu Taupo häufig; die

Einwohner jedoch, mit deren Ursachen wenig bekannt, pflegen sie als Zeichen fruchtbarer Zeiten anzusehen. Der Stamm der Ngatituwaretoa, und ein Theil des Stammes der Ngatiraukawa bewohnen die Ufer des Seees, zählen etwa 500 Seelen, von denen die Meisten das Christenthum angenommen und etliche Kapellen erbaut haben.

Den nächsten Sonntag brachte ich in einem volkreichen Dorfe an einem kleineren See, westlich vom Taupo zu. Die Leute waren nie vorher von einem Europäer besucht worden, noch wußten sie viel von Christenthum; nichts desto weniger hörten Sie mit Aufmerksamkeit den Worten ewigen Lebens zu, die ich ihnen sagte, und nahmen Bücher an, die ich austheilte. Noch war ich nicht lange in diesem Dorfe, als ein Häuptling in mein Zelt trat, auf dessen Gesicht ein Ausdruck tiefen Ernstes lag, und zu mir sagte: „Geben Sie mir ein Buch." Er zeigte mir hierauf seine Arme, welche schrecklich zerfleischt waren, und sagte, daß er lange dem bösen Geiste gedient habe, aber immer betrogen worden sey; und da ich nun gekommen sey, so sey er entschlossen, dem Teufel zu entsagen, und seine Zuflucht zu JEsu Christo zu nehmen — deßwegen bitte er um ein Buch. Er hatte kürzlich ein Kind verloren, bei welchem Anlaß seine Arme so zerschnitten waren, seine Gattin aber befand sich in einem schwächlichen Zustande. Alle Mittel, welche der Aberglaube des Priesters vorschrieb, wurden von ihm angewandt; weil sie aber ohne allen Erfolg waren, so will er es nun aufgeben, auf Lügen zu vertrauen.

Nachdem wir Rotoaera (so hieß dieser letztere kleine See) verlassen hatten, reisten wir fünf Tage lang, ohne auch nur einen einzigen Menschen, oder eine Spur von einer Wohnung anzutreffen. Unser Weg gieng am Fuße des Schneegebirges hauptsächlich durch einen großen und unebenen Wald, dessen schattiges Gebüsche und Laubwerk so dicht war, daß fast die Strahlen der Sonne nicht durchdringen konnten. Dieser Wald führte uns an den reißenden Fluß Wanganui, von wo an nun der Weg der Seeküste entlang nach Port-Nicholson führte.

So dünn auch die Bevölkerung im Innern des Landes ist, so ist sie doch hier zahlreich; der Seeküste entlang von Wanganui nach Waikanae — ein Raum von 60 Meilen, der eine schöne, ebene, sandige Bank ist, von mehreren Flüßchen durchschnitten, — befinden sich nach der niedrigsten Rechnung 3000 Seelen, bei welchen sich ebenfalls ein Verlangen nach religiösem Unterricht und nach Büchern kund gibt. Ich fand artige Kapellen, in welchen sie sich zum Gottesdienst versammeln; Viele konnten fertig lesen, Manche auch schreiben. Zwar ist noch viel Rohheit und Unwissenheit unter ihnen; wenn ich aber die Umstände in Betracht ziehe, wenn ich bedenke, daß sie nie den Unterricht eines europäischen Missionars genossen haben, so kann ich nicht anders als denken, sie seyen in einem Zustande, der viel verspricht; ich muß den Ausspruch JEsu auf sie anwenden: „Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte!" Ich wurde von ihnen als ein Bote Gottes aufgenommen; meine Reise wäre aber zu sehr verlängert worden, wenn ich dem Wunsche, in jedem Dorfe eine Zeit lang zu verweilen, entsprochen hätte. Diese erfreuliche Veränderung ist noch neu, und wurde durch sehr unzureichend scheinende Mittel bewirkt. Ehe vor neun Monaten die Brüder Bumby und Hobbs diese Gegend besuchten, war noch nie ein europäischer Missionar da gewesen, aber einige von den Bewohnern waren in die Nähe von Missions-Stationen gekommen, als Sklaven, die man von der Heimath weggenommen hatte, die aber jetzt wieder zurückkehrten, und, wie das Weib zu Sichar in Samaria, ihre Freunde und Nach-

barn aufforderten, mit dem Heiland der Welt sich bekannt zu machen.

Auf der Insel Kapiti brachte ich nur einen Tag zu, und begab mich nach Port-Nicholson. Dieß ist ein sehr guter Hafen für Schiffe, und ein trefflicher Platz für eine Stadt, aber gutes Ackerland wird wenig hier angetroffen. Die Einwohner sind nicht zahlreich, aber für das Christenthum geneigt.

Die Neuseeland-Land-Compagnie spricht den ganzen Hafen an, in dem sie den zehnten Theil Land für die Eingebornen zurückhält; es wird auch wohl bald mit Europäern besetzt seyn. Das Schiff Aurora kam während meiner Anwesenheit mit 180 Auswanderern an, denen ich am Bord predigte, und die das Verlangen ausdrückten, in der Nähe einer Missionsgesellschaft zu seyn. Viele hatten aber große Sorge wegen der Eingebornen, und bemerkten: was wird aus uns werden, wenn kein Missionar da ist. Es ist auch von großer Wichtigkeit, daß ein Missionar, der die Sprache, die Sitten, die Gefühle der Ureinwohner kennt, in diesem kritischen Zeitpunkt da seyn sollte, sowohl der Einwanderer, als der Einwohner wegen, um als Vermittler bei vorkommenden Collisionen zu dienen. Denn der plötzliche Andrang von Europäern ist den Neuseeländern etwas Neues und Unerwartetes, und muß Sorge erregen.

Ich hatte im Sinne, über Taranaki zurückzukehren, um die hin und her zerstreuten Stämme dieses wichtigen Strich Landes, dieses traurigen Schauplatzes vieler blutigen Kriege, zu besuchen. Da ich jedoch Gelegenheit hatte, mehrere Häuptlinge aus dieser Gegend zu sprechen, welche mir berichteten, daß alles Volk das Christenthum angenommen habe, aber immer noch in großer Sorge wegen seiner alten Feinde sey, und daher sich um einen Missionar, wenn einer käme, wie eine Heerde sich versammeln würde, so benützte ich zur Heimfahrt den Abgang des Atlas, der in die Inseln-Bai segelte.

Der Ländereienkauf von Missionaren.

Es ist der bischöflichen Missionsgesellschaft in London in verschiedenen Blättern zum Vorwurf gemacht worden, daß ihre Missionare in Neuseeland Ländereien angekauft haben, als ob dieses mit ihrem eigentlichen heiligen Berufe unvereinbar wäre.

Ein Freund dieser Gesellschaft, Herr Prediger J. W. Cunningham, läßt sich darüber unter Anderem, folgender Maaßen vernehmen:

Die Mission in Neuseeland nahm im Jahr 1809 ihren Anfang, und zwar unter solchen Umständen, daß Herr Marsden in Sydney drei Jahre lang warten mußte, bis er einen Capitän fand, der es wagte, auf die barbarische Küste zu segeln — während jetzt Gesellschaften und Einzelne, Männer, Weiber und Kinder sich der Insel zudrängen, und es der Ueberfahrtsgelegenheiten genug gibt.

Woher diese Sicherheit, als von der verachteten Arbeit der Missionare? Die Mission schritt vorwärts, und auch die Kinder der Missionare wuchsen heran. Ist es zu verwundern, daß die Missionare darauf dachten, woher ihre 122 Kinder, die zum Theil schon zu Männern und Jungfrauen herangewachsen waren, Brod zu essen, und Kleider zum Anlegen nehmen sollten? Eben so wenig darf man darüber erstaunen, daß auch die Commitee in diese Sorge der Eltern eingieng, und nach reifer Ueberlegung zu dem Beschlusse kam, daß unter den besondern Umständen der Neuseelandmission Ländereien in mäßiger Ausdehnung von den Einwohnern für die Kinder der Missionare, welche über 15 Jahre alt sind, angekauft werden dürfen. Es wurde anfänglich für rathsam gehalten, die Quantität, des anzukaufenden Landes festzusetzen; die Verschiedenheit des Bodenwerthes führten aber später zu einem gegen-

theiligen Beschlusse. Man zog es überhaupt in Zweifel, ob die Commitee überhaupt, den Landankauf, hätte gestatten sollen; aber was konnte sie anders thun? Sie ist gewohnt, jedem Kinde eines Missionars bei'm Antritt des fünfzehnten Jahres 50 Pfund Sterling als ein Lehrgeld zu bewilligen. Aber welche andere Gewerbe konnten Kinder in Neuseeland lernen, als etwa Mord und Todtschlag? Und wie konnten sie unschuldiger verwendet werden — wenn sie nicht etwa selbst durch Gottes Gnade zur Missionsarbeit berufen wurden — als in dem Beruf der ersten Eltern: im Ackerbau? Dieses heben auch die Missionare in ihrer Eingabe an die Commitee hervor; sie sagen, wenn ihre Kinder nicht Missionare oder Catechisten werden sollten, so sollten sie Pflanzer werden; und wenn sie dieß werden, welche Pflanzergesellschaft möge voraussichtlich werthvoller seyn als diejenige, welche im Schooße christlicher Familien erzogen worden sind.

Wenn aber auch nicht der Landankauf überhaupt, wurde von Einigen der Ankauf von größern Strecken, die auf 4000 bis 5000 Acker stiegen, getadelt. Es geht aber aus dem Zeugniß der Missionare hervor, daß in vielen Fällen 1000 Acker nicht 20 Stücke Vieh ernähren — daß im Allgemeinen die Einwohner nur das ärmere, erschöpfte Land abgegeben haben, daß es in der Nähe der Missionsstationen Strecken giebt, wo man kaum auf 1000 Acker unfruchtbaren Landes Einen Acker guten Landes antrifft, — daß die Missionare öfters mit eigenen Opfern Land kauften, um es nicht in Hände fallen zu lassen, die man gerade nicht gewünscht hätte, — daß die Regierung zu Sydney selbst 1200 Acker als die Portion bestimmt habe, welche auf jedes Kind eines Pflanzers zu rechnen sey. Wenn man nun diese Bestimmung eines königlichen Beamten als zweckmäßig oder billig annimmt, so darf man nur mit dieser Summe die Anzahl der 11 Kinder des Missionars Williams, oder der 10, 9, 8 Kinder anderer Missionare multipliziren, und die Ankäufe der Missionare stehen vor der Regierung selbst gerechtfertiget da.

Der kostbare Schatz des Betschuanen.

Ein Betschuane (in Süd-Afrika) setzte sich auf einer Reise ermüdet an der Seite eines Hirten zum Ausruhen nieder; der Hirte sprach an Etwas hin, das Jener nicht verstand und ihn darum fragte. Ich lese, erwiederte er. Der Betschuane bat den Hirten, es ihm zu erklären. Ich bin noch zu jung in der Lehre Gottes, sagte dieser, um sie erklären zu können; aber ich will dir sagen, was ich weiß. Ich habe gehört, dieß sey Gottes Wort; man gab es uns, um unsere finstern Herzen zu erleuchten, unsere Thorheit in Weisheit zu kehren, und um uns zu sagen, daß wenn wir hier wohl gelebt haben, wir in eine andere Welt kommen.

Auf die Bitte des wilden Heiden, ihm dieses Wort zu lesen, las ihm der Hirte aus dem Evangelio Lucä von den Hirten, welchen die himmlischen Heerschaaren die Geburt JEsu verkündigten. Er hörte, wie die Hirten ihre Heerden verließen, und nach Bethlehem giengen, den Heiland zu sehen. Auf dem Heimweg dachte der Betschuane, das müsse ein großer Heiland seyn, um dessen willen ein Hirte seine Heerde verlasse. — Ein Betschuane kann nämlich wohl Weib und Kinder verlassen, nie aber seine Heerde, sie ist ihm das Köstlichste. Dieser Mann erhielt von Missionar Moffat ein Evangelium Lucä. Einige Zeit nachher wurde er von Einem, dem er schuldig war, um Bezahlung angegangen, entschuldigte sich aber, daß er nichts habe, womit er bezahlen könne. Der Gläubiger sagte: du hast ein Evangelium Lucä bekommen, gib mir das, so will ich nichts mehr von dem Schaf, das du mir schuldig bist. Nein, sagte der Schuldner, ich kann das Evangelium Lucä nicht missen: es führte meine Seele zu der Stelle, wo mein Heiland als Kind lag.

Nachrichten aus der Heidenwelt

herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft

in Stuttgart.

Ein Tempel in Vizianagram.

№ II. 1841.

Christliche Freunde!

Der Kupferstich auf der ersten Seite führt uns zu einem Hindu-Tempel. Vor demselben ist ein Wasserbehälter, in welchem die Götzendiener ihre Abwaschungen vornehmen. Auf der rechten Seite führen Treppen auf eine hohe Mauer hinauf, welche sich hinter dem Tempel herzieht; auf dieser Treppe steht ein Hindu mit ausgereckten Armen, wie er gerade seinen Götzen anbetet. Dieser Götze ist ein Bild auf einem Steine, der vor ihm auf einem kleinen Altare steht, worauf man Blumen und andere Opfer niederzulegen pflegt. Links vom Tempel ist ein Dschaultri, d. i. ein Ruheplatz für Pilgrime; Tausende solcher Pilgrime kommen hundert ja tausend Meilen weit her, um ihren Götzen ihre Verehrung darzubringen.

Die Mission zu Krischnagur.

In den Blättern Nro. 4. und 11. des vorigen Jahres ist von einer religiösen Erweckung Erwähnung gethan, welche Missionar Dürr zu Krischnagur berichtet hat.

Den neuesten Berichten hierüber entnehmen wir die folgenden Mittheilungen:

Im Allgemeinen und mit wenigen Ausnahmen haben die Bekehrten ihrem Bekenntnisse gemäß gewandelt, trotz des spärlichen Unterrichts, der ihnen zu Theil werden konnte. Das Werk ist im Fortschreiten begriffen, in 116 Dörfern wird jetzt das Christenthum angetroffen.

Die bestimmte Anzahl der Familien oder Personen haben wir noch nicht erhoben, indem wir die Zählung unterlassen haben, theils um nicht Davids Beispiel zu folgen, theils um unter den Einwohnern keinen Verdacht zu erregen; denn als wir in einigen Dörfern diese Zählung wirklich vornahmen, besorgten die Neubekehrten, es geschehe in der Absicht, sich der Frauenspersonen zu bemächtigen, um sie entweder in die Schule, oder gar auf entfernte Plätze zu schicken. Darum gaben Viele die Namen der Frauenspersonen, besonders der Mädchen, gar nicht an. Nach unserer Schätzung ist die Zahl der Bekehrten, Getaufte und Ungetaufte, Frauenspersonen und Kinder mit eingeschlossen, ungefähr 4000. Wir haben Christen in unsern Gemeinden, welche eben so innig fromm sind, als man je in europäischen Gemeinden antreffen mag.

Die jüngeren Knaben in unsern Schulen zeigen einen so hellen und durchdringenden Verstand, daß man Beispielen, die man anführen wollte, kaum Glauben schenken würde. Leider ist es aber bei den größern Knaben nicht der Fall, diese sind schwach, und langsam im Verständniß. Es ist viel darüber schon gesprochen worden; vielleicht mag eine der Ursachen diese seyn, daß wenn der Geist noch in zarterem Alter sich entwickeln kann, seine Schönheit in größerer Vollkommenheit hervortritt; ist er aber schon in der Knospe verdorben, oder hatte er keine Gelegenheit zur Entwicklung, wie dieß bei den unwissenderen Volksklassen dieses Landes der Fall ist, so kann er keine gute Früchte zeigen. Unsere christlichen Knaben sind Kinder guter Eltern; darum haben wir weniger Ursache zu solchen Klagen, welche hauptsächlich solche Kinder betreffen, die in den Waisenschulen aufgehoben werden.

Wollte man fragen, ob das Werk von Menschen oder aus Gott sey, so erwiedern wir mit der innigsten Ueberzeugung mit den Worten des Propheten: Ich, der HErr, thue alles dieß! Sein Werk ist es,

das sind wir fest überzeugt; denn wer hätte zu einer Nachforschung in solcher Ausdehnung den Geist aufregen können? Lag dieß in der Macht Eines der schwächsten Menschen, oder einiger verachteten Catechisten? Aber so verkehrt sind die Begriffe der Menschen im Allgemeinen, daß man eher das Unglaublichste glaubt, als daß man glaubt, Gott wirke wirklich unter uns.

Ueber die Kurta Bodscha Sekte sagen die weiteren Nachrichten folgendes:

Der Mann, der zuerst die Sekte bildete, war Ramschurun Paul, ein Einwohner zu Gosepurrah, im Distrikt Hugly: noch lebt seine Wittwe, die von den Gliedern der Sekte für eine Prophetin gehalten wird. Dieser Mann gehörte zu der Sutgope Caste. Nach seinem Tode wurde er dem Gebrauche seiner Caste gemäß nicht verbrannt, sondern begraben. An seinem Grabe wird täglich Gottesdienst gehalten, und seine Nachfolger lecken den Staub, der darauf liegt, und den sie für heilig halten. Aus dem Alter der noch lebenden Wittwe will man schließen, daß es etwa fünfzig Jahre sind, seit der Stifter der Sekte zu blühen anfieng.

Die Sekte theilt sich jetzt in 4 Zweige: 1. Gosepurrah — 2. Durbasch — 3. Sahaib Doni — 4. Pustodai. Aus den drei ersten haben Viele das Christenthum angenommen. Die Gosepurrah haben das Prinzip der Dreiheit in der Einheit unter folgenden Benennungen: der selbstseiende Schöpfer — das wirkende Wesen, das nur Segen spendet — und der mächtige Herr; der Sinn, in welchem sie diese letzte Benennung gebrauchen, besagt so viel als Beförderer von Tugend und Heiligkeit: diese drei betrachtet man als den wahren Gott. Die Durbasch, welche ihren Ursprung in Persien zu haben scheinen, geben der Gottheit diese zwei Namen: der unbewegliche Herr und sein Wort, von einem heiligen Geist wissen sie nichts; sie glauben aber, daß Gott der Menschheit in menschlicher Gestalt erscheinen werde. Unter den zwei andern Zweigen konnte noch keine Spur irgend eines christlichen Prinzips gefunden werden.

Wird Jemand Mitglied eines dieser vier Zweige, so verpflichtet er sich eidlich, keines der Geheimnisse zu entdecken. Uebrigens scheint es, daß ihr Glaube nur in wenigen Artikeln bestehe. Ihren Gottesdienst fangen sie mit einem Gesang an, und dann ermahnt man sich gegenseitig, tugendhaft zu seyn; sie empfehlen die Lehre, daß Gott rein, barmherzig und heilig sey. Liebesmahle bilden den vornehmsten Theil ihres Gottesdienstes; wirklich scheint auch gegenseitige Liebe ihr Hauptgrundsatz zu seyn; so daß öfters Einer dem Andern Reis in den Mund steckt. Während der Liebesmahle hören die Castenunterschiede auf: Brahminen, Muselmänner und Hindus essen Einer dem Andern aus der Hand, aber Alles geschieht im Geheimen, mitten in der Nacht. Nach dem Essen gelten wieder die Casten-Unterschiede. Sie bilden zusammen eine besondere Corporation, verheimlichen sie aber so gut sie können. Nach ihren Grundsätzen verwerfen sie zwar den Götzendienst; aber um ihre Caste zu bewahren verehren sie doch bei Gelegenheit Götzen, besonders die Frauen, und eben deßwegen machen sie auch verschiedene Gebräuche mit. Ehe sie zum Christenthum übergiengen, wurden sie von ihren Nachbarn nicht für solche gehalten, die nicht von ihrer Caste wären.

Ihr Glaubensbekenntniß ist ein Muntri, oder Zauberspruch, durch dessen Empfang man ein Glied der Sekte wird. Die Kurta Bodschas von der Gosepurrah Abtheilung haben folgenden Spruch: „Selbstseiender Schöpfer! Segenspender! Großer Herr! in deiner Seligkeit lebe und bewege ich mich; was ich genieße, ist eine Gabe von dir: meine Bewegungen werden von dir

geleitet: ich bin kein halbes Körnchen weit von dir entfernt; erbarme dich meiner, mächtiger HErr!" Sie haben keine eigenen heiligen Bücher, sondern sie gebrauchen diejenigen der Buschtrubs. Es sind hauptsächlich die Leiter der Sekte, welche sie aufrecht und zusammenhalten, und an welchen man als an geistlichen Führern hinaufsieht.

Bei ihrem Uebertritt zum Christenthum hatten sie natürlich den Verlust ihrer Caste, und alle die Nachtheile zu erwarten, welche damit verbunden sind. Das peinvolle Loos eines Auswürflings kann Jemand aus einem Volke, wo keine Caste besteht, nicht so fühlen, wie es hier empfunden wird. Neubekehrte haben den Zorn ihrer Nachbarn zu tragen und werden nicht selten ausgeplündert: es wäre ermüdend, wollte man alle ihre Plackereien und Leiden erzählen.

Wir konnten noch keine bestimmte Kunde erlangen, ob die Predigt eines Christen, oder nur überhaupt die Verbreitung der Kenntniß vom Christenthum Veranlassung zur Entstehung dieser Sekte gegeben habe; da aber die frühesten Missionare in dieser Gegend gewohnt haben, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Sekte christliche Ideen aufgefaßt habe. Es ist ausser allem Zweifel, daß die Lehrsätze der Buschtrubs in größerem Maaße von der christlichen Religion entlehnt sind. Die Menschwerdung — das Vergießen des Blutes der Unschuld — die Einschärfung der Lehre von der Liebe — das Sterben am Baum für die Sünden seiner Familie durch den Wurfspieß eines Feindes — die Himmelfahrt Krischna's: Alles dieß kann man klar nachweisen als Nachahmungen der evangelischen Geschichte, mit dem Unterschied, daß der geistliche Sinn in fleischliche Personifikation gekehrt ist. Wenn aber auch nur ein Schatten evangelischen Lichts eingedrungen ist, so ist dieser Schatten schon Segen, denn es ist ein Schatten von göttlichen Dingen.

Der kostbare Schatz des Negers.

Bei einer Zusammenkunft eines Bibelvereines in Jamaica, erzählte ein Neger:

Vor einigen Jahren, noch zur Zeit der Sklaverei, wünschte ich gar sehr, lesen zu lernen. Mein junger Herr sah mich mit einem Buchstabirbuch. Was thust du mit diesem Buch da? Willst du ein Doktor, ein Beamter, oder sonst ein großer Herr werden? Ich sagte: nein, das will ich nicht; aber ich fürchtete mich vor den Folgen, als er gieng und es dem alten Herrn sagte. Aber Gott regierte des alten Herrn Herz, und er sprach freundlicher mit mir als der junge Herr. Er sagte zu mir, ich dürfe lesen lernen, wenn ich seine Geschäfte nicht versäumen wolle; da war ich vergnügt, und ließ nicht nach, bis ich meine Bibel lesen konnte. Ich kaufte Eine, und gab fünfzehn Schillinge dafür. Ich las langsam, und zuerst nur gar wenig, aber jeden Tag etwas, und da wurde mir's immer leichter und leichter. Ich fand Wahrheit in der Bibel: sie sagte mir mein Herz, und ich sah mich als Sünder gegen Gott, und dann sah ich, daß Gott einen großen Heiland und Erlöser gesendet hat. Sie sagt mir meine Sünden gegen Gott, und ich sehe in der Bibel den Weg, auf welchem ich von allen meinen Sünden errettet werden kann. Seitdem ist die Bibel all mein Trost und meine Freude; ich lese jeden Tag darin. Ich kaufte eine große Hausbibel, und jedem meiner Kinder eine Bibel; und ich empfehle euch Brüdern und Schwestern allen, eine Bibel zu kaufen.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Drei Kinder mit Mangobeeren.

N:o III. 1841.

Christliche Freunde!

Unsern Kupferstich betrachten wir dießmal mit dem eilften Blatte von 1839 in der Hand, wo wir die Namen dieser sechs Flüchtlinge verzeichnet finden.

Wir sehen dieselben an der Meeresküste bei Tamatave das Schiff erwartend, das mit vollen Segeln dem Lande zueilt, dem sie entfliehen wollen. Ruhig sitzt linker Hand die vielgeprüfte Dulderin Rafaravavy, während an ihrer Seite Sara (Razafy) mild lächelnd steht. David deutet mit seinem Finger auf das heransegelnde Schiff und Jakob horcht aufmerksam auf seine Bemerkungen. Simeon steht still ernst daneben, und Joseph nimmt, auf dem Boden sitzend, vollen Antheil an der Unterhaltung.

Die Darstellung der Landschaft ist getreu wiedergegeben, die Kleidung zeigt ächt die Tracht der Landes-Eingebornen, selbst bei den Gesichtszügen suchte man so viel als möglich die Porträts zu geben.

Schon ist aber das Häuflein nimmer vollständig.

Seit ihrer Ankunft in England genoß Sara keiner festen Gesundheit; die Zartheit ihres Körpers, die Schwäche ihrer Constitution waren eben nicht geeignet für Strapatzen, Entbehrungen und Prüfungen, denen sie ausgesetzt war. Doch erst im letzten Sommer ergaben sich deutliche Spuren einer Krankheit, worauf nach ärztlichem Rathe Anstalten gemacht wurden, sie in ein angemesseneres Klima, nach Mauritius zu ihrem Gatten zu bringen, da in ihrem Vaterlande Madagascar sie nur der Zeugentod erwartet hätte. Weil sie aber zu einer so großen Reise zu schwach sich fühlte, blieb sie treuer ärztlicher und Freundespflege anheimgegeben, bis sie am 26. Dezember 1840 Morgens in vollem Bewußtseyn, und in ungestörtem Glauben an ihren Erlöser zu Seiner Freude eingieng. Nur 22 Jahre währte ihre Pilgerlaufbahn. Wenige Wochen vor ihrem Ende kam ihr die Nachricht von weiteren Verfolgungen in ihrem Vaterland, und von dem Märtyrertode mancher ihrer Freunde zu. Sie freute sich, mit denselben bald das Lob der erlösenden Liebe im Himmel besingen zu dürfen.

Nachrichten aus der Hudsons-Bay, Nordamerika.

Die rothen Männer im fernen Westen haben von ihren weißen Brüdern wohl so viel gelitten, als irgend ein Stamm des farbigen Theils der Menschen-Familie. Aber ein schönerer Tag fängt an, über ihnen anzubrechen; die Sympathie von Christen ist für sie erwacht, und wohlgeleitete Bestrebungen thun sich kund, das geistliche und leibliche Wohl der Indianerstämme zu befördern, welche innerhalb und außerhalb der Gränzen der brittischen Besitzungen in Nordamerika wohnen. Evangelische Missionare wurden zu ihnen gesendet mit der Predigt des Evangeliums, und Hunderte von Zeugen Seines Friedens und Seiner Reinheit sind in der Wildniß herangezogen worden. Ueber die Besitzungen der Englischen Hudsonsbay-Compagnie, welche einen beträchtlichen Theil des nordwestlichen Amerika's einnehmen, ist eine große Indianische Bevölkerung verbreitet, für deren religiösen Unterricht jedoch bis jetzt noch wenig gethan worden ist.

Georg Simpson, Gouverneur über die Besitzungen der Compagnie, blickte mit aufmerksamem Auge auf den Zustand der indianischen Missionen in Canada, welche die Wesley'sche Missionsgesellschaft besorgte; als er nun gegen den Schluß des Jahres 1839 nach England kam, leitete er durch seine Vorstellungen

die Direktoren der Hudsonsbay-Compagnie dahin, daß sie die Wesley'sche Missionsgesellschaft ermunternd einluden, ihre Missionen auch auf ihr Gebiet auszudehnen, und auf gewisse Striche Landes jenseits ihrer Grenzen, indem sie den moralischen und religiösen Unterricht der zahlreichen Stämme der Urbewohner, ihre Civilisation, überhaupt die Verbesserung ihres Zustandes vor das Auge der Gesellschaft stellten. Die Missionsgesellschaft kam diesen Anträgen bereitwillig entgegen, und fünf Missionare sammt einem indianischen Missionsgehülfen sind in diesem heiligen Berufe bereits geschäftig; sie arbeiten auf folgenden Stationen:

1) Muse-Factorie, etwa 300 Stunden von der Stadt Montreal, in Nieder-Canada, entfernt, Haupt-Niederlage der Compagnie an den südlichen Ufern der Hudsonsbay. Mit dieser Niederlassung sind zahlreiche Stationen verbunden, welche der Missionar von Zeit zu Zeit zu besuchen hat, und welche 40—100 Stunden von der Factorie entfernt seyn können. In diesem Distrikt halten sich hauptsächlich Indianer vom Swampy-Cree Stamm auf, so wie auch einige Eskimos auf einer Niederlassung am Bigflusse, der 100 Stunden nordöstlich vom Rupertsfluß fließt.

2) Michipicoten ist Haupt-Niederlage am Ufer des obern Sees; hier ist eine beträchtliche Bevölkerung von Europäern und Halbblütigen, auch Indianern, die zum Salteaux-Stamme gehören.

3) Lac la Pluie ist ein Handelsplatz der Compagnie in der Nähe des Hochlandes, welches die Wasserscheide bildet zwischen den Gewässern, die zum St. Lorenzstrom, und denen, die in die Hudsonsbay fließen, 550 Stunden von Montreal. Die Umgegend ist während des Sommers ein großer Sammelplatz der Indianer, weil Lebensmittel an Fischen und wildem Reis im Ueberflusse vorhanden sind.

4) Fort Alexander ist, an der Mündung des Winipegflusses erbaut, 650 Stunden von Montreal entfernt. Indianer vom Salteaux-Stamme besuchen diesen Ort häufig.

5) Edmonton ist eine Niederlassung am Saskatschawanflusse, der in den Felsengebirgen entspringt, und durch den Nelsonfluß in die Hudsonsbay sich ergießt. Sie ist 1200 Stunden von Montreal entfernt. Der Missionar dehnt seine Wirksamkeit bis zum Athabascaflusse aus, der ebenfalls in den Felsengebirgen entspringt. Es sind die Prairie-Indianer, nebst den Assiniboines, die Peiagaus, die Sarcis, und die Blut-Indianer, denen er sich widmet — eine Bevölkerung zusammt den Weißen, von 15—20,000 Seelen.

6) Norwayhaus, eine Haupt-Niederlage der Compagnie am Nordende des Winipegsee's, 870 Stunden von Montreal. Dieses Etablissement soll der Sitz des Oberaufsehers dieser Missionen seyn, weil er mit größerer Leichtigkeit mit den andern communiciren kann. Ein so weites Feld hat sich der Missionsgesellschaft eröffnet.

Welche Hoffnungen von diesem neuen Arbeitsfeld geschöpft werden dürften, möchte aus nachstehenden Briefauszügen erhellen.

Missionar Rundle schreibt aus Norwayhaus, 24. Juni 1840:

Am 5. dieses, Abends, sind wir hier angekommen; ich war froh, schon am 7. dies. meinen sonntäglichen Beruf wieder antreten zu dürfen — Morgens und Abends predigte ich englisch. Am 14. Nachmittags hielt ich mittelst eines Dolmetschers die erste Anrede an die Indianer. Die Aufmerksamkeit war groß, als ich ihnen den Plan der erlösenden Liebe aus einander legte, es waren etwa hundert Indianer und Halbblütige versammelt. Nach dem Gottesdienst taufte ich ein kleines Kind, das krank war, und dessen Vater mir durch den Dolmetscher sein Verlangen zu erkennen

geben ließ, im Christenthum unterrichtet zu werden. Abends gieng ich mit dem Dolmetscher über den Fluß, um die Indianer in ihrem eigenen Dorfe zu besuchen. Ich glaube daß fast alle Erwachsenen zusammen kamen, und die Aufmerksamkeit bei meiner Ansprache war wohl noch größer, als des Nachmittags. Nachher traten drei Personen hervor, die um die Taufe baten, und eine Mutter verlangte sie für ihr Kind. Weil ich aber wünschte, daß sie noch länger in göttlichen Dingen unterrichtet würden, verwies ich sie noch auf weitere Geduld. — Am 23. Abends besuchte ich wieder meine Indianer; es ist wirklich eine Freude, dieses interessante Dorf zu besuchen. Wie begierig horchten sie auf das Wort vom Kreuz! — Den 16. Juli: heute besuchte mich ein 75jähriger Indianer, Namens Wuch-e-can und bat mich um Unterricht in der christlichen Religion. Während der Unterredung ergab es sich, daß der Geist Gottes seit meinem ersten Besuche im Dorfe an seinem Herzen gearbeitet hat. Er sagte: „damals hat sich mein Herz aufgethan, ich mußte weinen, der Wunsch meines Herzens war, Gott möchte sich meiner erbarmen und mich aus der Gefahr, in der ich stecke, erretten, und in den Himmel nehmen. Aber seitdem ist mein Herz doch immer noch hart, und ich möchte es doch erweicht haben.“ Ich war erstaunt, als er sich über den allmächtigen Gott so aussprach: „Ehe Sie kamen, wußte ich wohl, daß es ein großes Wesen gebe, das im Himmel wohnt, und daß es überall gegenwärtig sey, und auch, daß es alle Sünden, die der Mensch begeht, sieht. Aber ich habe gegen dasselbe gesündigt, und ich verlange nach seiner Vergebung.“ Abends taufte ich ihn und seine Frau, und nachher traute ich sie; ich taufte auch sieben Kinder, die zu dem Dorfe oder seiner Umgebung gehören.

Von Missionar Barnley, Musefacktorie, 24. August:

Meine Arbeit unter den Indianern begann ich am 12. Juni 1840. Vormittags, indem sich etwa 50 Personen versammelt hatten. Ich sagte zu ihnen, es sey in meinem Vaterlande Sitte, wenn man zusammen komme, um von dem großen Geiste zu hören, oder zu sprechen, daß man ihn zuerst bitte, uns dabei zu unterstützen; dann sprach ich ein kurzes Gebet, so einfach als möglich, und in abgebrochenen Sätzen, daß es verdolmetscht werden konnte. Nachdem ich zu ihnen von der Liebe brittischer Christen gesprochen, und von einem Buche gesagt hatte, das der große Geist habe schreiben lassen, und das diese Christen gelehrt habe, mich abzusenden, damit die Indianer lernen möchten einander zu lieben, und in der Liebe des großen Geistes sich glücklich zu fühlen: suchte ich ihnen darzuthun, wie sehr die Bibel ihre Aufmerksamkeit verdiene, und beschränkte mich auf die Darlegung ihrer einfachen Zeugnisse, und derselben guten Wirkungen. Ich wollte erst einen Sinn zum Forschen bei ihnen anregen, und freute mich, eine Aufmerksamkeit und Ordnung anzutreffen, die ich nicht erwartet hätte. — Am 10. Juli: Zu meiner großen Freude wurde mir gesagt, daß die Indianer ein großes Verlangen ausgedrückt hätten, Alles zu verstehen, was ich sage, und daß sie es sehr bedauern, einen Dolmetscher nöthig zu haben. Dieß war besonders der Fall bei einem alten Manne, Willie, der Lacher genannt; dieser rief aus: o, wie thöricht war ich, daß ich nicht englisch gelernt habe, als ich noch jung war; jetzt hätte ich doch alles Gesagte verstanden, gerade so wie es gesagt worden ist. Es schien sogar, er denke, es sey auch jetzt noch nicht zu spät.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Martyrertod von Kaffalama.

№ IV. 1841.

Christliche Freunde!

Rasalama, die erste Blutzeugin JEsu Christi auf Madagascar, sehen wir auf unserem Kupferstiche in dem ernsten Augenblicke, als sie im Jahre 1837 auf dem Richtplatze angekommen, um Erlaubniß bat, niederzuknieen und zu beten. Ruhig kniet sie, empfiehlt ihren Geist in des Erlösers Hände, und empfängt in dieser Stellung die Speeresstöße von den Nachrichtern, deren drei oder vier hinter ihr und auf ihrer Seite ihre Speere durch die Rippen in ihr Herz stießen. Kurz war der Schmerz, triumphirend ihre Erlösung von allem Uebel, und ewig ist nun ihre Seligkeit. Ihr Körper wurde von wilden Hunden aufgezehrt, so daß Rafaravavy und ein Freund, die einige Zeit nachher die Stelle ihres Todes besuchten nur noch etliche Gebeine finden konnten. Ihr Name Rasalama ist zusammengesetzt aus dem Worte Ra, das man in Madagascar vor Eigennamen zu setzen pflegt, und aus dem im Morgenlande so viel gebräuchlichen Worte Salama, das Friede, Gesundheit, Glückseligkeit bedeutet. Hatte sie ja doch im Glauben Frieden gefunden.

Wie im Tode ihr Rafaralahy folgte, wie sechs von dem Christenhäuflein eine Zuflucht in England gefunden haben, ist im eilften Blatte von 1839 erzählt worden. Neun neue Opfer verlangte aber der Geist der Verfolgung, wie aus einem Briefe des Herrn Dr. Jones vom 20. Juli 1840 hervorgeht. Er schreibt aus Tananarivo:

Als ich am 3. Juli in der Hauptstadt angekommen war, hörte ich, daß auf der östlichen Seite der Stadt, bei Ifaliarivo 16 eingeborne Christen in Fesseln lägen, die ihr Urtheil erwarteten. Schon zwei Jahre lang war es ihnen gelungen, sich verborgen zu halten, und schöpften daraus Muth, ganz aus der Insel zu entfliehen, und einen sichern Ort auf Mauritius zu finden; aber ach, da sie bereits so weit gekommen waren, daß sie nach 3—4 Tagreisen Tamatave auf der Ostküste erreicht hätten, wurden sie eingeholt, gebunden, und in die Hauptstadt zurückgebracht. Zweien Personen, einem Mann und einer Frau, sagt man, soll es gelungen seyn, bei der Nacht, als die Wache schlief, zu entkommen, und sind bis jetzt noch nicht aufgefunden. Die Andern wurden — Jedes besonders — verhört, aber Alle stunden fest wie ein Fels. Von den Vierzehn wurden neun zum Tode verurtheilt, und der 9. Juli wurde zur Hinrichtung bestimmt.

Am Morgen dieses Tages begannen die Vorbereitungen zu dem schrecklichen Schauspiel mit großem Kanonendonner, und tausend Soldaten maschirten dem Paradeplatz zu. Gegen Mittag erschienen die ersten Beamten mit der öffentlichen Anklage gegen die sechszehn Christen, welche ergriffen worden seyen, weil sie den Versuch gemacht hätten, nach Mauritius zu entfliehen, und zu verkündigen, daß die Königin befohlen habe, neun derselben auf den Nachmittag hinzurichten. Das Abfeuern der Kanonen wurde den ganzen Tag in Zwischenräumen fortgesetzt. Zwischen drei und vier Uhr wurden die Christen jedes an einen Pfahl gebunden, und ganz nackend durch Männer längs der Westseite der Stadt auf den Richtplatz getragen. Nach kurzer Zwischenzeit wurde ein Zeichen mit einer Kanone gegeben, die Nachrichter traten hervor, die neun wurden augenblicklich zu todt gespießt, und ihre Geister flogen auf zu ewiger Herrlichkeit.

Paul und seine Gattin, Josua und seine Gattin, und Flora, oder Raminahy, die Gattin des nach England entflohenen David waren in der Zahl der Märtyrer; die Namen der Andern konnte ich nicht gewiß erfahren. Der Kopf von Paul, und von einem andern Manne wurden abgehauen und auf einen Pfahl gesteckt. Bemerkenswerth ist, daß die Kanone, welche den Nachrichtern das Zeichen gab, gesprungen ist und den

Artilleristen bedeutend beschädigt hat, was Viele als eine böse Vorbedeutung ansahen. Ueber das Schicksal der übrigen Fünf habe ich noch keine gewisse Kunde erlangt; Einige sagen, sie seyen in Sklaverei gekommen, aber es ist nicht gewiß.

Eine Missionsreise in der Südsee.

Der Plan des Missionars Williams, eine Reihe von Inseln der Südsee mit eingebornen Lehrern zu besetzen, wurde durch seine auf Erromanga im Dezember 1839 erfolgte Ermordung zwar eine Zeit lang unterbrochen, aber so wenig aufgehoben, daß vielmehr Missionar Heath auf den Samoainseln schon am 17. April an Bord des Missionsschiff Camden, Capitän Morgan stieg, um denselben zu verfolgen.

Seinen Berichten entheben wir folgende Stellen: 20. April 1840, am Bord des Camden. In der Versammlung unserer Samoa-Mission, welche zu Upolu am 30. Merz gehalten wurde, ward beschlossen, daß ich mich auf den Camden begebe, und Rotuma und Tanna, auf welchen Inseln der selige Br. Williams eingeborne Lehrer im vergangenen November aufgestellt hatte, besuche. Dann wurde auch angeordnet, daß ich noch mehrere Lehrer mitnehme, um diese Missionen zu verstärken; hierauf auch andere Inseln der Neu-Hebriden- und Neu-Caledonia-Gruppe besuche. Ich habe die Zuversicht, daß ich bei Annahme dieses wichtigen Auftrages auf dem Wege der Pflicht wandle, und daß der HErr der Missionen diesen Versuch Seines Segens würdigen werde. Man kam überein, 1) für uns zu beten, 2) während meiner Abwesenheit meinen Distrikt nicht außer Acht zu lassen, und daß 3) wenn ich weggenommen würde, Einige von ihnen folgen sollen.

Wir nahmen fünf Lehrer von Manono und Upolu, und fünf von Tutuila ein. Viele Lehrer haben ihre Dienste angetragen.

28. April. Als ich diesen Morgen früh auf's Verdeck kam, sah ich, daß wir nahe am Lande waren. In ein oder zwei Stunden ankerten wir an der nordwestlichen Spitze von Rotumah. Es kamen Eingeborne in ihren Booten. Sie waren ziemlich frei und gewandt, was ihrem Verkehr mit Wallfischfängern zuzuschreiben ist, aber gutgestimmt. Unter den ersten Besuchenden war Tokonua, der Mann der im November dem Br. Williams so sehr anlag, zwei Lehrer zurückzulassen, und der mit dem Häuptling seines Distrikts sprach, sie aufzunehmen. Er berichtete uns, daß die Lehrer bei Marof, dem Häuptlinge eines großen Distrikts, seyen, daß aber Rimakau, auf der entgegengesetzten Seite der Insel der größte Häuptling und zugleich der Oberpriester sey; man nennt ihn Kaiser. Ein anderer Häuptling in dem Distrikt, wo wir ankerten, ist Kausiliaf, dessen Geschäftsmann, Fusifaua, an Bord kam, aber gegen uns nicht gut gestimmt schien.

Tokonua sandte zwei Männer mit einem Boot ab, um unsern Lehrer zu holen; da er gebrochen Englisch spricht, so benützte ich die Zwischenzeit, um mit ihm das Wörterbuch, und Sentenzen für ein Buchstabirbuch, das wir im November von unsern Freunden erhielten, zu corrigiren und zu vermehren. Gegen Mittag kamen unsere Lehrer, Leiataua und Sau an; ihr Zusammentreffen mit ihren Frauen und Kindern, und mit den übrigen auf dem Camden angekommenen Samoaken war rührend. Sie bezeugten, daß Marof und seine Leute sie sehr gütig behandelt, doch das Christenthum noch nicht angenommen haben; sie hätten mit den andern Häuptlingen, Rimakau mit eingeschlossen, gesprochen, welche Alle sagten, Missionare und ihre Religion seyen sehr gut, und viele Leute wünschten sich zu diesen zu halten, aber sie dürften nicht, bis die Häuptlinge es genehmigen.

Nachmittags giengen die Lehrer mit ihren Frauen und Kindern an's Land, und Capitän Morgan, ich, und unsere Samoaner nahmen ein Boot, und giengen nach Noatau, um Morof zu besuchen. Er nahm uns sehr höflich auf, und wir beschenkten ihn mit zwei Beilen, einem rothen Hemd, und einem Messer, und nachdem wir ihm für seine Gefälligkeit gegen die Lehrer gedankt hatten, entspann sich eine lange Unterhaltung mit ihm über Religion. Da er auch etwas englisch spricht, bedurften wir keinen Dolmetscher. Er gab zu, unsere Religion sey gut, böse Menschen gehen zur Hölle, und gute in den Himmel, setzte aber hinzu, daß er jetzt noch nicht umkehren könne. Ich fragte: Wer ist denn Ihr Gott? Ach, antwortete er, ich glaube es nicht, ich glaube es gar nicht — er lehnte es ab, mir die Namen zu nennen. Nachher erfuhr ich die Namen von dreien ihrer großen Götter, Langafuat, Tokonua, und Kautani, und daß die niedern Gottheiten sehr zahlreich seyen.

Nachher baten wir den Häuptling um Erlaubniß, eine Gebetsversammlung in der Samoasprache zu halten; aber er meinte, es wäre besser, wenn wir in des Lehrers Haus giengen, er wolle dann herumgehen, und die Leute schicken. Wir hielten nun unser Gebet außen vor dem Hause und Einige kamen herzu, um zuzusehen; aber zudringliche Frauenspersonen kamen und trieben sie fort. Wir sangen zwei Lieder und Teava betete. Wir machten noch mit unsern Lehrern aus, den andern Tag den Häuptling Rimakau zu besuchen, und begaben uns auf das Schiff zurück.

29. April. Da wir hörten, daß einige Neuseeländer auf der Insel wohnen, und daß Einer davon als Lehrer von den Methodisten auf Samoa gebraucht worden sey, so schickte ich nach ihnen; als sie kamen, erkannte ich unter ihnen Pita, den Lehrer. Er sagte, er halte mit zwei oder dreien seiner Landsleute Gottesdienst, aber noch kein Einwohner von Rotumah habe sich an sie angeschlossen, was Einige gern thun würden, wenn sie sich nicht vor den Häuptlingen fürchteten.

Als wir darauf Rimakau besuchten, kam er uns entgegen, und schüttelte uns die Hände. Zu mir sagte er, ich sey stolz, weil ich die Brille aufgesetzt hatte, und führte uns zu einem sehr gemeinen Hause, welches er des Königs Palast nannte. Ehe wir Zeit hatten, von unserem Auftrage etwas zu sagen, begann der Häuptling den Capitän zu fragen, ob er in Tonga gewesen sey, und nach den Häuptlingen und dem Krieg daselbst sich zu erkundigen, aber in so schlechtem Englisch, daß wir nur hie und da etwas auffangen konnten, um zu wissen, was er meine. Er bedeutete uns, er kenne unsere Religion; Jehovah habe einen Mann erschaffen aus Erde, eine Rippe ihm genommen, und eine Frau daraus gemacht — Jehovah sey böse über Tanaroa (den großen Gott in der Südsee, welchen er für Satan unterstellte) und habe ihn genommen, und in's Feuer geworfen. Er setzte hinzu, sie in Rotumah wollten nicht so hoch hinauf als der Himmel, sie könnten sich recht gut unten befinden, und Feuer sey etwas ganz Gutes. Capitän Morgan und ich versuchten hin und wieder etliche Worte über den Gegenstand unsers Besuches anzubringen, jedesmal aber wendete er das Gespräch wieder. Als wir einmal Zugang zu seinen Ohren hatten, deutete er an, er fürchte Lehrer aus Samoa bei sich zu haben, weil, wenn ihnen etwas Uebels widerführe, die Samoaner kommen und Krieg anfangen würden, und setzte hinzu, es wäre für sie besser, wenn sie bei Marof und Kausiliaf wohnten. Als unsere Samoa-Lehrer in sein Haus traten, wurde er sehr aufgeregt, und sprach bald in gebrochenem Englisch, bald in Tonga, bald in Samoa-Sprache über alle die großen Chefs von Samoa, lebenden und todten, über ihre Kriege und Heldenthaten. Augenscheinlich hatte er zuviel Kawa getrunken. Endlich bezeichnete man uns einen jungen Mann, der auf Samoa gewesen war; dieser machte auf meine Bitte den Dolmetscher, durch welchen ich Satz für Satz die Hauptgrundsätze unserer Religion dem Rimakau darlegte, und den Wunsch ausdrückte, daß er einen oder zwei Samoa-Lehrer bei sich aufnehme, bis ein weißer Missionar kommen könne. Mit diesem lagen wir ihm immer wieder auf's Neue an, aber vergeblich; er antwortete, sie sollten nur bei Marof bleiben, denn er werde vielleicht Krieg anfangen, da er der einzige Krieger auf der Insel sey.

Man fieng nun an, Kawa zu bereiten, das ein berauschendes Getränke ist, deßwegen zogen wir uns zurück, ob schon der Häuptling erwartet hatte, wir würden mit ihm trinken.

Wir waren sehr dankbar, daß wir an Marof einen Freund gefunden hatten, dessen Einfluß im Steigen ist, da er dem Oberpriester nachfolgen wird. Den Häuptling des Dorfes, an dem wir vor Anker lagen, fragte ich, ob er einen Lehrer haben wolle; er nahm aber wenig Notiz davon, schien vielmehr abgeneigt, gieng weg, und warf sich wie todt auf die Erde. Der Kawa gab uns den Aufschluß; man trinkt zwanzig, dreißig, vierzigmal des Tages davon. Rotumah hat vielleicht nur 12 Stunden im Umfang, besitzt aber doch eine dichte Bevölkerung von vielleicht mehr als 12000 Seelen.

Wir ließen einen kräftigen Jüngling, Jacoba, als Lehrer auf der Insel. Zwei Samoaner, welche als Heiden hieher gekommen waren, bekennen sich jetzt zum Christenthum, so wie auch Einer aus den Harvey-Inseln. Hier und an dem Orte, wo die Neuseeländer wohnen, ist also christlicher Gottesdienst. Möchte doch der ganze Teig durchsäuert werden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Tagoma in Neuseeland.

No. V. 1841.

Christliche Freunde!

Unter die christlichen „Abenteurer", welche zuerst das schwere, gefährliche Unternehmen begannen, auf ein wildes, kannibalisches Volk mit dem Evangelium von JEsu Christo einzuwirken, zählen wir auch den Catechisten, Herrn King, der schon im Jahre 1814 die Station Rangihua in Neuseeland gründen half. Im Jahre 1832 wurde für nöthig erachtet, diese Station nach Tepuna, eine kleine Stunde entfernt, zu verlegen, weil die Gebäulichkeiten zu Rangihua in Zerfall kamen, und die Station auch mehr Land zum Anbau erforderte, als hier gefunden wurde. Noch jetzt, nach 27 Jahren voller Gefahren, Entbehrungen und Mühen, setzt Herr King seine Arbeit der Liebe mit der Hülfe des HErrn täglich fort.

Eine Missionsreise in der Südsee.

(Fortsetzung.)

1840. 4. Mai. Morgens 6 Uhr gieng ich auf's Verdeck und fand die Insel Futuna (Eranan) auf unserer Seite liegen. Bald darauf bekamen wir Anatom und Tanna ins Gesicht, alsdann Niua (Immer). Jetzt wurde auf dem Schiff Alles rege; ich ordnete die Lehrer paarweise, und bestimmte, daß zu den drei, welche der selige Williams auf Tanna gelassen hatte, noch zwei weitere sich dahin begeben, auf jeder Insel aber, wo wir einem Erfolge entgegen sehen dürften, zwei Lehrer sich niederlassen sollten. Mit den fünf aus Tutuila gieng es etwas schwer, da sie Alle beisammen bleiben wollten.

Um 11 Uhr waren wir nahe bei Tanna. Im Andenken an die traurige Katastrophe zu Erromanga (das wir im Gesicht hatten), beschlossen wir, alle Vorsicht anzuwenden, und nicht in die Resolutions-Bay einzulaufen, bis wir vorher mit den Lehrern daselbst, und mit etlichen Häuptlingen gesprochen hätten. Dieß stand aber etwas lange an, da die Kanots wegen der hohen See nicht zur Schiffsseite gelangen konnten. Endlich gelang es einem dieser Boote; wir fanden die Insulaner darin freundlich, und mit unsern Lehrern bekannt. Wir bewogen Etliche, an Bord zu kommen, und gaben ihnen und den Andern Fischangeln, um sie zu vermögen, etliche der Lehrer zu holen. Um 4 Uhr kam der Lehrer Salamea, und mit ihm Naurita, der alte Häuptling, der den seligen Williams zuerst begrüßt hatte, und der sich auch zum Dolmetscher hatte gebrauchen lassen, als das Schiff, Favorite, nach Erromanga gieng, um die Gebeine unsers getödteten Freundes zu holen.

Unsere Lehrer hatten noch sehr wenig von der Sprache gelernt, Naurita aber hatte etwas Samoanisch aufgesammelt, und ich Einiges von der Tanna-Sprache, so daß wir ziemlich ordentlich unsere Gedanken austauschen konnten. Wir erfuhren, daß drei Häuptlinge und dreißig bis vierzig Personen zum Gottesdienste zusammenkommen, daß die Lehrer sehr gut behandelt worden seyen, daß man die Leute aber doch noch nicht Christen heißen könne. Durch solche Versicherungen ermuthiget, beschlossen wir, in den Hafen einzulaufen, und dort Anker zu werfen, doch nicht ohne Vorsichtsmaßregeln.

Tanna heißt: Land; die Eingebornen nennen die ganze Insel Tanna Sore, d. i. das große Land. Erupabo ist daher der Name eines großen Distrikts, wovon Resolution-Bay ein Theil ist.

Die Männer gehen mit Ausnahme einer leichten Bedeckung um

die Lenden, ganz nackt; die Frauenspersonen tragen einen rohen Umschlag, von Pandanus-Blättern gewoben, um den Leib, und um die Schultern. Die Farbe des Körpers ist dunkler als die der Samoaner, doch nicht schwarz. Sie sind nicht tätowirt.

Als wir ankerten kamen mehrere Kanots an unsere Seite, wir ließen jedoch nur wenige, und besonders Häuptlinge, an Bord zu, und wollten erst am andern Morgen ans Land gehen. Die an Bord Gekommenen betrugen sich sehr gut und hatten an den zwei Kindern des Kapitäns eine ausnehmende Freude. Die helle Farbe der Haare des kleinen Töchterchens zog sie gar sehr an, und einige Häuptlinge erbaten sich Locken davon.

Mit Naurita sprachen wir über Besetzung benachbarter Inseln mit Lehrern; wir dachten, einen Versuch zu Niua, Anatom und Erromanga zu machen, da wir vernommen hatten, daß nicht Alle so seyen wie die Mörder unseres Freundes. Er machte wegen Anatom Einwendungen, weil die Leute sehr böse seyen; mit den andern war er einverstanden, und erbot sich uns zum Dolmetscher, weil er zu Niua und Erromanga Freunde habe.

Zu den drei Lehrern, welche Herr Williams hier gelassen hatte, bestimmten wir noch zwei weitere, so daß es jetzt fünf sind, von welchen zwei ihre Gattinnen jetzt besitzen, die wir mitgebracht haben.

Am 5. Mai. Einige Häuptlinge, die wir über Nacht an Bord hatten, und Andre, die diesen Morgen kamen, versammelten wir auf dem Verdeck, legten ihnen das Ziel, das wir als christliche Missionare verfolgen, auseinander, gaben ihnen unsern Dank über die gute Behandlung der Lehrer zu erkennen, sprachen unsern Wunsch aus, daß sie ihre Alema, (Götter) wegwerfen und Jehovah anbeten sollten — dann würden später weiße Missionare kommen, und bei ihnen wohnen. Sie antworteten, das sey Alles gut, sie wollten mit ihren Leuten darüber sprechen, und bezeugten eine große Freude darüber, daß sie auf weiße Missionare hoffen dürften.

Gegen Mittag fuhr ich mit den Lehrern dem Lande zu, und blieb etwa eine Stunde lang daselbst, während Capitän Morgan auf dem Boote blieb, aus Besorgniß eines Ueberfalles. Als ich an's Land stieg, führte mich ein Häuptling an der Hand unter drei bis vierhundert Männer, welche mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren.

Als ich nun eine geschickte Stelle erreicht hatte, war ich eine Stunde lang beschäftigt, den Häuptlingen, die gegen unsere Lehrer freundlich waren, Geschenke zu machen, und Fischangeln gegen Yamswurzeln und Kuriositäten auszutauschen. Es wurden einige solcher Wurzeln entwendet, und zum zweitenmal mir zum Kaufe gegeben; ich hatte keine Sorge darum, nur äußerte ich gegen Häuptlinge, daß ich wohl darum wisse. Sehr müde von vielem Sprechen und von dem mich umgebenden Lärmen kehrte ich auf's Boot zurück, wo ich den Kapitän in gleicher Beschäftigung des Tauschhandels traf. Auch am 6. Mai hatte ich viel Umgang mit den Insulanern, und kam zur Ueberzeugung, daß sie Menschenfresser sind, ob schon Mehrere dieses geläugnet hatten. Naurita gab mir wiederholt seine Bereitwilligkeit zu erkennen, uns nach Niua und Erromanga zu begleiten; weiter mit uns zu gehen, riethen ihm aber seine Freunde ab.

Am 7. Mai Morgens früh nahmen wir Naurita sammt drei Begleitern an Bord, und segelten Niua zu. Schon um 10 Uhr Vormittag waren wir auf der Höhe von Niua, konnten aber erst den andern Tag landen, und zwei Lehrer, Atamu und Jona, dort lassen.

Gott sey Dank für den Erfolg dieser zwei angstvollen Tage! Ein heftiger Wind, eine unruhige See,

ein schlechter Landungsplatz waren ungünstige Umstände — aber Alles hat gut geendiget.

Mai 9. Wir steuern jetzt Erromanga zu, wo unser betrauerter Bruder Williams fiel. Sollen wir hier zwei Lehrer aufstellen? Wenn es Gottes Wille ist, wollen wir's thun, doch in einem andern Theile der Insel.

Mai 10. Es hat sich gezeigt, daß es göttlicher Wille ist. Wir haben zwei Lehrer aufgestellt auf Erromanga, auf derselben Insel, wo vor 6 Monaten unsere Freunde erschlagen wurden!

War es nicht unklug, dieses zu thun? Gar nicht; alle Leute auf dem Schiffe sind der Meinung, daß die Leute, unter welchen sie gelassen wurden, die bestgesinnten auf den Neuhebriden seyen. Aber für Capitän Morgan und mich war es der ängstlichste Tag dieser Woche.

Als wir uns dem Landungsplatze näherten, wohin uns Naurita leitete, kam uns ein Kanot entgegen; die Leute in demselben waren anfänglich scheu, weil sie sahen, daß wir Männer aus Niua und Tanna am Bord hatten, doch kamen sie ganz nahe an unsere Seite, und bald nahmen wir Etliche ins Schiff, nachdem wir ihnen Zeichen unserer guten Absichten gegeben hatten. Naurita und zwei Lehrer, Lasaro und Noa, giengen ans Land, um den Bewohnern von unserm Auftrag zu sagen, und die Häuptlinge an Bord einzuladen. Sie kehrten mit einem zweiten Kanot zurück mit Nauari, Neaiue, und andern Häuptlingen, welche den Wunsch ausdrückten, Lehrer bei sich zu haben. Nachdem ich sie beschenkt hatte, sagte ich ihnen von der Liebe der Engländer gegen sie, und von unsrem Wunsche, daß sie lernen sollten, Jehovah anzubeten. Mit lächelndem Gesichte riefen sie öfters aus: aramai, aramai! Gut, gut!

Aber nun gab es Schwierigkeit, wie alle Parthieen ans Land zu schicken, und auch unsere Dolmetscher, die hinten geblieben waren, mitzubringen. Wir hatten Naurita versprochen, das Boot sollte gehen; das geschah aber, ehe wir wußten, daß man in Kanots gehen könne. Während wir darüber sprachen, giengen beide Kanots fort, und ließen die Häuptlinge mit ihren Begleitern an Bord. Da war nun kein anderer Rath mehr, als eben das Boot gehen zu lassen, welches zwei mal den Weg machen mußte. Kapitän Morgan fühlte einige Besorgniß, und gieng vorsichtig zu Werk. Und als zwei Kanots herankamen, während man sich dem Lande näherte, und er sah, daß die Einwohner Bogen und Pfeile in's Kanot brachten, und die Felsen auf beiden Seiten des Einganges besetzten, wurde er ganz beunruhiget. Aber Alles gieng gut; die Bogen und Pfeile waren zum Handel bestimmt, und als die Leute sahen, daß unsere Mannschaft schüchtern war, thaten sie Alles, um Vertrauen einzuflößen.

Bei der zweiten Fahrt kam einer der Lehrer, der schon mehrere Stunden am Lande gewesen war, in's Boot, um zu sagen, daß die Leute sehr freundlich seyen, und daß Gott gnädig gegen sie gewesen sey. Diese beiden Apostel hatten die Leute mit guten Hoffnungen verlassen. Mit den Häuptlingen an Bord hatten wir viele Unterredungen, und die Lehrer und die Bootsmannschaft sahen auch ihr Betragen am Lande, und Alle stimmen darin überein, daß sie die bestgesinnten und freundlichsten Leute seyen, die sie angetroffen hätten; es war das erste Mal, daß ein Schiff hier angelegt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Anstalt in Stuttgart.

Die Basler Stiftung zu Liberia in Afrika.

Christliche Freunde!

Wir erblicken auf dem Kupferstiche eine Abbildung der heißen Quellen, welche sich zu Bokischur, im Distrikt Birbuhm, in Ostindien befinden. Dieselben haben einen schwefelichten Geruch und Geschmack, und werden in Krankheiten benützt. Ueber 100 kleine Tempel, dem Siwa geweihet, umgeben dieselben. Das Volk brüstet sich mit den heißen Quellen, und fragen nicht selten die Missionare, ob ihr Gott auch etwas so Wundervolles hervorbringen könne. Es werden an diesem Orte Märkte gehalten, welche den Missionaren Gelegenheit geben, das Evangelium vor großen Schaaren von Zuhörern zu verkündigen.

Eine Missionsreise in der Südsee.

(Schluß.)

Die Insel Erromanga ist vulkanisch, und mag etliche und sechszig Stunden im Umfang haben. Die Farbe der Bewohner ist dunkler als auf Tanna, Einige waren glänzend schwarz bemalt. Das Haar ist kraus, aber nicht wollig. Viele haben ein feines Aussehen, besonders bewunderte ich den Häuptling Nauari. Man sagte ihnen von der Ermordung unserer Freunde Williams und Harris, worauf sie erwiederten, daß Mehrere der Mörder gestorben seyen; die Leute meinten, dieß sey eine Strafe von Williams Gott. Ob sie an Krankheit, oder gewaltsamen Todes gestorben sind, konnte ich nicht erfahren.

Die Mundart von Erromanga ist sehr verschieden von der auf Tanna, noch mehr von der auf Immer.

Mai 11. Nicht ohne große Unbequemlichkeit hätten wir nach Eranan kommen können, sonst hätten wir auch da Lehrer gelassen. Der Wind war uns so weit günstig, daß wir bei einer langen Richtung nordwärts in der Nacht, diesen Morgen früh Tanna wieder erreichten, wo wir einen vergnügten Sonntag feierten. Naurita und fünf Andere waren bei uns. Während unser Boot sich zum Einlaufen bereitete, kamen etliche Kanots her, denen wir allen Geschenke gaben, hauptsächlich aber auch an Naurita, der uns unschätzbare Dienste geleistet hatte. Einer von den Häuptlingen bat uns, auf unserer Wiederkehr fünf Lehrer mehr zu bringen, drei für Eranan und zwei weitere für Tanna.

Hinsichtlich der Fruchtbarkeit habe ich keine Insel angetroffen, welche Tanna gleich käme. Pflanzungen von Yams sieht man nach allen Richtungen. Wir kauften viele, die zwei und drei Fuß lang, und von vortrefflicher Qualität waren. Als unsere Freunde im November hier waren, erhielten sie von den Bewohnern Feigen und andere Früchte; wir aber waren im Winter hier, und erhielten keine. In den nördlichen Distrikten von Tanna, so wie auf Erromanga ist Ueberfluß an Sandelholz. Die Neuhebriden werden mit der Zeit die Samoa-Inseln noch übertreffen hinsichtlich des Handels. Man sagte uns, die Leute in diesem Distrikt seyen Menschenfresser, und es ist wahr. Seitdem unsere Lehrer sich hier aufgehalten, haben sie zwei menschliche Leichname gefunden, welche für die Küche zubereitet waren. Man verlangte Ersatz für diese zwei Menschenleben, und ein Schwein wurde dafür gegeben.

Die drei Lehrer, welche Herr Williams hier gelassen hatte, waren alle am Wechselfieber krank, dessen Grund wohl im kalten Klima lie-

gen mag; wir gaben ihnen Arzneimittel. Lalolangi wäre gerne mit uns zurückgekehrt; weil dieß aber auf seine Mitarbeiter entmuthigend eingewirkt hätte, überredete ich ihn, wenigstens noch ein Jahr länger zu bleiben.

Am 12. Mai Morgens befanden wir uns nur 15 Meilen von den Loyalty-Inseln, eine ausgedehnte Gruppe, von welcher nur Weniges bekannt ist. Beim Vorbeifahren mußte ich ausrufen: „Abermals hier ein Missionsfeld, fast in der Mitte zwischen Tanna und der Fichteninsel, nur eine Tagreise zur See von jeder entfernt. O daß dasselbe bald bestellt würde!" Aber ach, wie soll dieses Feld, wie sollen die andern großen Felder bestellt werden, wenn nicht die Gemeinde des HErrn in der Heimath ihren Eifer verdoppelt? Würden wir noch weiter nordwestlich fahren, welche unzählige Menge von Inseln begegneten da unserer Aufmerksamkeit! Unter ihnen Neu-Georgien, Neu-Irland, Neubrittanien und Neu-Guinea, und noch nördlicher die Carolinen!

Abends 10 Uhr kam die Fichten-Insel ins Gesicht, und als ich am 13. Mai Morgens auf das Verdeck kam, fand ich, daß wir uns auf der Nordostseite der Insel befanden, welche ihren Namen mit allem Rechte trägt. Die Küste ist zum Theil ziemlich flach, höher ist das Land im Innern, und in der Mitte erhebt sich ein 2,000 Fuß hoher Berg. Der Riffe wegen konnten wir keinen Eingang finden, und erst am 15. Mai Morgens waren wir dem Lande so nahe, daß wir uns mit der Insel in Verbindung setzen konnten; es kamen bald zwei, drei Kanots, denen im Lauf des Tages noch mehrere folgten. So hatten wir denn wirklich den ganzen Tag Umgang mit Insulanern, und der Erfolg davon war wieder günstig. Lobe den HErrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat! In dem ersten Kanot befanden sich vier Männer; sie hielten Cokosnüsse zum Tausch in die Höhe, waren aber scheu, und hielten sich längere Zeit in Entfernung. Wir winkten ihnen, und zeigten Fischangeln und rothe Tücher; sie kamen jedoch nicht ganz nahe herbei, bis ich ein Beil empor hielt. Dieses brachte sie an des Schiffes Seite, es begann ein Tauschhandel, und das Beil schenkten wir ihnen. Nach einiger Zeit kamen drei Männer an Bord, welchen wir den Vorschlag machten, sie sollten bei uns bleiben, während wir zwei Lehrer ans Land schickten, um die Männer aus Tonga aufzusuchen, und den Zweck unseres Kommens bekannt zu machen. Noa und Fauvasa giengen. Es kamen noch mehrere Kanots, deren Mannschaft mehrere Stunden auf dem Verdeck war. Sie betrugen sich gut, nur Einer entwendete eine Kleinigkeit von des Kochs Platz, was uns Veranlassung gab, einen Theil wieder ans Land zu schicken. In der Zwischenzeit kam ein großes Doppelboot, in welchem sich ein Häuptling befand, den wir mit zweien seiner Leute an Bord nahmen. Wir machten ihm, wie früher schon den Andern, unsern Wunsch bekannt, zwei Samoa-Lehrer auf der Insel zu lassen. Sie schienen alle darüber vergnügt, und wir suchten ihnen durch Zeichen, und durch einige aufgefangene Worte deutlich zu machen, daß sie gelehrt werden sollen zu lesen, und zu Gott im Himmel zu beten. Von dem Häuptling Taul erhielten wir eine kleine Wörtersammlung; er nahm in unserer Kajüte eine Mahlzeit ein, dessen Ueberreste wir seinen Leuten auf dem Verdecke schicken wollten; dieß verbot er aber streng, und sagte, es sey anale (verboten). Daraus merkten wir, daß hier das Tabu-System herrsche. Als unsere zwei Lehrer vom Lande zurückkehrten, erfreuten sie uns mit ihrer Erzählung von der Freundlichkeit, die ihnen dort erzeigt worden ist. Die Leute freuten sich über die Nachricht, daß zwei Lehrer bei ihnen

bleiben werden. Sie hatten schon zweimal mit einem Hausvoll Leute gebetet. Zuerst knieten die Leute mit ihren Keulen und Speeren in der Hand nieder; auf des Lehrers Noa Bemerkung, daß sich dieses nicht schicke, rannten sie davon, warfen ihre Waffen in den Busch, und kamen zurück, und beteten mit den Lehrern.

Als wir nun unsern Zweck erreicht sahen, machten wir den Häuptlingen, Taul und Laasiumi, welche die Sorge für die Lehrer übernommen hatten, Geschenke, nahmen rührenden Abschied von den Lehrern Noa und Daniela, und sandten sie in einem großen Kanot ans Land. Siehe gnädig herab, o HErr! auch auf diesen Versuch, Dein herrliches Evangelium auszubreiten!

18. Mai. Gegen Mittag kam Neu-Caledonien ins Gesicht, aber erst zwischen 5 und 6 Uhr konnten wir durch eine Oeffnung in den Riffen in den Hafen St. Vincent einlaufen. Schon war es dunkel, als wir ankerten; es kamen keine Einwohner, doch zündeten Einige, die uns bemerkt hatten, ein Feuer an.

19. Mai. Bald nach Sonnenaufgang kam ein Kanot zum Tauschhandel; wir kauften um Abgänge von rothem Tuch (hier gute Münze) sammt Fischangeln, Alles, was sie brachten: Netze, Keulen, Speere, Muscheln, auch ein wenig, aber auch nur ein wenig, Yamswurzeln, wofür sie einen hohen Preis forderten; auch ein Stück Taro brachte man.

Bald kam noch ein Kanot mit ähnlichen Artikeln zum Handel. Es glückte uns, zween Männer zu bereden, an Bord zu kommen, zu denen nachher noch zwei weitere kamen; mehr aber wollten wir nicht zulassen. Vom Umgang mit diesen bildete ich mir wieder ein kleines Wörterbuch, wunderte mich aber, daß ich unter fünfzig Wörtern nur zwei fand, die auch auf der Fichteninsel vorkamen. Den Eingebornen am Bord schlug ich vor, sie sollten bei uns bleiben, so lange wir die zwei Lehrer, Fauvasa und Pagisa, ans Land schickten, um zu versuchen, mit Häuptlingen bekannt zu werden, und sie an Bord zu bringen. Dieser Plan gieng ganz gut vor sich auf der Fichteninsel. Unsere zwei Lehrer aber waren erschrocken, als sie das Schiff verließen, weil Einige der Eingebornen auf verschiedene Stellen des Landes gewiesen hatten, und gesagt: da und da ißt man Menschen. Es ist nichts ungewöhnliches, daß die Bewohner einer Insel auf eine andere, oder auch die Bewohner einer Gegend auf eine andere derselben Insel deuten, und sagen: da ißt man Menschenfleisch. Aber unsere zwei Lehrer waren furchtsam; als sie das Land erreichten, blieben sie nur etliche Minuten dort, und erklärten bei ihrer Rückkunft, sie fürchteten sich, sich hier niederzulassen.

Am 21. Mai verließen wir den Hafen St. Vincent, und erreichten am 9ten Juni Sydney auf Neusüdwales.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Missions-Station zu Mantumin in Liberia.

No. VII. 1841.

Christliche Freunde!

Der Name Judson ist unter den Freunden evangelischer Missionen lange schon ein geliebter und geachteter. Mehr als ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit dieser treue Knecht des HErrn seine Wohnung unter den halbcivilisirten Birmanen aufgeschlagen hat. Viele Leiden hat er erduldet, aber die gnädige Hand Gottes hat ihn bisher erhalten; er darf Zeuge seyn eines großen Werkes, das in diesem Theile des Missionsfeldes ruhige zwar, aber feste und sichere Fortschritte macht.

Judsons Wohnung zu Maulmein, und die Missionsdruckerei daselbst sehen wir auf dem Kupferstiche. Die Stadt Maulmein liegt auf der englischen Seite des Flusses Salwen, und die Mission daselbst wurde mit der Stadt im Jahr 1827 gegründet. Diese Mission ist nun die Hauptstation der Baptisten-Missionare in Birmah unter der Pflege unserer amerikanischen Brüder, und besitzt außer der Druckerei noch fünf Häuser für Missionare, eine englische Kapelle, eine große Kapelle für Eingeborne, nebst mehreren kleineren in verschiedenen Stadttheilen.

Die Druckerei ist aus Backsteinen erbaut, zwei Stockwerk hoch, 136 Fuß lang, und 56 Fuß breit; sie enthält vier Handpressen und eine Maschine; zwölf Güsse englischer Lettern, einen Birmanischen, einen Karenischen und einen in Taling. Von diesen letztern sind Matrizen und Bunzen vorhanden, so daß man immer diese Lettern gießen kann. Die Kosten beliefen sich aber ungemein hoch, da man zum Guß des Birmanischen allein bei tausend Matrizen bedarf. Nun sind noch Bunzen und Matrizen zu einem neuen Birmanischen Guße bestellt, der um ein Drittel kleinere Buchstaben liefert. Im obern Stockwerk sind die Vorräthe und die Buchbinderei, welche eben so, wie die Druckerei von Eingebornen versehen wird, deren gewöhnlich fünf und zwanzig in diesem Hause beschäftigt sind.

Hier war es auch, wo vor sieben Jahren der würdige Judson das Glück hatte, seine Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift in die birmanische Sprache zu vollenden. „Gott sey Dank," (schrieb er am 31. Januar 1834.) „Gott sey Dank! Ich kann nun sagen: ich bin fertig. Mit dem letzten Bogen in der Hand kniete ich vor Ihm nieder, und flehte um Seine Vergebung aller Sünden, die meine Arbeit befleckt haben, und bat um Seinen Beistand für die künftigen Bestrebungen, die Fehler und Unvollkommenheiten, die diesem Werke nothwendig ankleben, zu entfernen. Ich habe es Seiner Gnade und Barmherzigkeit empfohlen, Seinem Ruhm und Preis es geweihet. Möchte Er nun Sein göttliches Wort, das jetzt ganz in der birmanischen Sprache vorhanden ist, zum großen Werkzeug machen, wodurch ganz Birmah erfüllt werde mit Lobliedern auf unsern großen Gott und Heiland JEsum Christum! Amen."

Das kleinere Gebäude ist Judsons Wohnung mit drei größern und zwei kleineren Zimmern; es ist gebaut wie die Häuser der Birmanen, nur größer und besser, und kostete etwa siebenhundert und fünfzig Gulden.

Mission unter den Tambukis in Süd-Afrika.

Missionar J. Read am Katriver (Katzenflusse) schreibt unterm 12. Okt. 1840:

Nach einer glücklichen Reise vom Katriver aus gelangten wir am 4. August in dem Kraal des Tambuki Häuptlings Jumba an, dessen Bruder Pala, ein ganz vortrefflicher Mann, uns herzlich bewillkommte. Der Name des Platzes ist Zuponda, und so wird auch die hier zu errichtende Station heißen. Wir

fanden das Land ungemein bevölkert, die Kraale (Dorfschaften) sehr zahlreich; der Boden war sehr dürr, das Vieh war armselig; man konnte sich keine Milch verschaffen, und die Leute, selbst die Häuptlinge, litten an Hunger. Man überfiel uns mit Bitten um Lebensmittel, so daß unser Vorrath bald nahe zusammen gieng. Den Häuptlingen Pala und Pamba machten wir Geschenke, und jeder der Frauen verehrten wir ein Tuch um den Kopf.

Pala bedauerte sehr die Abwesenheit seines Bruders Jumba, weil, bis er gekommen war, nichts zu Errichtung eines Hauses vorgenommen werden konnte; doch fällten wir in der Woche Holz, hieben Rohr, und machten auch einen Platz zum Gottesdienst zurecht, der freilich nur in einem runden Gehäge besteht, innerhalb welches wir Sitze aufschlugen, und Morgens und Abends uns um ein großes Feuer zum Gebet versammelten. Alle Tambukis kamen regelmäßig herbei, wo ich mit großer Freimüthigkeit ihnen JEsum verkündigte. Die zwei Diakone, der Dolmetscher, mein Sohn Joseph, und der Fingu Bruder, der uns vom Katriver begleitete, hielten gelegenheitlich Ansprachen an sie, und wurden geduldig angehört. Der Häuptling hat drei runde Hütten zu unserer Verfügung gestellt, von denen ich eine mit meinen zwei Kindern bei Tag bewohnte, des Nachts begaben wir uns aber in unsern Wagen.

Am zweiten Abend nach unserer Ankunft hörten wir noch spät Abends, daß ein alter Mann und seine Frau von ihren Verwandten auf die Spitze eines Abhangs geführt worden seyen, um hier vor Hunger und Kälte umzukommen. Gleich am andern Morgen früh begab ich mich zu Pala, um die Erlaubniß zu bitten, einen Versuch zu ihrer Rettung zu machen. Nichts in der Welt hätte ihn mehr zum Erstaunen gebracht, als unsere Bitte; er sagte, ihre Verwandten könnten ihnen nichts geben, und es gebe ein Gesetz, daß solche Personen nicht in ihren Hütten oder selbst nur im Kraal leben dürften; sonst müßte die ganze Nachbarschaft aufbrechen und anders wohin ziehen. Er habe nichts dagegen, wenn wir ihnen Lebensmittel sendeten, aber in den Kraal dürfen sie nimmer gebracht werden. Den andern Tag kam ihr Sohn, und protestirte gegen unser Verfahren, indem er sagte, er habe schon lange gewünscht, die Heimath zu verlassen, und könne nicht eher fort, bis Vater und Mutter gestorben seyen, wir aber hindern sie am Sterben, weil wir ihnen Nahrungsmittel geben.

Jedoch wir retteten das Leben dieser alten Leute für diese Zeit, indem wir ihnen täglich Nahrung zuschickten, sie erholten sich wieder und kamen in ihr Haus zurück und unser Dolmetscher sammt unserm Fingu Bruder besuchten sie täglich, und machten sie mit JEsu bekannt. Den Erfolg wird die Ewigkeit entdecken.

Sobald der Häuptling Jumba zurückgekehrt war, hatten wir eine lange Unterredung mit ihm und seinem Bruder Pala wegen der Mission. Ich versicherte ihn, unser einiger Zweck sey, seinem Volke den Willen Gottes bekannt zu machen, und ihnen für Zeit und Ewigkeit wohl zu thun. Sie bezeugten Ehrfurcht vor meinem Sohne Joseph, und hofften, er dürfte bei ihnen bleiben. Als über die Stelle, wo die Gebäude aufgeführt werden sollten, berathen wurde, schien ihr Wunsch hervorzuleuchten, daß die Station in einiger Entfernung von ihrem Kraal sich befinden möchte; dagegen bat ich, daß die Stelle dem Kraal so nahe als möglich liegen möchte. Endlich kam ein Platz in Vorschlag, der die Möglichkeit zuließ, daß die Leute Morgens und Abends zu uns kommen können, und als wir nun mit einander im Reinen waren, waren die Häuptlinge sehr vergnügt, besonders Jumba, der nie versäumte, in unsere Andachten bei Tagesanbruch, Mittags und Abends zu kommen;

manchmal blieb er auch noch länger, um über das, was er gehört hatte, Fragen zu stellen. Einmal sagte er, sein Herz werde manchmal so voll, wenn er dem göttlichen Wort zuhöre, daß er laut weinen könnte. Als von der Sündfluth und dem Regenbogen die Rede war, meinte er, es sey gut gewesen, daß das Rindvieh, Schafe, Pferde und dergleichen erhalten worden seyen; es sey ohnehin Schade, daß Schlangen und Wölfe beim Leben blieben — diese hätten Alle umkommen dürfen, da sie für Menschen und Vieh verderblich seyen.

Am Samstag machte Jumba bekannt, der nächste Tag werde ein Sabbath, (Ruhetag) seyn; und wirklich kamen viele Tambukis, und keine Arbeit wurde am Sonntag verrichtet — Alles war ruhig, so daß ich einen der vergnügtesten Sabbathtage hier unter den Tambukis verlebte. Montags giengen wir an die Arbeit, ein Haus für meinen Sohn, und Gebäude zur Schule und zum Gottesdienst aufzurichten. Wir hatten nichts als Weidenholz und Rohr, so daß unsere Gebäulichkeiten nur sehr leicht ausfallen. Weil uns aber hiezu noch Manches mangelte, begab sich mein Sohn den andern Tag nach Philippston, und wir hielten uns strenge zur Arbeit, um das Haus für ihn bis zu seiner Zurückkunft fertig zu haben. Am Ende des zwölften Tages stand das Wohnhaus da, und bald darauf auch die Schule, aber wir waren von der Arbeit und den Strapazen ganz erschöpft; kaum konnte ich noch meine Finger gebrauchen, da sie voll von Blasen, und von dem scharfen Schilfrohr, womit das Dach gedeckt wurde, durchschnitten waren. Am Sonntag hatten wir Gottesdienst im neuen Gebäude, und eröffneten es mit mehr Feierlichkeit am Montag.

Hierauf wurden uns von den eingebornen Lehrern drei Buschmannsfrauen gebracht, welche getauft zu werden wünschten; nie erschien mir die Schönheit des letzten Verses des 126ten Psalmen in so lieblichem Lichte, als bei dieser Gelegenheit: „Sie gehen hin und weinen, und tragen edeln Samen, und kommen mit Freuden, und bringen ihre Garben.“ Die eingebornen Lehrer weinten bitterlich, als sie die Frauen zur Taufe brachten. Wir behielten diese drei Tage bei uns; je mehr wir sie sprechen hörten, desto mehr wurden wir von dem Werke Gottes in ihren Herzen überzeugt. Am Sonntage, nach der Zurückkunft meines Sohnes Joseph, war der kleine Platz zum Gottesdienst ganz angefüllt. Die drei Frauen saßen ganz vornen; Aller Augen waren auf sie geheftet, und während der Rede und der Taufhandlung wurden viele Thränen von unseren Leuten vergossen. Es war für uns Alle ein Tag des Dankes, daß wir in etwas mehr als einem Jahre, die Buschmänner von den Bergen herab bekommen haben, und nun die Früchte unserer Arbeit vor uns hatten. Nach der Handlung hielten wir das heilige Abendmahl, welchem Jumba, der Häuptling, von einiger Entfernung zusah, der uns am folgenden Abend manche Fragen über die Bedeutung, daß wir Brod und Wein genoßen, vorlegte. Die Versammlung wurde mit Gesang und Gebet beschlossen, und unsere Leute rüsteten die Wagen zur morgenden Abreise. Den andern Tag kamen die Häuptlinge, ihre Frauen und Kinder, und Viele vom Volk; wir begaben uns in das Schulhaus, wo ich eine Anrede hielt und betete, wie dieß auch unser Dollmetscher in ihrer Sprache that, und so reisten wir ab, betrauert von Allen.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft

in Stuttgart.

Nro VIII. 1841.

Christliche Freunde!

Als der erste August 1838 über die westindischen Inseln aufgieng, durchwehte ein Gefühl des Dankes und der Freude die ganze schwarze Bevölkerung derselben; war es doch der Tag, an welchem die Sonne zum erstenmal aus der tiefen Nacht der Sklaverei ihnen im Zustande der Freiheit leuchtete. Alles drängte sich am frühen Morgen in die Gotteshäuser, um Dankopfer dem HErrn zu bringen für das Geschenk der Freiheit, um Segen herabzuflehen für die Menschenfreunde im fernen England, deren unablässige Bestrebungen zum Wohle von Millionen ihrer Mitmenschen mit so herrlichem Erfolge gekrönt wurden.

Auf unserm Kupferstiche sehen wir den Festzug, durch welchen in Spanisch-Taun auf Jamaika die Schwarzen, Alt und Jung, den Tag verherrlichten.

Die Fidschi-Inseln.

(Auszug aus einer Rede, welche Herr David Cargill, Missionar auf diesen Inseln, vor der Jahresversammlung der Wesleyischen Missionsgesellschaft zu London am 3. Mai d. J. gehalten hat.)

Um die segensvollen Aussichten in Betreff der Missionsarbeiten auf den Fidschi-Inseln richtiger würdigen zu können, muß ich Ihnen die dunkle Wolke beschreiben, welche über dieser Inselgruppe lag, und ihre Bevölkerung umhüllte. Ich will ein paar Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit auf die Religion der Fidschianer leiten, denn sie sind wirklich ein religiöses Volk, und wenn ein schwärzerer Flecken in ihrem Charakter liegt als in dem Anderer ihrer Mitgeschöpfe, so wurde derselbe durch ihre Religion ihnen aufgedrückt. Ihre Religion, wie jede andere heidnische Götterlehre, ist albern, voll Widersprüche und in ihrem Einflusse erniedrigend. Sie glauben ein höchstes Wesen, welches der Vater der Götter und Menschen ist; sie verehren ihn unter dem Bilde einer Schlange; aber sie glauben, daß er ganz unthätig sey, daß er um die Angelegenheiten der Welt völlig unbekümmert sey, und die Welt nur durch Agenten regiere. Sie stellen sich vor, diese Gottheit habe eine große Menge von Kindern und Kindskindern, die Zahl der Götter vermehre sich beständig. In ihrer Götterlehre haben sie aber auch böse Geister oder Genien, welche, um Böses zu thun, auf die Erde kommen. Gedrungen von ihrer bösartigen Neigung, gehen diese bösen Geister Tag und Nacht umher, um die Körper der Menschen mit Schmerzen und Krankheit zu belegen und sie in die Ewigkeit zu schicken. Es gibt eine Person, Matakalou genannt, das ist: „Auge Gottes," welches die Gabe hat, diese bösen Geister zu sehen. Das Amt dieser Person ist jedoch in neuerer Zeit in Mißkredit gekommen. Vor einigen Jahren nämlich wurde der Sohn des regierenden Königs von einer gefährlichen Krankheit befallen. Man vermuthete, irgend einer dieser bösen Geister sey in den Körper dieses Kranken gefahren, und unter Einfluß dieses Dämons verbreite nun die Krankheit ihre Verwüstungen im Körper, und werde den Tod herbeiführen. Der Matakalou wohnte auf einer Insel, die 22 Stunden von des Königs Residenz entfernt ist. Er wurde herbeigeholt, um des Königs Sohn Tag und Nacht zu warten. Durch die Missionare aber waren die Leute schon etwas aufgeklärt, und fingen an, an der Wahrheit ihrer Religion zu zweifeln, so

wie an der Gabe des Matakalou, diese Geister zu sehen. Als er nun angekommen war, wurde er gefragt, ob er in der That die bösen Geister sehen könne; ob er überzeugt sey, daß diese Krankheit ihren Grund im Einflusse derselben habe; ob er wirklich die Macht besitze, die Fortdauer der Krankheit zu verhindern? Solche Fragen hatte der Matakalou nie gehört, er hatte den Muth nicht, eine genügende Antwort zu geben, und begab sich auf die Flucht. Der Flüchtling wurde zurückgebracht — er gieng aber zum zweiten Mal durch, und wurde nimmer zurückgeholt. So wurde das Haupt einer von der Brut der alten Schlange zertreten. So groß aber auch die Zahl ihrer Götter ist, so sind sie doch unmächtig, und ihre Verehrer wissen oft nicht, an welche Gottheit sie sich wenden sollen. Kommt ein Sturm, der das Land zu verwüsten droht, wird ein Einwohner von einer gefährlichen Krankheit befallen, und man möchte gerne Gebete und Opfer einem Gott darbringen, so weiß man nicht, an welche Gottheit man sich wenden soll; man bringt seine Opfer bald diesem Gott, bald einem andern, man bezahlt diesen Priester, dann wieder einen andern, und kommt auf diese Weise in Armuth. Im November 1835 wurde Lakemba von einem fürchterlichen Orkane heimgesucht, Bäume wurden umgerissen, die Häuser der Häuptlinge wankten; die Priester, die Häuptlinge, das Volk wurden um ihre Tempel, ihr Eigenthum, ihre persönliche Sicherheit besorgt, ein Opfer um das andere wurde gebracht, jetzt diesem, jetzt einem andern Gott, aber die Gunst des vermeinten Gottes wollte sich nicht erwerben lassen. Dann sagte der Priester, der Gott habe ihm geoffenbart, daß dieser Sturm darum sich erhoben habe, weil man den christlichen Missionaren einen Aufenthalt auf der Insel gestattet habe; und es sey die Absicht der über Lakemba gesetzten Gottheit, zehen solcher Stürme zu schicken, um die Missionare, ihre Frauen und Kinder durch Regen in die See zu treiben, oder sie da hinein zu blasen; und wenn das durch zehen solcher Stürme nicht geschehe, so haben die versammelten Götter beschlossen, die Insel umzukehren und so die Missionare zu zermalmen. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß die Götter ihre Absicht nicht erreicht haben; meine Anwesenheit unter Ihnen beweist, daß sie die Insel nicht umkehren konnten. Aber die Religion hat Einfluß auf den bürgerlichen, sittlichen und häuslichen Zustand der Völker, sie bedingt den Zustand des Herzens und des Lebens, und wenn der Charakter der Fidschianer befleckter erscheint als der Anderer, so suchen wir die Schuld mit Recht im teuflischen Wesen der Religion; sie flößt ihnen Grausamkeit, Nichtachtung von Menschenleben ein. Die Alten, die Lahmen, die Kranken werden häufig ihrem Leiden, selbst dem Tode überlassen; man begräbt sie manchmal lebendig, oder wirft sie in's Wasser zur Speise für Haifische. Ein Einwohner von Rewa, an einer beschwerlichen Hautkrankheit leidend, wurde von seinen Angehörigen verlassen; höchst wahrscheinlich würden Schmerzen und Mangel sein irdisches Daseyn bald geendiget haben; aber Missionar Croß verwendete sich für ihn bei den Verwandten und sagte: „Begrabet ihn nicht lebendig, verlasset ihn nicht in seinen Leiden, werfet ihn nicht in's Wasser; ich will ihm Arznei geben und ihn unterrichten; es ist doch möglich, daß sein Leben erhalten, und er wieder ein nützliches Mitglied der Gesellschaft werde." Man entsprach seiner Bitte, er wendete Arzneimittel an, und unter dem Segen Gottes wurde der Kranke wieder hergestellt, und als ich Rewa verließ, war er ein geachtetes Mitglied unserer Gemeinde. Ein anderes Mal litt die Schwester von einer unserer Hausgenossinnen, ein artiges Mädchen von 17 oder 18 Jahren, an der Auszehrung.

Als die Königin von Rewa, in deren Diensten sie stand, und die in vielen Fällen gegen die Missionare und ihre Familien sehr freundlich sich bezeugt hatte, aber noch Heidin ist, von der Krankheit des Mädchens hörte, sagte sie: „Werfet sie den Haifischen zu, sie dient zu nichts mehr als zur Speise für die Haifische.“ Das arme Mädchen begab sich zu den Missionaren, weil sie gehört hatte, die Missionare seyen den Heiden freundlich, sie und ihre Frauen nehmen sich der Alten, der Kranken, der Verlassenen an, und kam mit um so mehr Zuversicht, weil ihre Schwester in unsern Diensten war. Sie war mehrere Tage im Hause, ohne daß wir etwas davon erfahren; weil wir aber öfters eine Kranke herumgehen sahen, fragten wir nach, und erfuhren, wer sie sey, was die Königin gesagt habe, und warum sie in unser Haus gekommen sey. Ihr Vertrauen, daß die Missionare Freunde der freundlosen Heiden seyen, sollte nicht getäuscht werden; wir nahmen sie auf; wir suchten Alles für sie zu thun, was wir konnten; aber wir sahen, daß der Tod unten im Kelche war, den sie zu trinken hatte; wir überzeugten uns, daß wir ihr Leiden zwar mildern, ihr Leben ein wenig fristen konnten, daß aber doch die Krankheit all' unserer Bemühungen spotten würde. Wir verhehlten ihr auch unsere Ueberzeugung gar nicht, und stellten ihr vor, wie sie so nöthig habe, dem Christenthum sich hinzugeben. Sie that es, und hörte aufmerksam, dankbar und mit Freude unserem Unterrichte zu. Sie konnte freilich nicht mehr Vieles lernen, denn seitdem sie in unserem Hause war, hatte sie nur noch wenige Wochen zu leben. Unsere Frauen und wir selbst besuchten sie wechselsweise, wir sagten ihr, daß von Natur sie und alle Menschen Sünder seyen, daß alle Sünder Buße thun müssen, daß sie an den HErrn JEsum Christum glauben müsse, und daß Gott um Christi willen ihre Sünden vergeben wolle, wenn sie redlich an Ihn glaube, und daß Er nach des Leibes Tod ihre Seele in den Himmel nehmen werde. Das war das Wesentliche von dem, was sie wußte, und als wir Nachmittags um ihr Sterbelager her standen, sagte sie zu ihrer Schwester: „Sangole, du bist ein böses Mädchen, was du thust, ist böse, böse gegen Gott, böse gegen JEsus, den Sohn Gottes, den Heiland der Sünder. Wenn du deine bösen Dinge nicht abgibst, wird dich JEsus nicht in den Himmel nehmen. Der Himmel ist ein guter Platz; aber du kannst nicht hinkommen, so lange du fortfährst, so böse Dinge zu thun. Gib dieß Betragen auf; höre auf den Unterricht der Missionare, und dann wirst du ewig glücklich werden.“ Sie hatte keine Zeit noch Gelegenheit mehr, die Aechtheit ihrer Buße durch ein nachfolgendes Leben zu beweisen; wir hatten aber keine Ursache, an ihrer Bekehrung zu zweifeln.

Seine Religion macht den Fidschianer auch kriegslustig; sie führen zahlreiche kleine Kriege, für welche sie immer bereitet sind. Nie ist der Fidschianer unbewaffnet, er hat eine Lanze oder eine Keule in der Hand, oder seinen Bogen und Köcher mit Pfeilen; er ist immer gerüstet, einen Gegner anzugreifen, oder sich zu vertheidigen.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Rüdlingen.

Das Dorf Pirschkin im Negat im Distrikt.

№ IX. 1841.

Christliche Freunde!

In Indien trifft der Reisende keine Gastherbergen an, wo er rasten, sich mit Speise und Trank versehen oder übernachten könnte. Sein Bett und seine Lebensmittel muß er mit sich führen, und von einer größern Stadt zur andern sich mit letzteren versehen. Der Wohlthätigkeitssinn von Muhammedanern und Hindus hat daher an den Straßen geräumige Hütten aufschlagen lassen, in welchen der Reisende Schatten und Schutz vor den brennenden Strahlen der Sonne und trockenen Boden zur Lagerstätte findet. Diese Hütten nennt man Bungalo.

Die Missionare in Travankore haben diese Einrichtung benützt, und eine Anzahl Bungalo Kapellen errichtet, in welchen sich die Leute aus den umliegenden Dörfern bei Hunderten versammeln, so oft ein Missionar kommt, zu predigen. Eine solche Kapelle zeigt der Kupferstich. Die Mauern bestehen aus einer Mischung von Erde, Sand und Wasser, welche mit der Hand, ohne Kelle, aufgetragen wird; wenn die verschiedenen, aufgetragenen Schichten von der Sonne getrocknet sind, wird ein Mörtel aufgelegt, und mit einem Steine glatt ausgestrichen, daß man es für Marmor ansieht. Ein kleiner Tisch uud ein Stuhl ist das ganze Mobiliar darin. So ärmlich aber auch das äußere Ansehen ist, so können die Missionare doch sagen: das Christenthum allein vermag das Menschenherz ganz frei und glücklich zu machen, und dieses hat bei uns Fortschritte gemacht, und macht sie noch auf eine sehr ermunternde Weise in manchem Dorfe, wo vor Kurzem noch nur der Teufel angebetet worden ist. Die Veränderung ist groß; mehrere Götzentempel sind abgerissen worden, und bis auf die letzte Spur verschwunden. Wir haben eine Knaben- und eine Mädchen-Schule hier.

Die Druſen.

Die kirchliche Missionsgesellschaft zu London hat mehrere Aufforderungen erhalten, unter diesem interessanten Volke eine Mission zu beginnen, und hat den Missionar Gobat beauftragt, den Libanon in diesem Sommer zu besuchen, um über die dortigen Verhältnisse und Gelegenheiten zu Missionsarbeiten Erkundigungen einzuziehen. Wenn auch die Finanzen dieser Missionsgesellschaft die Errichtung einer neuen Mission nicht zu begünstigen scheinen, so dürfte sich doch die Englische Kirche aufgefordert finden, irgend etwas zu thun, da die Jesuiten sich unter diesen Gebirgsbewohnern sehr thätig zeigen, und schon ein Kloster in der Nähe von Beyrut angekauft, und eine Schule zum Unterricht der Jugend aus der Umgegend eröffnet haben.

Ein englischer Reisender, Herr Badger, gibt folgende Nachrichten über dieses Volk: Obgleich die Druſen mitten unter Christen von verschiedenen Bekenntnissen leben, sind sie doch Heiden. Eine oberflächliche Kenntniß dieser Sekte möchte vielleicht aus dem Umstande, daß dieselbe in zwei Klassen, Thoren und Weise, oder Eingeweihte und Uneingeweihte eingetheilt ist, den Schluß machen, daß wenigstens Einige doch gesunde Begriffe von dem Einigen und wahren Gott haben; wer aber ihren Glauben, so weit er enthüllt worden ist, näher kennen gelernt hat, muß sie für Heiden ansehen, die eine Mehrzahl in der Gottheit annimmt, wenn er sie nicht gar für Götzendiener betrachtet, welche ihre Götter unter dem Bilde eines Ochsen, der Heu frißt, verehren. Der vorige brittische Consul zu Beyrut besaß ein kleines goldenes Kalb, welches aus einem Druſentempel genommen wor-

den seyn soll. Sind nun die Religions-Grundsätze ihrer Weisen von dieser Art, welchen Begriff können wir von dem traurigen Zustande ihrer Thoren uns bilden, welche Vierfünftel der Bevölkerung betragen? Diese haben gar keine religiösen Begriffe, wenn sie nicht hin und wieder etwas von den Christen, unter denen sie wohnen, auffassen, oder zufällig etwas Dunkles von ihren eingeweihten Landsleuten hören, obgleich es scheint, daß auch von diesen nur Wenige einige seichte Kenntniß ihrer Mysterien haben: denn nicht Wenige derselben sind augenscheinlich eben so unwissend, als diejenigen, welche man mit dem Namen der Thoren belegt.

Auf wie schwachem Grunde das ganze System des Drusen-Glaubens beruht, mag man aus dem Vorfalle ersehen, der vor ein paar Jahren sich ereignete. Die Drusen, welche im Hauran wohnen, südlich von Damaskus, und östlich der Gebirge von Moab und Ammon, erhoben die Waffen gegen die Regierung von Mehemet Ali. Nach mehreren Glückswechseln flohen Viele ins Gebirge Libanon, und suchten sich in einem Dorfe, zwei Tagreisen von Beyrut entfernt, zu befestigen. Als diese Nachricht zu dem Pascha gelangte, sandte er Truppen gegen sie, nahm Viele gefangen, und unter der Beute befand sich eine große Kiste, mit geschriebenen Büchern, den Drusen-Glauben betreffend, angefüllt. Diese Enthüllung ihrer Mysterien, welche einigen Wenigen anvertraut waren, verbreitete einen panischen Schrecken auf dem ganzen Gebirge; Viele wünschten den Drusen-Glauben zu verlassen, und erboten sich als Proselyten Einige bei den amerikanischen Missionaren, Andere bei den Katholiken zu Beyrut. Diese Gelegenheit hätte sollen nachgeahmt werden, aber es war nicht der Fall. Die Drusen, Weise und Thoren, kehrten zur vorigen Ruhe zurück, ohne Zweifel geschwächt in ihrer Anhänglichkeit an ihren Glauben.

Aus diesem Vorfalle kann man sehen, wie günstig für das Christenthum die Drusen gestimmt sind, und wie wahrscheinlich es wäre, daß ein geregeltes Hinarbeiten auf ihre Bekehrung unter göttlichem Segen mit Erfolg gekrönt werden dürfte. Aber auch meine eigene Erfahrung in zwei Jahren, während welcher mir hinsichtlich der Sprache und Gelegenheiten jede Erleichterung des Verkehrs mit ihnen gegeben war, läßt mich diese günstige Stimmung annehmen. Immer bereitwillig, mich in ihren Häusern aufzunehmen, brachten sie selbst das Gespräch auf einen religiösen Gegenstand, und drückten ihren Wunsch aus, die Wahrheit, die da ist in Christo JEsu, kennen zu lernen. Ihrer Unwissenheit sich bewußt, und von Natur gelehrig, hörten sie mit sichtbarer Freude irgend einer Auslegung des christlichen Glaubens zu, und hießen denselben sehr gut. Statt den Christen, und besonders den christlichen Ausländer zu meiden, suchen sie seinen Umgang auf, und bestreiten das nicht, was er ihnen als die wahre Religion vorlegt. Man schreibt dieß freilich manchmal einer Ungebundenheit in Grundsätzen, oder einer Zurückhaltung zu, die sich nicht aussprechen will, und die durch ihre Religion erlaubt ist, vielleicht verlangt wird. Aber meine Meinung ist, daß es seinen Grund in einem Gefühl ihrer vollkommenen Unwissenheit in Gegenständen der Wahrheit, die geoffenbart oder doch dafür ausgegeben ist, hat.

Ihre Bereitwilligkeit, mit dem Christenthum bekannt zu werden, mag man auch aus der Erfahrung erkennen, welche die amerikanischen Missionare gemacht haben. Bei ihrem Gottesdienst in Beyrut, befinden sich als beständige Theilnehmer immer auch Etliche von den wenigen Drusen von der Ebene; und aus denselben sind drei oder

vier Familien getauft, und zum Abendmahl zugelassen worden. Wenn die Missionare des Sommers sich im Gebirge aufhalten, versäumen sie nicht, fast alle Drusen in den sie umgebenden Dorfschaften zu versammeln, welche ihrem Unterrichte gerne zuhören, und noch nie etwas in den Weg gelegt haben.

Aus Demerara.

Missionar J. Schott, von der Londoner Missionsgesellschaft, schreibt unter'm 18. Januar 1841: „Die Einnahme auf unserer Station der Ebenezer-Kapelle belief sich im vergangenen Jahre auf 10,971 Gulden, 19 Stüber. Während die Gemeinde an Zahl der Mitglieder abgenommen hat, ist die Einnahme größer geworden."

„Die Freigebigkeit der Leute ist sehr verschieden; Einige geben sehr reichlich, Andere sehr spärlich. Uebrigens muß ich bezeugen, daß die Mitglieder unserer Gemeine im Allgemeinen einen viel größern Antheil ihres Einkommens der Sache Gottes darbringen als die Christen in der Heimath. Die Anzahl unserer Mitglieder steigt nicht über 300, und unter diesen ist Keines, das einen höhern Rang einnehme als den eines Landbauers. Viele sind alt und schwach, oder sonst unfähig, etwas zu geben, Einige müssen wir sogar noch unterstützen. Und doch haben diese Leute einen Beitrag von obiger Summe unter sich gesammelt. Die hiesigen Christen haben ein viel tieferes Gefühl ihrer Verpflichtung zu reichlicher Wohlthätigkeit, als ich es sonstwo gefunden habe. Viele sagen: Wir geben nur wenig von unserm Geld Dem, der Sein Leben für uns gegeben hat."

„Der Zuwachs unserer Gemeine ist im vorigen Jahr größer gewesen als 1839; er belief sich auf 78 Personen. Weil das Herz so trügerisch ist, war ich sehr ängstlich und besorgt, mich von ihrer Würdigkeit zur christlichen Gemeinschaft zu überzeugen. Die Meisten wurden mit Freude und Dank als Denkmale der Erbarmung und Zeugen der Gnade Gottes aufgenommen, während wir mit Grund hoffen, daß alle aus dem Tode zum Leben durchgedrungen sind. Einer Familie muß ich besonders erwähnen, die mir viele Jahre manche Sorge und Mühe durch ihr zerrüttetes und getheiltes Wesen gemacht hat. Ihr Unglück war hauptsächlich dem Betragen der Frau und Mutter zuzuschreiben. Im vorigen Frühjahr hörte sie eine Predigt, in welcher die Worte: „Der HErr kennet die Seinen", einen tiefen Eindruck auf ihr Herz machten, und wohl die Rettung ihrer Seele bewirkten. Jetzt ist sie mit ihrem Mann Gemeindemitglied. Eine Tochter von 14 Jahren gibt liebliche Beweise, daß sie eine neue Kreatur geworden sey, und eine angenommene Tochter von gleichem Alter ist in gleichem seligen und hoffnungsvollen Zustande. Beide werden wohl in nächster Gemeinde-Versammlung als Mitglieder aufgenommen werden. Diese so lang zerrüttete und unglückliche Familie, ist jetzt einig und glücklich. Sie genießen den Frieden, der höher ist als alle Vernunft, und leben darum in Liebe und Frieden unter sich selbst, und lassen die Stimme der Freude und des Dankes in ihrem Hause vernehmen.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Lage Petlum in West-Afrika.

№ X. 1841.

Christliche Freunde!

In Südamerika lebte vor Kurzem noch ein alter Negersklave aus Afrika, der als National-Gehülfe im Segen unter seinen Landsleuten arbeitete.

Nahe bei seiner Hütte wohnte ein angesehener Herr, der an religiösen Gegenständen ein Interesse gewonnen, und angefangen hatte, die Bibel zu lesen, und ernstlich in ihr zu forschen. Er hatte nur erst wenige Kapitel gelesen, als er zu seinem Erstaunen auf solche Stellen stieß, von welchen selbst ein Apostel sagte, daß sie schwer zu verstehen seyen. In solcher Gemüthslage suchte er den afrikanischen Prediger auf, und traf ihn an einem schwülen Sommertage Mittags mit dem Behacken seiner Saat beschäftiget. Als dieser den Herrn kommen sah, lehnte er sich auf den Stiel seiner Hacke, und hörte an, was ihm gesagt werden wollte. „Vetter Jakob," sagte der Herr, „ich habe seit kurzer Zeit die Entdeckung gemacht, daß ich ein großer Sünder bin, und habe nun angefangen, die Bibel zu lesen, um daraus zu vernehmen, was ich thun muß, um selig zu werden. Aber es ist mir eine Stelle darin aufgestoßen, mit welcher ich nichts anzufangen weiß. Es ist diese: Gott erbarmet sich, welches Er will, und verstocket, welchen er will (Röm. 9, 18.). Was will das heißen?" Nach einer kurzen Pause erwiederte der alte Afrikaner: „Herr, wenn ich es recht verstanden habe, so sind es erst einen oder zwei Tage, seit Sie angefangen haben, die Bibel zu lesen, und wenn ich mich recht erinnere, so steht die Stelle, die Sie anführen, etwas weit hinten in dem Römer-Brief. Lange vorher aber, ehe Sie an diese Stelle kommen, gleich beim Anfang des Evangeliums, heißt es: Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Nun sind Sie damit schon fertig? Sie haben ohne Zweifel zu schnell gelesen. Sie müssen wieder von vorne anfangen, und die Dinge so nehmen, wie ihnen Gott eine Stelle anzuweisen beliebt hat. Wenn Sie alles das gethan haben, was im Matthäus zu thun gesagt worden ist, dann kommen Sie und wir wollen über den Römer-Brief sprechen."

Als er dieß gesagt hatte, begab sich der alte Prediger wieder an seine Arbeit, und überließ den Herrn seinem eigenen Nachdenken. Wer bewundert nicht die Einfalt und den gesunden Verstand in dieser Antwort? Der Letztere bekannte selbst: „Ich wurde von dem Irrthum, in den ich gefallen war, vollkommen überzeugt; ich befolgte des alten Mannes Anweisung, sah bald das Treffende und die Weisheit derselben ein, und werde noch Gott danken, daß Er mich zu diesem Manne geführt hat."

Ein ander Mal machte eine Person dem alten Afrikaner eine lange Erzählung von einem Traum, den sie gehabt habe, und wünschte seine Meinung darüber zu vernehmen. Dieser antwortete: „Die heilige Schrift spricht auch von Träumen, aber so weit ich mich erinnere, nirgends davon, daß Jemand durch einen Traum oder im Schlaf bekehrt worden sey. Ich verstehe die Leute viel besser, wenn sie mir erzählen, was sie im wachenden Zustande sagen und thun, und wenn sie über ein Werk der Gnade an ihren Herzen sprechen."

Eine vornehme Frau äußerte sich gegen ihn, daß sie auch eine Christin sey, aber nicht gesonnen sey, öffentlich ein religiöses Bekenntniß abzulegen. Hierüber erstaunte er sehr und sagte: „Gnädige Frau, wenn Sie plötzlich in den Besitz einer großen Summe Geldes kämen, würden Sie dieselbe in ihr Haus verschließen, und ein großes Geheimniß daraus machen? Es würde doch wenig nützen, wenn Sie es so machten."

Beispiel heidnischer Unwissenheit.

Missionar Bruckner von Samarang erzählt ein solches in einem Briefe vom 29. December 1840.

Eine Stunde von hier wurde ein großer Stein, 6 Fuß lang, 4—5 Fuß breit und 4 Fuß hoch auf einem Karren von 40 Männern nach einem benachbarten Dorfe zu einem Gebäude geführt. Als man ¾ Stunden weit auf der Straße damit gekommen war, brach der Karren; der Stein konnte nicht mehr von der Stelle gewälzt werden, blieb also mitten auf der Straße liegen. Die Leute in der Nachbarschaft wurden aufmerksam auf ihn, bald gieng die Sage, der Stein sey vom Himmel gefallen, er sey wirklich nichts weniger als ein Gott. Man fieng an, sich in Haufen um den Stein zu versammeln, Viele zwar aus bloßer Neugierde, aber sehr Viele auch in der Absicht, ihn zu verehren. Schon war er mehrere Tage gelegen, als ich davon hörte, und mich auf den Weg zu ihm machte. Bei meiner Ankunft traf ich eine große Schaar Leute um den Stein herum stehen, und immer noch mehrere kamen von allen Seiten herzu. Mit Erstaunen sah ich Viele sich vor dem Steine beugen, und bitten, er möchte ihnen doch Glück, langes Leben, eine gute Reisernte verleihen, und sie vornehm machen. Einer der Anbetenden bestrich den Stein mit einer Salbe, und streute wohlriechende Blumen darauf. Wie groß aber die Zahl der schon wieder abgetretenen Verehrer müsse gewesen seyn, sah ich an der Menge gestreuter Blumen, so wie daran, daß der Stein bereits seine natürliche Farbe verloren, und von den Salben bereits gelb gefärbt worden war. Ich sprach zu den Umstehenden über die Thorheit, einen leblosen Stein statt des Schöpfers anzubeten. Viele wurden dadurch beschämt, und Andere gaben mir Beifall. Noch mehrere Male gieng ich nachher zu dem Stein, sprach wieder, und theilte angemessene Traktate aus, welche gern angenommen wurden. Weil der Stein nicht fortgeschafft werden konnte, wurde er später auf der Stelle in den Boden eingelassen.

Brief eines Aschanti-Prinzen.

Der König von Aschanti in Afrika sandte zwei seiner Söhne nach England, um dort eine europäische Erziehung zu erhalten. Diese beiden Prinzen sind nun mit der Niger-Expedition auf dem Schiffe Albert in ihr Vaterland zurückgereist. Einer derselben, Namens Quantamissah, schreibt unterwegs am 20. Mai von Madeira aus an Herrn Prediger Thomas Pyne in London, seinen Lehrer, folgenden Brief:

„Diesen Morgen um 7 Uhr sind wir hier angekommen. Capitain Trotter ist sehr freundlich und höflich gegen uns. Herr Fischborne, der älteste Lieutenant, ist ein guter Mann; denn er liebt Gott, und gibt sich alle Mühe, nach Seinem heiligen Willen zu handeln: darum habe ich ihn auch sehr gern. Er unterrichtet mich jetzt im Zuckermachen, und wird uns dann ein Modell von einer Dampfmaschine machen. Auch alle anderen Offiziere sind freundlich gegen uns. Der Kaplan, Hr. Müller (ein Würtemberger), lehrt uns auch das Arabische, was mir in meinem Vaterlande viel nützen wird. Mein lieber Herr, ich denke, Ihre gute und weise Regierung hat wohl gethan, daß sie diese ausgezeichneten Personen zu dieser ehrenvollen Unternehmung gewählt hat; meine demüthige Bitte ist, daß diese Expedition, welche die brittische Regierung mit so großen Kosten ausgerüstet hat, ihren Zweck erreichen möge; ich zweifle auch nicht, daß es ihr durch die Barmherzigkeit des großen Gottes und unsers Heilandes JEsu Christi, der für uns Alle gestorben ist, ge-

lingen werde, den schändlichen Handel mit Menschenfleisch auszurotten. Ich hoffe, das Evangelium unsers HErrn und Heilandes JEsu Christi werde bald seinen Lauf nach Afrika richten, so daß die Erde wird voll werden vom Erkenntniß des HErrn, wie Wasser, das das Meer bedeckt; dann wird Mohrenland seine Hände ausstrecken zu Gott. Möge der gnadenvolle Erlöser diese glückliche Zeit bald kommen lassen, von der geschrieben steht: „Sein Name wird ewiglich bleiben; so lange die Sonne währet, wird Sein Name auf die Nachkommen reichen, und werden durch denselben gesegnet seyn; alle Heiden werden Ihn preisen.“ Mein lieber Herr, diese ermunternden Worte lassen mich fest glauben, daß die Tage kommen, an welchen alle Afrikaner sich mit den europäischen Christen verbinden werden, den HErrn und Heiland JEsus Christus zu preisen.“

Glaube in der Nähe des Todes.

Aus Baddagame auf Ceylon schreibt Missionar Powell:

Ich besuchte eine Frau, welche augenscheinlich dem Tode nahe war; sie war so krank, daß ich ihren Tod den nächsten Tag erwartete. So wenig sie auch sprechen konnte, antwortete sie mir doch auf meine Fragen, und sagte, sie verlasse sich ganz auf JEsum Christum, Niemand könne sie selig machen als Er allein — Sein Name sey ihr etwas Köstliches. Den andern Tag besuchte ich sie wieder, und traf sie auch, wie ich nicht anders dachte, im Moment des Sterbens; kaum konnte sie noch hören, sprechen nicht mehr. Ich betete mit ihr, und sagte ihr zum Abschied, daß ich eben zu Gott gebeten habe, daß Er sich um JEsu willen, auf den sie so fest vertraue, ihrer Seele annehmen wolle. Nur ihre Hände noch betend empor heben, vermochte sie noch, als ich weggieng und nicht erwartete, sie in dieser Welt noch einmal zu sehen. Aber den folgenden Tag war sie wieder viel besser, und, zum Erstaunen Aller, genas sie nach und nach zu völliger Gesundheit.

Ein erfreulicher Umstand knüpfte sich an diesen Fall, und zeigt uns die Veränderung, welche die Religion allmählich unter uns hervorbringt.

Seit meinem Hierseyn hat kein christliches Begräbniß bei uns stattgefunden. Ich hielt es aber für angemessen, daß diese alte Frau, wenn sie sterben sollte, zu den Gläubigen auf unsern Gottesacker gelegt, und ihre irdische Hülle der Erde übergeben werde in gewisser Hoffnung der Auferstehung zu ewigem Leben. Ich machte also ihren Freunden diesen Vorschlag. Diese sagten aber, sie seyen zu arm, es koste sie zu viel, wenn sie Kulis miethen müßten, um den Leichnam zu tragen, und müßten sie noch acht Tage lang hernach bei sich behalten, weil sie zu Haus nicht aufgenommen würden, wenn sie mit einem todten Körper in Berührung gekommen wären. Bei näherer Prüfung fand ich auch, daß etwas Wahres an dem sey, was sie gesagt hatten. Weil nun an diesem Tage die Schulmeister gerade bei mir versammelt waren, erwähnte ich gegen sie dieses Umstandes, und machte den Vorschlag, daß sie, als christliche Männer, einer Mitchristin den letzten Dienst erweisen sollten, wenn es nöthig würde, und führte die Stelle Apostelg. 8, 2. an: „Es beschickten aber Stephanum gottesfürchtige Männer.“ Ihre Antwort war, daß sie Alles thun wollten, was ich in dieser Hinsicht anordnen würde, um zu zeigen, daß sie dem herrschenden Aberglauben entsagt haben, und als Christen bereit wären, einander beizustehen. Dieß war mehr, als ich erwartet hatte; und wenn man auch glücklicher Weise in diesem Falle ihres Dienstes nicht benöthigt war, so zeigt es doch, daß christliche Grundsätze ihr Gemüth leiten.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

№ XI. 1841.

Christliche Freunde!

Wir sehen auf unserm Kupferstiche eine Missionsversammlung auf einer der Schiffer-Inseln. Kaum 8 Jahre vorher kamen die ersten Boten des Evangeliums zu diesen Insulanern, und schon finden sie sich so glücklich in ihrem neuen Zustande, daß sie das Wort, das ihnen Friede und Glück gebracht hat, auch andern mittheilen wollen.

Im Anfang des Mai 1839 fand diese Missionsversammlung auf der Insel Manono, wo der Sitz der Regierung ist, und die vornehmsten Häuptlinge sich aufhalten, auf freiem Felde Statt. Nachdem die Missionarien auf dem Platze angekommen waren, zogen auch die Kinder der Kleinkinder-Schule Paarweise heran, und sangen, in den geöffneten Kreis eintretend, eines der gelernten Lieder; ihr Lehrer ließ sie hierauf ihre erlernten Geschicklichkeiten, wie sie in einer Kleinkinderschule vorkommen, ausüben, was für die Zuschauer von großem Interesse war, den Kindern selbst aber zu ungemeiner Freude gereichte, was sie durch Ausrufungen und Händeklatschen zu erkennen gaben. Im Mittelpunkte befand sich ein Haufe Knaben und Mädchen anständig gekleidet, die Unterricht von ihrem Lehrer empfiengen, vorne standen die Missionarien, auf den Seiten und im Hintergrunde eine Schaar Insulaner in ihren seltsamen Anzügen. Unter ihnen fiel den Missionarien ein alter Mann besonders in's Auge, der rothe Federn am Nacken, Leib und Armen hatte, und mit einer fein gewobenen Matte bedeckt war.

Nachdem die Kinder ihre Uebungen beendigt hatten, hielt einer der Missionäre ein Gebet, und ein Anderer sprach in einer Rede über den Gegenstand der Versammlung. Hierauf trat Missionar Williams auf und gab den Versammelten einen Bericht von seinen Missionsreisen, und von den verschiedenen Inseln, die er auf seiner Reise zu den Schifferinseln besucht habe, und zeigte, wie die Sache Christi überall im Fortschritt begriffen sey. Nun sprach der alte Häuptling mit den rothen Federn, und stellte eine Vergleichung an zwischen ihrem jetzigen Zustande und ihrem vorigen. Ihm folgte Malietoa, der Häuptling, welcher die National-Lehrer zuerst aufgenommen und unter seinen besonderen Schutz gestellt hatte. Er erzählte, wie Missionar Williams zuerst mit National-Lehrern zu ihnen gekommen sey, und von ihren Arbeiten auf den Inseln bis auf die jetzige Zeit, und schloß damit, daß er sich bereit erklärte, nach dem Rath und den Anweisungen des Herrn Williams immer handeln zu wollen.

Nachdem die Kinder wieder etliche Verse gesungen hatten, wurden noch mehrere Anreden gehalten, in der Absicht, die Eingeborenen zu immer größerem Fleiß in göttlichen Dingen zu ermuntern, und sie zu veranlassen, zum Wohle anderer Heiden thätig zu seyn und mitzuwirken.

Es ist wirklich eine Erscheinung vom höchsten Interesse, gläubige Christen, die noch vor Kurzem wilde Heiden gewesen sind, an der Förderung des Reiches Gottes auf Erden so lebhaften Antheil nehmen zu sehen, wie wir ihn unter Gläubigen der alten Welt nicht immer in höherem Grade antreffen. Auch die Missionsversammlung zu

Kaitaia in Neuseeland

dürfte vielen Missionsstunden und Missionsjahresfeiern in Europa unbedingt an die Seite gestellt werden.

Am frühen Morgen des 11 Februar 1841 waren die gläubigen Einwohner noch beschäftiget, eine

halbrunde Hütte aufzurichten. Noble Panakareao's englische Fahne wehte auf ihr, und eine andere auf dem Kirchthurme. Auf den Ruf der Glocke kamen Personen von zwanzig verschiedenen Stämmen zusammen, um Zeuge eines interessanten Anblicks zu seyn, wie man ihn wohl nie auf dieser Insel gehabt hat. Stämme, welche einst die Zwietracht von einander trennte, welche gegenseitig einander haßten, kamen zusammen, ihren Dank gegen Gott für das Wort Seiner Gnade an den Tag zu legen, und sich in eine Missionsgesellschaft zu vereinigen.

Die Versammlung bestand aus den Missionarien, mehreren Europäern und mehr als 500 Einwohnern.

Missionar Taylor hatte den Vorsitz und eröffnete die Feier durch das Vorsingen des Liedes: „Erlösung, Wort der Freude!" in neuseeländischer Sprache, und durch Vorlesung des 67. Psalmen. Hierauf redete er die Versammlung an:

Meine Freunde! Es ist Euch der Zweck unserer Zusammenkunft bekannt, ihr wisset, daß wir hauptsächlich zwei Gegenstände vor Augen haben, nämlich unsern Dank gegen Gott auszusprechen für die viele Gnade, die er uns erwiesen hat, und dann beizutragen, daß das Evangelium weiter gesendet werde. Es werden mehrere Personen zu euch sprechen, und diese Gegenstände weiter auseinander setzen. Ich möchte euch jetzt nur ermahnen, mit Aufmerksamkeit zuzuhören, und Stillschweigen zu beobachten, damit ihr besser hören könnet, was gesprochen wird.

Nun stand Herr Pukey auf, und sprach:

Meine Freunde! der Zweck, warum wir hier beisammen sind, ist, daß ihr vollkommen einsehet, was mit der vorgeschlagenen Collekte, von welcher ihr vor einem Monat gehört habt, gemeint sey. Sieben Jahre habt ihr nun den Schall des herrlichen Evangeliums JEsu Christi vernommen. Viele von euch sind glaubig, und stehen im Genusse der Segnungen des Wortes Gottes: Viele eurer Verwandten haben geglaubt, und haben ihren Lauf mit Freuden vollendet, und sind nun im Himmel. Ich meine, es zieme uns, unsern Dank gegen Gott zu zeigen; euch aber hauptsächlich, weil es Ihm gefallen hat, euch Missionare zu senden, welche euch den unermesslichen Reichthum Christi ausgelegt und dazu beigetragen haben, daß ihr ein friedenvolles Volk geworden seyd. Betrachtet euren vorherigen Zustand: ihr waret nie im Frieden, ihr konntet nie ruhig seyn, ihr konntet Nichts euer Eigenthum nennen; aber jetzt sitzet ihr im Frieden in euren Wohnhütten, und Niemand ist, der euch beschwere. Denket darüber nach, und denket an andere Völker: sehet, wie ihr ihnen helfen könnet u. s. w.

Noble, der Häuptling von Rarawa, erhob sich jetzt und sprach:

„Meinet nicht, daß dieses etwas Neues sey — es ist nichts Neues. Leset nur in eurem Testament, da werdet ihr finden, daß es nichts Neues ist. Ihr werdet finden, daß in den Zeiten JEsu Collekten gehalten wurden für den Tempel, und unser Heiland sagt zu Petro, er soll seine Angel auswerfen, und den ersten Fisch, der ihm unter die Hand komme, nehmen, und was er in seinem Munde finde, das — sagte er — gib für mich und dich. Dieß Wort kann auch auf uns angewendet werden. Hätten unsere Lehrer uns Geld gegeben, damit wir glauben und uns taufen lassen, so könnte man sagen, wir seyen von ihnen gekauft worden. Verschließet eure Herzen nicht, gebet reichlich, öffnet eure Herzen. Die Erkenntniß des Herrn muß hinausgehen in die Welt, und das Werk erfüllen, daß Alle glaubig werden. Groß war das Erbarmen des Herrn über uns; denn wenn wir mit Schmerzen geplagt waren, sagte er: sehet auf mich, und ich will euch erlösen. Wir litten Alle heftig an der Influenza, und dem Kleeschmerz *); wir beteten zu Gott, und er heilete uns. Vor Kurzem fürchteten wir, die Sonne möchte uns durch die Hitze ausbrennen, und wir würden wenig Lebensmittel erhalten; der Herr erbarmte sich unser, und sandte uns

*) Kleeschmerz ist eine Aufgetriebenheit des Bauches, ähnlich derjenigen, wenn das Vieh Klee frißt.

Regen, und ließ Gras wachsen auf den Bergen und in den Thälern. Es regnete noch nicht lange, und schon wieder fürchteten wir, der Regen möchte unsern Saaten schaden: Abermals erbarmte sich der Herr, und die Sonne scheint jetzt, wir haben, was wir begehrten. Wir müssen um einen Segen auf unser Opfer bitten. Wenn wir sonst große Drachen (in der Gestalt eines Vogels) steigen ließen, waren wir recht besorgt, daß die Flügel von gleicher Länge waren, und stark genug, die Luftströmung zu ertragen. Denn waren sie zufällig nicht so beschaffen, so geschah es, wenn die Schnur abgelassen wurde, und wir uns an ihrem stäten Aufsteigen ergötzten, und sich in den Wolken verlieren sehen wollten, daß sie in eine Luftströmung kamen, ein Flügel zerbrach, und der ganze Drache zur Erde stürzte, und in Stücke zerfiel. So wäre es mit uns, wenn wir nicht vereinigt sind. Das ist Alles, was ich zu sagen habe.

Missionar Matthews sprach: Wir sind heute hieher gekommen, um unsere Dankbarkeit zu zeigen für das Gute, das wir empfangen haben, um unsere Beiträge niederzulegen, damit das Evangelium in die ganze Welt gesandt werden könne. Meine Freunde, es wäre nicht recht, wenn wir den Lauf des Wassers hindern wollten; das Wasser muß nothwendig wieder in das Meer fließen, woher es gekommen ist. Das Meer ist es, woher Wolken und Nebel kommen, diese bringen mit Hülfe der Berge und Hügel die Quellen hervor, welche in zahllosen Bächen sich ergießen; die Bäche, wenn sie sich vereinigen, bilden den großen Strom hier, und gehen wieder zu ihrer Mutter, dem Meer. Ebenso ließ der Herr seine überfließende Güte auf uns herab sich ergießen, indem er uns die Quellen seiner Gnade eröffnete, um uns zu erquicken. Wir sollen den Hügeln und Bergen gleichen, welche das Wasser nicht für sich allein behalten, sondern sie wiedergeben, damit Thäler und Ebenen fruchtbar werden; so sollen auch wir uns bemühen, die Segnungen, die wir genießen, in jene finstere Gegenden der Erde zu senden, welche noch nie den Namen Jesu gehört haben. Es gibt noch einige hundert Millionen Heiden, die noch in der Finsterniß sind. Was sollen wir thun? Wir sollen ihnen das Licht bringen, wir sollen denen, welche in Finsterniß sitzen, das Neue Testament senden. Aber Testamente wachsen nicht auf den Bäumen, und die Missionare können nicht über das Meer schwimmen. Die Schiffs-Kapitäne nehmen sie nicht mit ohne Bezahlung, und Testamente können ohne Bezahlung nicht gedruckt werden. Durch die Opfer der Kirche sehet ihr uns hier, und sehet euch selbst im Besitz von Testamenten. Die Juden trugen einst Gold und Silber zum Bau des Tempels bei. Gott hat seinem Sohne verheißen: ich will dir die Heiden zum Erbe geben, und der Welt Ende zum Eigenthum.

Busby, ein Neuseeländer, sagte: Meine Freunde, wir sind hieher gekommen, um zu hören, und wenn auch wir mit diesen Dingen übereinstimmen, so wird es doch vielleicht Leute geben, welche uns verlachen: aber diejenigen, welche an Gott glauben, werden sich der heutigen Collekte freuen. Wenn Einige auch spotten, werden Andere sich freuen, — darum wollen wir uns freuen. Wer die Wahrheit im Herzen hat, wird auch seine Wohlthat zu Geld machen; wer nicht mit in den Kampf geht, bedauert es doch hintennach, wenn der Sieg errungen ist. Darum ermahne ich euch, seyd Eines Sinnes, vereiniget euch, und seyd Eines Herzens.

Nach einer nochmaligen Anrede des Vorsitzenden rief derselbe die Anwesenden auf, ihre Opfer darzubringen.

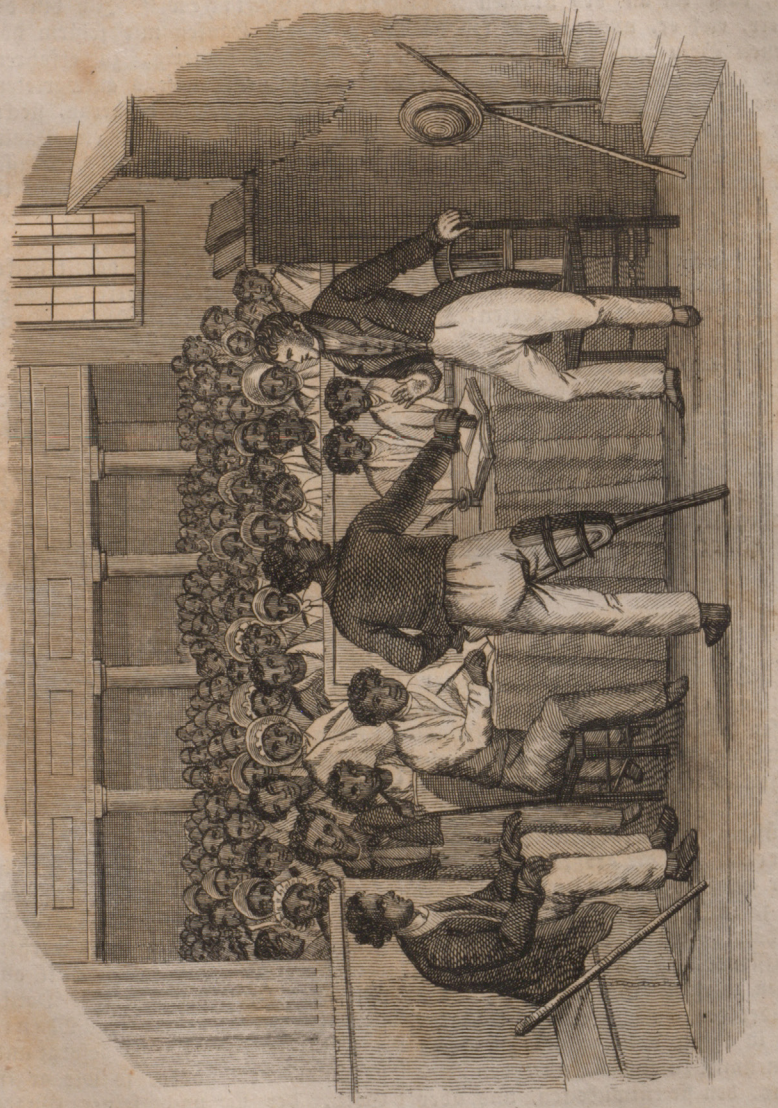
Die Eingebornen kamen nun in Ordnung herbei, und legten, indem sie am Tische vorbeigiengen, ihre Gaben auf den Teller. Jeder Stamm kam besonders, angeführt von seinem Häuptling. Der 90 Jahre alte Häuptling Witi trat festen Tritts herbei, und legte zwei Dollars auf den Teller. Der Häuptling Noble und seine Frau gaben fünf Souverains; Mehrere andere gaben Gold. Nachdem die Collekte auf diese Weise gesammelt war, hielt der Vorsitzende den Teller zur Ansicht in die Höhe und sagte:

Ich bin vergnügt, die Erstlingsfrüchte unserer Arbeit unter euch auch zu sehen und bitte inbrünstig um Segen für eure Gaben. Wie David dem Herrn dankte, daß er es den Fürsten und dem Volke in's Herz gegeben habe, freie Gabe zu bringen zum Bau des Tempels, so danke auch ich Gott, daß er es euch in's Herz gegeben hat, herbeizukommen, wie ihr's eben gethan habt. Ich hoffe zuversichtlich, daß die Verheißungen des heutigen Tages Veranlassung seyn werden, eine neue Mission an einer der finstern Stellen dieser Welt zu beginnen. Eure Beiträge sende ich unmittelbar nach Port Jackson, von wo aus sie an die Muttergesellschaft in England werden übermacht merden.

Zum Schlusse wurde noch ein Lied gesungen, und dann die Versammlung mit dem Segen entlassen. Die Sammlung ertrug in Gold 246 fl. in Dollars 38 fl. 24 kr. in halben Kronen 61 fl. 30 kr. in Schillingen 199 fl. 12 kr. in halben Schillingen 9 fl. 54 kr. Zusammen 555 fl.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.



№ XII. 1841.

Christliche Freunde!

Missionar Davies schreibt aus Neu-Amsterdam auf der Colonie Berbice im Brittischen Guiana unter'm 31. December 1840:

Sie haben wohl die beträchtliche Zunahme der in diesem Jahr auf unserer Station eingegangenen Beiträge bemerkt. Diese Zunahme kommt von den Anstrengungen her, welche unsere Gemeinden zum Bau einer Kapelle sich auflegen. Manchmal mußte ich ihrer Freigebigkeit Einhalt thun. Ein Fall ereignete sich, welchen ich nimmer vergessen werde. Als ich die Leute mit Namen aufrief, um zu erfahren, wie viel sie geben könnten, kam ich an den Namen „Fitzgerald Matthew." Ich bin da, Herr, rief er, und zugleich sah ich ihn aus dem Haufen mit seinem hölzernen Bein zum Tisch heran hinken. Ich war begierig, zu erfahren, was er wollte, weil die Andern beim Aufruf ihres Namens antworteten, ohne ihren Platz zu verlassen. Mit sichtbarem Ernst trat er heran, steckte die Hand in eine Tasche, zog eine Hand voll Silbergeld in ein Papier gewickelt heraus und sagte mit freundlicher Hast: das ist für mich, Massa. O, erwiederte ich, behaltet für jetzt euer Geld, für dießmal brauche ich es nicht, ich wollte nur wissen, wie viel ein Jedes geben könne; wegen dem Geld werde ich ein anderes Mal kommen. „Ach Massa, Gottes Werk muß man thun, und ich könnte sterben", und damit steckte er schnell die Hand in die andere Tasche, und zog eine andere Handvoll Geld heraus mit den Worten: das ist für mein Weib, Massa. Dann die Hand wieder in die dritte Tasche, und zog ein etwas kleineres Päckchen heraus und sagte: das ist für mein Kind, Massa, und gab mir zugleich ein Zettelchen, das Jemand für ihn geschrieben hatte, auf dem bemerkt war, wie viel das Ganze betrage. Es war zusammen beinahe 36 fl. — Wohl eine große Summe für einen armen Feld-Neger mit einem Stelzfuß! Aber seine Worte waren mir mehr werth als alles Geld in der Welt. Das werde ich nimmer vergessen, es soll mir ins Herz gegraben seyn, es soll mein Motto seyn in Allem, was ich für die Sache Christi vornehme: „Gottes Werk muß man thun, und ich könnte sterben."

Weibliche Erziehung in Indien.

Der nach England zurückgekehrte Missionar Joh. Hands gibt über diesen wichtigen Theil der Missionsbemühungen in Travankore nachstehendes erfreuliche Zeugniß: Am 15. December 1840 wohnte ich der Prüfung einer Mädchenschule zu Nagercoil an, die größte und am besten geleitete Anstalt dieser Art, die ich je in Indien gesehen habe. Sie enthält 90 Mädchen, welche alle im Missionshause unterhalten und erzogen werden. Ich freute mich, die Kinder so reinlich, nett und geordnet in ihrem Aeußern und in ihrem Benehmen zu finden, über den Verstand, den sie entwickelten, und über ihre schnelle und geziemende Antworten auf die ihnen vorgelegten Fragen über Stellen der Bibel und andere religiöse Gegenstände. Ein großer Theil dieser Kinder trägt selbst zu seinem Unterhalt bei, indem sie mit Spitzenklöppeln beschäftigt werden.

Nach der Prüfung trat ein Haufe junger Frauen zu mir herein, die früher auch in der Schule erzogen worden waren, aber jetzt verheirathet und in der Nachbarschaft ansäßig sind, und drückten ihre Dankbarkeit gegen Herrn und Frau Mault aus, die so lange für sie gesorgt und sie unterrichtet haben, so wie gegen Gott, der sie nach seiner Gnade in die Missionsschule gebracht, und

da sie gelehrt habe, ihn zu kennen und zu lieben; sie baten mich auch ausdrücklich, ich möchte bei meiner Ankunft in England den wohlthätigen Frauen, welche zum Bestehen der Schule beigetragen haben, zu erkennen geben, wie sehr sie sich denselben verpflichtet fühlen. Ich versprach es, setzte aber hinzu, wie viel besser es für sie wäre, wenn sie ihre Gefühle in einem kurzen tamulischen Briefe ausdrückten, welchen ich in's Englische übersetzen und diesen Frauen mitnehmen wollte. Sogleich übernehmen drei der Frauen die Abfassung des Briefes, der noch am gleichen Tag geschrieben und in's Englische übersetzt wurde, und hier mitfolgt. Ich bin gewiß, er wird Freude machen, besonders bei denjenigen Frauen, welche diese Schule unterstützen. Mehrere der jungen tamulischen Frauen mit ihren Männern sind Mitglieder der Kirche, andere sind Lehrerinnen, und alle, welche Familien haben, bestreben sich, ihre Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn zu erziehen.

Der Brief ist folgender:

Gütige wohlthätige Frauen! Wir werden es bis zum Ende unserer Tage erkennen, daß eine große Schuld der Dankbarkeit gegen Sie auf uns liegt; denn obgleich wir Ihnen ganz fremd sind, hatten Sie doch Mitleiden mit uns, und suchten unsere Wohlfahrt, indem Sie die Mittel zu unserem Unterricht verschafften, damit wir, wie Maria, das beste Theil wählen möchten.

Es ist uns unmöglich, alle die Wohlthaten zu erzählen, die wir durch Ihre Freigebigkeit genießen. Sie werden wohl die kurze Erwähnung derselben freundlich aufnehmen.

Ihnen war die Unwissenheit, der Aberglaube, die Entfremdung von Gott bekannt, die unter dem Volke dieses Landes herrscht; Sie wußten, wie der Reiche den Armen unterdrückt, wie unbarmherzig der Herr den Sklaven behandelt, darum sandten Sie Missionare zu uns, und als diese kamen, trafen sie uns in einem kläglichen Zustande. Ueberdieß waren wir mit dem ganzen weiblichen Geschlecht, nach unsers Landes Sitte, dumm und nicht unterrichtet; aber durch Ihre Güte sind wir aus diesem elenden Zustande gehoben worden, man hat uns gelehrt, den wahren Gott zu kennen, die böse Natur des Menschen einzusehen, und dem Erlöser der Welt zu folgen. Einige von uns wurden aus der Sklaverei losgekauft, und genießen der Freiheit, und was noch wichtiger ist, alle von uns wurden gelehrt, die heilige Schrift nicht nur zu lesen, sondern auch die darin enthaltenen Wahrheiten zu verstehen. Die Reichen und Großen dieses Landes tragen gar nichts dazu bei, diese Sache zu fördern; sehen wir aber darauf, was Sie gethan haben, so sind wir gewiß, daß Sie unter dem Einfluß des wohlthätigen göttlichen Gebotes stehen, das da sagt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Wir, die wir in diesem guten Wege erzogen und jetzt Mütter von einem bis zu fünf Kindern geworden sind, dürfen in einer größern Behaglichkeit leben, als viele unsrer Nachbarn. Wir haben in der Schule gelernt, Spitzen zu verfertigen, und können diese Arbeit in unsern Häusern einführen; und wenn wir daran denken, daß wir diese Kunst durch Ihre Güte gelernt haben, so fühlen wir uns sehr dankbar gegen Sie.

So ist durch ihre Wohlthätigkeit nicht nur unser äußerer, zeitlicher Zustand verbessert worden, sondern wir lernten auch ein unvergängliches und unbeflecktes Erbe zu suchen. Wie können wir so große Liebe vergelten? Er, der gesagt hat: Wer dieser Geringsten Einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränkt, in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben, der wird, wir sind dessen gewiß, an jenem großen Tage Sie überfließend belohnen. Wir wissen ihre Namen nicht, nur den von Frau May aus Maldon wissen wir durch den lieben Brief von ihr,

der uns sehr erbaut hat, und für den wir ihr dankbar bleiben.

Theure Wohlthäterinnen! Unsere lieben Freunde, Herr und Frau Mault, die immer für unser ewiges und zeitliches Wohl besorgt sind, befinden sich durch die Gnade Gottes wohl; für diesen Segen danken wir Gott, bitten ihn aber auch, daß er ihr Leben, und aller Derer, die uns wohl wollen, recht lange erhalten wolle, um Gutes zu wirken.

Herr Hands von Bellary, der auf seiner Reise nach England wirklich hier ist, sagte uns von dem großen Antheil, den Sie an unserm Wohle nehmen, und ermunterte uns, bis ans Ende in dem christlichen Wege zu verharren. Durch ihn haben wir das Vergnügen dieses zu senden.

Wir bitten Sie, Ihre Unterstützung der Schule fortzusetzen, damit sie fortwährend blühe, und unsere Kinder und Andere derselben Wohlthaten theilhaftig werden, die wir empfangen haben. Mit geziemender Hochachtung verharren wir

Nagercoil, 16. Dec. 1840.

Im Namen Aller:

Nullamutha,
Gattin des Vorlesers, E. Balm.

Parimbamuthu,
Gattin des J. H. Palmer.

Fanny Friwill.

Der besiegte Aberglaube.

Auf der Insel Ono in der Südsee haben sich 200 Personen zur christlichen Religion bekannt, und es wurde ihnen ein eingeborener Lehrer zugeschickt, um sie im Worte Gottes noch weiter zu unterrichten. Einem jungen Mann von großer Einfachheit und von gesundem Urtheil dünkte dieß aber nicht genug: er verlangte die englischen Missionare selbst zu sehen, und unternahm deßwegen eine Reise von 200 englischen Meilen nach Lakimba. Seine Reisegesellschafter waren Heiden. Auf der Reise ließ sich ein Vogel auf dem Kanot nieder, vor dem die Heiden niederfielen und den sie als heiligen Vogel anbeteten. Der junge Mann lächelte und sagte: Warum werfet ihr euch nieder, es ist nur ein Vogel, und kein Gott. — Woher weißt du das? — Die Missionare aus England, sagte er, haben das heilige Buch gebracht und aus diesem Buch weiß ich es, daß dieses nur ein Vogel ist, und daß es nur einen einigen Gott gibt. Nun, wenn dieß nur ein Vogel ist, so habe ich die Macht, ihn zu tödten; ist es aber ein Gott, so wird er so viel Macht haben, sich zu retten. Hierauf tödtete er ihn, briet und aß ihn, indem er zu ihnen sagte: Nun sehet ihr ja, daß es kein Gott war. Ich bitte euch, gebet nur die Verehrung solcher Götter auf, und dienet nur dem wahren Gott. Mit großer Furcht sahen sie auf ihn hin in der Erwartung, er würde plötzlich sterben; aber zu ihrem Erstaunen blieb der junge Christ am Leben.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Inländischer Baum mit malabarischen Vögeln.

№ I. 1842.

Christliche Freunde!

Der brittische Richter, Herr Strange, hatte im Jahr 1839 sein Besitzthum zu Tellitscherry auf der malabarischen Küste der von der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel geleiteten deutschen Mission in Mangalore zum Geschenk gemacht. Dieses Besitzthum an Haus und Gütern liegt außerhalb der Stadt auf einem Hügel, dessen Fuß auf der einen Seite vom Meere, auf der andern von einem Flusse bespült wird.

Der Kupferstich zeigt uns im Hintergrunde auf der Spitze des Hügels das Wohnhaus unter einem dreifachen Dache; etwas niederer liegt links die neuerbaute Mädchenschule, rechts die Küche mit Vorrathskammern auf ihren beiden Seiten. Im Vordergrunde erblicken wir Reisfelder, deren Wasser durch die Schleuße in den Fluß abgeleitet wird, zwischen denselben erhöhte Fußwege. Auf dem jenseitigen Ufer rechts zeigt sich uns eine Cokospalmenwaldung, weiter oben die Mauer eines Gemüsegartens.

Die Stadt Tellitscherry ist etwa eine Tagreise zur See südwärts von Mangalore entfernt, 15 Stunden von Calicut, 6 Stunden von Cananore. Die herrschende Sprache ist das Malayalim; doch wird die Tamilsprache auch häufig angetroffen.

Erzählung des Nayer Ravunni (Taufkandidaten im Tellicherry-Missionshaus) zu Ambalapula (Tempelfluß) im Königreich Tiruvitankodu (Travancore).

Ich bin geboren im Jahr der Collam-Rechnung 986, Monat Leo, am achten des Mondmonats, unter dem Stern Rohani, nur 2¾ Nalika (1 St. 6 Minut.) vor Gott Krischna's Geburtsstunde (das ist: 1811, 3. Sept. kurz nach Mitternacht). Der Landesgewohnheit gemäß wohnte meine Mutter mit 5 Schwestern im Gut ihrer 4 Brüder, und mein Vater, sobald er durch Geschenke an Kleidern die Verbindung mit ihr ins Reine gebracht, hatte jede Nacht freien Zutritt in's Haus: ja während der Schwangerschaft war er verpflichtet, keine Nacht außer ihrem Haus zuzubringen, so daß er sich, wo nur immer sonst seine Anwesenheit nöthig gewesen wäre, vom nächsten Erben (jüngeren Bruder) mußte vertreten lassen. Sobald ich den Boden berührte, rief meine Mutter mir den Namen Govinda zu (ein Beiname Krischna's); mein Vater aber, nachdem er mir die Ohren gebohrt, sprach den Namen Ravunni („Nachtkindlein") über mich aus. — Ich trank die Muttermilch bis zum sechsten Monat, dann wurde ich nach Landesordnung bei einem Familienfest in's Reisessen eingeweiht. Von da an nahm mich meine Mutter manchmal zu des Vaters Haus, mich ihm zu zeigen; so weit ich mich erinnere, hat er immer besondere Vorliebe für mich gehabt. Natürlich durfte ich nicht in seinem Hause wohnen, da auch er sechs Schwestern und einen Haufen von Neffen, seinen Erben, bei sich wohnen hatte. So gewöhnte auch ich mich an meiner Onkel Liebe die Woche hindurch, des Vaters Liebe aber war etwas mehr Außerordentliches, und seine Besuche trugen mir meist eine kleine Näscherei oder Spielsachen ein. Uebrigens war mein Vater ein ehrbarer Nayer, nicht so launenhaft und ausschweifend wie die meisten seines Geschlechts. Sein Name war Cotschi Tscherkan Nayer, sein Amt, das eines Madambi oder Naduwali, gab ihm die ehrenvolle Aufsicht über 2000 Häuser und bei festlichen Gelegenheiten eine Menge herkömmlicher Einnahmen von jeder dieser Familien. Meine Mutter war seine einzige Bekanntschaft, sie gab ihm zehn Kinder, wovon der älteste und

ich, der jüngste, die einzigen Knaben waren. Nachdem ich etwas über 7 Jahre alt war, mußte ich mir wieder die Ohren bohren lassen und die goldenen Ohrenringe meiner Kaste tragen. Damit war ich in die Schulzeit eingetreten und lernte mit etlichen 20 Knaben im Hause eines Nayer-Lehrers schreiben, lesen und rechnen. Ich übte auch etliche Malayalam-Gedichte und das Amara-Wörterbuch (Sanscrit) ein wenig ein. Andere Knaben lernten noch Sanscrit Formenlehre; ich nicht, da meine Onkel mich nur zu einem tüchtigen Rechnungsführer erzogen haben wollten. Die Schulstunden waren von 6 — 7 Uhr des Morgens, dann giengen wir, unsere Kantschi (Reis in in Wasser verkocht) zu essen. Nach weitern 4 Schulstunden gieng's zum Mittagsessen und dann von 1 — 6 Uhr wieder an's Lernen. Das monatliche Schulgeld war 2 Fanam (26 Kreuzer). — Ich wurde nun bekannt mit der Familieneinrichtung unserer Kaste, und will sie hier kurz schildern. Die Schwestern meines Vaters wie die meiner Mutter standen alle in Verbindung mit jüngeren Brahmanensöhnen. Denn unter den Malayalam-Brahmanen darf nur je der älteste Sohn eine Brahmaninn heirathen, damit das Erbgut nie vertheilt werde. Die jüngern knüpfen mehr oder weniger feste Bekanntschaft mit Nayer-Jungfrauen an, eine Art Ehe, die bei uns Gunadocham „Gutübel" heißt. Jede Nayerin hat ihr besonderes Zimmer im Haus des Bruders, wo sie ihren Vertrauten nach Sonnenuntergang empfängt. Er darf nichts Gekochtes dort essen; doch sind ihm Früchte und Gebackenes vom Bazar nicht verboten. Seine Kinder erben nur von der Mutter Bruder; doch gibt er ihnen gewöhnlich Geschenke. Der Gutübelmann hat seiner Frau sechsmal im Jahr ein 18 Ellen langes Kleid zu bringen, außer einem Festkleid für Onam (Ende August oder Anf. Sept.) und Attam (März). Außerdem 10 Scheffel Reis am Onam (gleich nach der Ernte) und 4 Scheffel am Macham (14 Tage darauf); zur Feier der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche 8 Fanam (1 fl. 44 Kr.). So noch jährlich 20 Kannen gutes Sesamöl für die Küche und 20 Kannen Cocusöl zum Brennen; die zum Kauen nöthigen Vettila (Betel) und Tabakblätter bringt er Tag für Tag in Person. Gibt er die Bekanntschaft auf, so wird innerhalb 8 oder 10 Tagen ein anderer Gatte aufgesucht. So auch falls er stirbt; doch wohlgesittete Frauenzimmer wie die in unserm Haus, leben dann im Stand der Wittwenschaft, legen weibliche Eitelkeit ab und bequemen sich zweimal des Monats (am 11ten nach Neumond und 11ten nach Vollmond) das den Sanyasis oder Mönchen auferlegte Fasten (=Essen ohne Reis) zu halten: in diesem Fall leben sie vom Familieneigenthum. Die jüngeren Weiber stehen Morgens um 4 Uhr auf, machen ein Licht, kehren vor Sonnenaufgang das Haus und Vorhof und sprinkeln Kuhmistwasser; dann waschen sie im Teich und beten auf dem Heimweg 27 Namen des Wischnu vor sich hin. Die meisten aber wissen nur die vier oder fünf ersten: Krischna, Govinda, Rama, Kesava u. s. w. Viele lernen zwar etwas lesen und schreiben, legen das aber bald der Hausgeschäfte halber beiseit, denn außer dem Kochen haben sie noch den Küchengarten zu versehen, und stehen sich gegenseitig im Hüten ihrer Kinder bei. — Mit dem neunten Jahr war ich den Weibern entwachsen und gieng nun mit den Onkeln und dem älteren Bruder täglich aufs Feld. Anfangs durfte ich meiner Lust nach zu des Vaters Hause laufen, ich gewann ihn damals besonders lieb und nahm großes Interesse an den Amtsgeschäften die bei ihm verhandelt wurden. Ihn begleitete ich auch zu den Tempeln, namentlich dem großen Krischnahaus in Ambalapula, wo alle Nayer der Umgegend Abends ihre kurze Aufwartung machen. So weit hinauf meine Erinnerung reicht, bin ich immer mit Ehrfurcht und

Verwunderung zu der innern Thüre hingetreten. — Aber die täglichen Geschäfte auf der Mutter Gütern zogen mich immer mehr vom Vater ab. Ihrer Reisfelder waren so viele daß die Saat 3000 Scheffel Samen erforderte (d. h. 10 Tage lang getrockneten Reis); sie zu bearbeiten hielten wir 50 Sklavenfamilien, die des Jahrs andere 3000 Scheffel Ausgaben verursachten, und die übrigen Bebauungskosten beliefen sich wieder auf 3000 Scheffel. Bald lernte ich die Feldarbeiten beaufsichtigen, fuhr Morgens in einem kleinen Boot den Flußarm hinab und in den engen Kanälen bis an's umzupflügende Feld hinauf. Dort stand ich im Boot unter Schirm ungegessen, während die Sklaven und das Vieh bis über die Kniee im Wasser arbeiteten: ich theilte jedem sein Werk zu und schlug die Trägen. 5 Uhr Abends gieng ich mit ihnen zu der auf höherem Grund erbauten Scheune, gab jedem sein Walli (oder Lohn, dem Mann ½, dem Weib ¼ Scheffel für die Woche) und fuhr dann in's Haus zurück, wo ich zuerst im Teich die Unreinigkeit der Sklavenberührung abwusch, dann mit Kuhmistasche die Brust, mit Sandalpulver die Stirne bezeichnete und so zum Essen mich bereit machte. In diesen Jahren nahm ich auch noch Theil an Knabenspielen, z. B. dem Ballschlagen mit den Füßen; im 14ten Jahr mit der Regenzeit (15 Gemini — 30 Canser = 26. Jun. — 13. Aug.) begann ich die festgesetzten gymnastischen Uebungen. Da nämlich in jenen 1½ Monaten keine andere Arbeit herkömmlich ist, kommen alle Männer in die Fechtschule, und bringen dort den Tag zu. Der Ankömmling wirft das Kleid ab und bindet den Gürtel um, dann legt er sich auf den Boden und wird vom Meister mit einer Mischung von Oelen beschmiert, und die Mischung mit dem Fuß in alle Glieder eingerieben oder eingetreten. Dann schwingt man die Arme und übt andere den Körper gelenkig machende Stellungen und Bewegungen ein, und lernt mit Schild und Rappier den Waffentanz, der am Attamfest im Tempelvorhof muß aufgeführt werden (März). Als ich das erste Mal daran Theil nahm, waren gegen 3000 Nayer, von 14—60 Jahren, Mitspieler. — Ich gewan nun noch das Meer lieb, und fuhr oft mit den Fischern (von der Mukwer Kaste) hinaus, die Fische und andere Naritäten zu sehen, die sie heraufbrachten. Nach Tiruwanantapuram, der Hauptstadt, gieng ich nur einmal, da meine Onkel mich zu einem Prozeß mitnahmen, und sah den König. Oft gieng ich nach Alapula (Allepie), um Salz zu kaufen; ich hatte dort einen Bekannten, der über den Verkauf des königlichen Bauholzes die Rechnung zu führen hatte — auch den englischen Commercialagenten sah ich mehrmals, er war ein lustiger Mann und kam mit andern Herren, manchmal unsern Festen, namentlich dem Schwingfest (wozu jährlich ein Knabe mit Haken am Rücken aufgezogen und gut bezahlt wird) zuzusehen. Ich hörte auch vom Padre daselbst (Missionar) hatte aber keine Lust ihn zu sehen. An Umgang mit Katholiken und Kaufleuten von der syrischen Gemeinde war ich in Ambalapula gewöhnt, ich stellte mir vor, sie verehren Alle Gott auf ihre Weise und thun Recht, wenn sie ihrer Kastordnung gemäß handeln. Ihren Festen sah ich manchmal zu; es ist gewöhnlich, daß ein bewaffneter Nayer zum Schutz und zur Ehre bei den Processionen vor dem Kreuz hergeht, er erhält dafür 64 Tschakram (etwas über 2 Rup.); da hörte ich auch, daß das Kreuz irgendwie ihren Gott bedeute. — Als ich 19 Jahr alt war (Collam 1005), starb meine Mutter. Da der ältere Bruder Geschäfte halber in die Hauptstadt gegangen war, hatte ich die beschwerlichen letzten Dienste zu verrichten. Am Mittag, nur wenige Stunden nach ihrem Tod, hatte ich sie im Eck des Gartens zu verbrennen. Am siebenten Tag wurde die Asche umgeschaufelt, am 15ten war das Leichenfest, wozu jeder Gast ei-

nen Ball von Reis und Cocosnuß gekocht mitbringt und am Teich für die Raben niederlegt. Ein ähnliches Fest, die Befleckung vom Haus abzuthun, war am 40. Tag. Ich aber hatte ein ganzes Jahr ungeschoren und abgesondert von jeder Freude zu leben und täglich einen solchen Ball vor's Thor der über der Asche errichteten Beinhütte zu bringen, dreimal Wasser darüber zu sprengen und dann brusttief in den Teich zu gehen und dort niederzulegen. — Da die Onkel gestorben waren, wurde der ältere Bruder mein natürlicher Herr; ich liebte und ehrte ihn und that Alles, was er mir auftrug. Meinen Vater sah ich nun selten. Im Juni 1840 hörte ich gelegentlich, mein Vater sey gestorben, eilte hin und kam gerade zum Verbrennen. Die letzten Dienste verrichtete natürlich sein Erbe (seiner Schwester Sohn). Seither kam ich nicht in sein Haus. — Die Zeit meiner Lostrennung vom Haus der Vorfahren war nun gekommen. Mein Bruder hatte nämlich schon seit sieben oder mehr Jahren mit des Vaters Zustimmung seine Frau erwählt, ihr das Kleid gegeben, und sie in ihrem Hause besucht. Ich war schon nahe an 30 und unbeweibt; daher traf er, ohne mir was zu sagen, die nöthige Verabredung mit einer Nayerfamilie unseres Stamms, und setzte den 15. Sagittar (27. Dec. 1840) für die Festlichkeit des Kleidergebens fest. Tags zuvor (26 Dez.) noch vor dem Frühstück eröffnete er mir, wie er für mich gesorgt habe; ich hatte es aber schon in der Nacht erfahren, und da ich das Haus, das er gewählt, aus mehreren Gründen, schon der Entfernung halber, nicht wählen mochte, sagte ich, ich wolle mich noch etwas besinnen. Er: es sey keine Zeit zum besinnen, auf Morgen habe er schon die Kleider gekauft und Alles zum Festessen Nöthige bereitet. Da ich noch nicht einstimmte, band er mich mit Stricken; obgleich viel stärker, wie durfte ich dem Aelteren widerstehen! — und schlug über eine halbe Stunde mit dem spanischen Rohr auf mich los. Um Mittag erst erwachte ich aus meiner Ohnmacht, und da der Bruder noch auf dem Feld war, entschloß ich mich, schnell fortzulaufen, nahm etwa 200 Rup., die ich durch Lotterieen mit Reis gewonnen hatte, seidenen Schirm, ein goldgeheftetes Seitenmesser (Geschenk des Vaters), den Nachtmantel, Silbergürtel und Kleider, und ungegessen zum Hof hinaus. Den Schwestern, die mich gehen sahen, sagte ich, ich wollte nach Kotschi (Cochin), eilte ans Ufer und lief am Strand bis Alapula; bestieg dort einen Pattamar (Meerboot) und kam damit nach Codungalur (Cranganore). Dort wohnte ich einen Monat in Kali's Tempel, und betete sie täglich mit Gaben von Zukerrohr und Bananen an, um mir ihren Beistand für meine Reise zu sichern.

Ich entschloß mich nun, weiter nach Norden zu gehen und schmeichelte mir mit dem Gedanken, mein Geld werde mir wohl bis Kasi (Benares) reichen, und daß ich dadurch eine meiner Geburt angemessene himmlische Seligkeit erwerben werde, hatte ich keinen Grund zu bezweifeln. Ich kam durch Guruvayur woselbst ich viele kranke Pilgrime opfern sah, die dortige Kali wird für einen besondern Segen Malabar's gehalten, indem sie alle Krankheit vertreiben soll. Da ich gesund war, hielt ich mich hier lieber an meinen alten Freund Wischnu, und blieb etliche Tage in seinem Tempel, Geschenke darzubringen. Von da aus verlor ich meinen Weg; fern von der Heimath, wußte ich sogar die Himmelsgegenden nicht zu unterscheiden — herumirrend traf ich endlich auf zwei baumstarke dickbehaarte Nayer, die mich freundlich anredeten und bald mein ganzes Zutrauen erwarben. Mit ihnen gelangte ich bei Einbruch der Nacht in einen Ort, den sie Keleschwaram nannten; und sobald wir zum Obdach für Reisende gekommen waren, sagte ich mein Abendgebet von Wischnu Namen her, und ohne weiter an Ko-

chen und Essen zu denken, legte ich mich auf den Boden nieder. Ich erwachte nach Mitternacht von einem fieberischen Gefühl von Kälte: was war mein Schrecken als ich all' mein Eigenthum, sogar das Kleid, das ich bei Tag anhatte und bei Nacht als Decke benützte, verschwunden sah. Nun war mir's auf einmal klar, daß ich in einer früheren Geburt ungeheure Schuld auf mich geladen haben mußte, daß diese zu büßen mein Verhängniß mich aus der Mutter Haus getrieben hatte. Daß unter dieser Strafe Friedensgedanken eines unbekannten Gottes verborgen seyen, konnte ich natürlich nicht ahnen. Was war zu thun! Wem sollte ich klagen? wen anklagen? Es war Alles fremd um mich her, wer wird einem Nackten glauben. So ergab ich mich in mein Verhängniß und flocht eine Schürze aus Pandanusblättern. Der Morgen brach an, ich sah einen Bettler und machte mich an ihn. Er gab mir etwas von seinem Reis, und da er zwei Kleider hatte, eines davon zur Schürze. Ich kam nach Kolikodu (Calicut); lief aber umsonst bei vielen Beamten meiner Kaste herum, keiner zeigte das geringste Mitleid. Wiederum war es hier ein Bettler, der mich zwei Tage lang an seinem Reis niedersitzen ließ. — In zwei weiteren Tagen erreichte ich Tellicherry, (Talatscheri), jeden Abend fand ich etwas zu Essen in den Nayer-Häusern. In Tellicherry fand ich einen Beamten, der mich landeinwärts auf sein Gut nach Cotte achattu (Cotiote) schickte und für mich zu sorgen versprach. Ich lebte dort in einem Ganigats-Tempel; am Ende hieß es, ich solle mit der Hacke arbeiten. Daran war ich nicht gewöhnt. der Nayer zog seine Hand ab. Ich versuchte es mit einem Nambutiri (Brahmanen), der schickte mich in den wilden Wald, über eine kleine Pflanzung zu wachen. Ich sah schon auf dem Weg einen todten Tiger aufgehängt, der einen Mann getödtet und von dessen Freund erschossen war. Das war eine üble Vorbedeutung. Im Wald begegnete ich zweimal Tigern und war dadurch in vier Tagen dieser Gegend müde geworden. Jetzt nahm ich den halbaufgegebenen Plan, nach Norden zu ziehen, wieder auf, und erreichte Tscheru Kunnu (klein Hügel) wo ich acht Tage lang auf der Göttin Kosten leben durfte (wie alle Fremdlinge). Ich gieng noch acht Stunden weiter bis an die Gränze von Malayalam; da ich aber allein war und sich kein Gefährte fand, sank mir der Muth, ich kehrte um. In Tscherucunnu angelangt, nahm mich ein nach Kotschi ziehender Brahmine mit, seine Kiste zu tragen. Als wir in Talatscheri anlangten, litt ich so von Kopfweh, daß ich um die Erlaubniß bat, den leichteren Bündel seines Knechts zu tragen. Er willigte nicht ein und ging, ohne mir mehr als etwas von seinem Reis zu geben. Wieder entschloß ich mich nach Norden zu ziehen: und fragte auf dem Bazar, ob mir hier wohl Niemand dazu behülflich wäre. Ein katholischer Bettler (der vom Almosen der hiesigen Gesellschaft lebt), sagte mir vom Padre, der würde mich aufnehmen; ich müßte aber dann wohl ein Christ werden. Ich sagte, das sey eine bedenkliche Sache, so seine Religion und Kaste wegzugeben. Er sprach mir Muth zu und führte mich zum Katechisten Wedamuttu, der brachte mich zum Missionar Gundert. Nachdem ich kurz meine Umstände erzählt, fragte er mich, ob ich ihm Alles geben wolle, was ich habe. Ich sagte, ich habe nichts, wenn ich was hätte, würde ichs geben. Er wies auf meine Asche und die Haarlocke, ob ich die gebe; ich sagte ja. Er fragte, ob ich nicht ein Herz habe, „ja, ich wolle es ihm geben." Er: das gehört nicht mein, das mußt du einem andern geben, dem Herrn Jesu Christo. Das war am 28sten Mai. Und hier endet die Geschichte meiner Irrfahrt.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Sir Samuel Pepys.

Christliche Freunde!

Wir sehen auf unserem Kupferstiche eine Ansicht der Insel Fernando-Po, welche, als in der Nähe der Nigermündungen gelegen, den Missionaren reiche Gelegenheit darbietet, nicht nur auf der Insel selbst das seligmachende Evangelium zu verkündigen, sondern dasselbe auch über die benachbarten Küsten zu verbreiten, und es allmählig auch selbst in das Innere Afrika's zu tragen.

Hat auch die Nigerexpedition die sanguinischen Hoffnungen Mancher nicht erfüllt, so wird deßwegen Afrika nicht immer eine Beute der Finsterniß, des Elendes und des Todes bleiben. Mag man auch die stille Wirksamkeit evangelischer Glaubensboten noch so gering schätzen, der Same, den sie ausstreuen, ist ein lebendiger, ein unvergänglicher. Dieser Glaube belebte auch den Missionar Clarke, wenn er von Fernando-Po schreibt: „Ich denke, diese Insel wird der erste Auslaufe-Platz für unsere Gesellschaft werden; wir dürfen hoffen, in nicht gar ferner Zeit eine Reihe von Missionsstationen zu sehen, welche von den Regionen muhamedanischer Finsterniß an den Grenzen der großen Wüste Sahara sich ausdehnt bis Timbuctu, Houssa, Bornou, die nubische Wüste und die ägyptische See. Das unbekannte Innere wird sich aufthun vor den friedlichen Boten des Herrn. Die wilden Bewohner der Inseln des Tschad-See's, die kriegerischen Bergharmier, die, so da wohnen in den Gebirgen von Donga und Jebel Kimra, werden hören, werden annehmen die Botschaft von der großen Freude. Die Boten, welche durch die wüsten Ebenen hinter Congo und Angola dringen, werden denen die Hand bieten, welche von Mozambique und Zanguebar herkommen, und sich auch mit denen vereinigen, welche jetzt schon in den Gebirgen Abessiniens, und im Norden von Lattaku ihre stillen Fortschritte machen. In der That ein liebliches Gemälde! Und wenn wir vom Himmel herunterseyen, oder vielleicht als dienende Geister herabkommen, die Siege Immanuels zu feiern, so werden wir uns freuen, daß wir während unsers kurzen Aufenthaltes auf Erden Mitarbeiter seyn durften an der Ausbreitung des Reiches unsers Friedensfürsten, der auf Erden regiert wie im Himmel".

Weitere Nachrichten aus Afrika.

Wir haben so eben die Stimme eines Bruders vernommen, welcher der Verbindung der Baptisten (d. h. der Taufgesinnten) angehört. Es folgen nun Briefe von Solchen, welche der Methodistenkirche zugethan sind, und zu gleicher Sprache gegründeten Anlaß zu haben glauben.

Missionar Dove schreibt aus Frihtaun auf Sierra Leone am 1. Juni 1841:

Ich danke Gott, daß ich Ihnen abermals aus diesem Theile der Welt schreiben und Ihnen Mittheilungen machen darf, die sowohl Ihre Herzen, als die Herzen Aller, die an Afrika's Wohl Theil nehmen, zu großer Freude auffordern. Ich habe so eben einen Brief aus Badagry*) erhalten, wohin seit 18 Monaten Viele der Akus von Sierra Leone ausgewandert sind, unter welchen

*) Der Schreiber des Briefes heißt Jakob Fergusson, und ist aus der Landschaft Aku gebürtig. Er wurde in seinem Vaterlande zum Sklaven gemacht, durch ein englisches Schiff wieder befreit und nach Sierra Leone gebracht, wo er zu der Methodistengemeinde sich hielt, und eine gewisse Bildung sich verschaffte. Nachdem er sowohl, als eine Anzahl seiner Landsleute sich einiges Vermögen erworben hatten, faßten sie den Entschluß in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie

mehrere fromme Mitglieder unserer Gesellschaft sich befinden. Es scheint, Gott habe ihnen Gnade gegeben vor ihren Brüdern. Sie brachten ihre Religion mit sich, und da sie die heidnischen Gebräuche wieder sahen bei denen, die nie von einem Heiland etwas gehört hatten, wurden sie im Innern aufgeregt, sie erhoben ihre Stimmen als Posaunen; in demüthigem Vertrauen auf den Arm der Allmacht pflanzten sie die Fahne des Kreuzes auf den Gränzen des Landes Aku, und wir hören jetzt den Ruf aus Macedonien wiederhallen: „Komm herüber und hilf uns! Schicke uns Missionare, schicke uns Bibeln und eine englische Flagge!" Können wir jetzt die Hände sinken lassen? Der Nothruf aus Afrika wird nicht ungehört verhallen, ist er doch schon zu den Ohren des HErrn Zebaoth gedrungen; und blieben wir taub dagegen, so würde uns der Fluch von Meros treffen (Richter 5, 23), und Hülfe und Unterstützung würde von anderer Seite her kommen. Ja, Afrika wird seine Erlösung kommen. Wir sehen schon das Dämmern des Tages, da das prophetische Wort wahr werden wird: „Gesegnet sey Egypten, mein Volk!" und da man — wenn man die Wunder der Gnade erzählt, sagen wird: „Siehe die Philister und Tyrer, sammt den Mohren werden daselbst geboren". Ich muß Ihnen aus dem Brief eines Eingebornen, der für seine afrikanischen Mitbrüder ein Gefühl hat, einiges ausziehen. Er sagt: „Um Christi willen, kommen Sie schnell. Lassen Sie sich nichts als Krankheit abhalten. Kommen Sie und sehen, wie der Busch brennt. Kommen Sie und sehen, wie Gott die Heiden bekehrt. Gott ist in mein Haus gekommen, und ist geschäftig in meiner Familie. Warten Sie nicht, bis Sie andere Kleider angelegt, gegessen, getrunken haben, grüssen Sie auch Niemand auf der Straße. Gelobt, gelobt, gelobt sei Gott für sein wundervolles Thun unter den Heiden! Um Gotteswillen reisen Sie im Augenblick ab; verlassen Sie mich nicht unter all' dieser Last: sie ist größer als ich tragen kann."

„Viele unserer Brüder sind auf dem Punkt, in das Land ihrer Väter zurückzukehren, dem sie vor Jahren entrissen worden sind. Viele sprechen davon, ihre Väter, ihre Mütter, ihre Verwandte wieder zu sehen. Die Glieder unserer Gesellschaft, die aus dem Aku Lande sind, haben um ihr eigenes Geld ein Prisen-Schiff gekauft, womit sie schon zwei Reisen gemacht haben, und jetzt die dritte unternehmen wollen; aber leid thut es mir, daß wir keinen Missionar haben, der sie begleite. O sprechen sie für uns, und schicken Sie uns Hülfe."

Von Cap Coast Castle auf der Goldküste schreibt Missionar Freemann: „Während die Niger-Expedition zu Accra sich aufhielt, erhielten wir einen Besuch von Präsident Maclean, in Gesellschaft des Capitäns Tucker, Befehlshaber der brittischen Fregatte Iris, und der beiden Kapitäne Allen von den Dampfschiffen der Expedition: Soudan und Wilberforce. Kapitän Tucker unterrichtete uns, daß an den Ufern des Gabun eine Thüre für Missionsunternehmungen sich geöffnet habe, woselbst Eingeborne nach religiösem Unterricht begierig seyen, und ihm gesagt hätten, wenn ein Lehrer käme, würden sie ihm ein Haus bauen und ihn unterhalten. Kapitän Tucker sagte, er sey so vollkommen überzeugt, daß die Errichtung einer Mission in den mit Sklaven handelnden Staaten das wirksamste Mittel zur Zerstörung des

---

kauften ein Schiff, dingten einen Weißen als Steuermann und kamen nach Badagry; und jetzt, da er sein Vaterland glücklich wieder erreicht hatte, wendet er sich an das Werkzeug, durch dessen Dienst er Christ geworden ist, mit der Bitte um einen Missionar.

Sklavenhandels sey, daß er gern Einen von uns an Bord der Iris nehmen möchte, um diese Leute zu besuchen und zu sehen, was man thun könne; dann wollte er ihn wieder zurückbringen. Dieß ist ein edles Anerbieten, welches wir benützen sollten."

„Mit der Niger-Expedition kamen auch die Aschanti-Prinzen an, an denen ich zu meiner großen Freude zwei liebenswürdige hoffnungsvolle junge Männer gefunden habe. Bei ihrer Ankunft, in Kumasi werden sie freilich mancher Gefahr ausgesetzt seyn. O Gott, bewahre sie! Bruder Broocking und ich werden sie nach Kumasi begleiten. Anfangs Oktober werden wir, so Gott will nach dieser Hauptstadt des Aschanti-Landes abreisen. Die Aussichten um uns her sind alle viel versprechend, wir sehen vielen glücklichen Erfolgen in unserm Werk entgegen. Das Herz des Aschantiköniges scheint immer noch günstig für uns zu seyn. Der Herr wolle doch sein Herz lenken wie Wasserbäche."

Auch Missionar Broocking, ebenfalls auf Cap Coast läßt sich in einem Briefe vom Sept. 1841 folgender Maßen vernehmen: „Die Aussichten in Betreff der Ausbreitung des Christenthums sind sehr erfreulich. Bei meinen Wanderungen in das Innere hatte ich Gelegenheit, mich von den Gefühlen und der Stimmung des Volkes gegen uns, und hinsichtlich unserer Bemühungen, das Evangelium bei ihnen einzuführen, zu überzeugen. Der größere Theil der Dörfer, die ich besucht habe, sehnt sich darnach, Lehrer zu erhalten. In einem Dorfe, genannt Akrefo, begleitete mich ein großer Haufe eine Viertelstunde weit, und bat mich, ihnen einen Lehrer zu senden. Sie sagten zu mir, gerade an diesem Morgen sey eine Anzahl in den Wald gegangen, um Bauholz zu einem Schulhause zu holen. Als ich sechs Wochen später hinkam, war wirklich das Schulhaus sammt einem Zimmer für den Lehrer fertig. In einer Stadt Yangkumasi habe ich auf des Häuptlings Bitte eine Schule eingerichtet, welche schon ziemlich viel verspricht. Dieser Häuptling ist so sehr dafür besorgt, Erziehung und Christenthum unter seinem Volke einzuführen, daß er, sobald nur einmal der Lehrer da war, sogleich seine eignen Söhne schickte, und sagen ließ, wenn eine Nachtschule begonnen würde, wollte er selbst sich dazu hergeben, das A B C zu lernen. Dieß sind doch liebliche Aussichten!"

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft

in Stuttgart.

Dorfplatz zu Sesheke mit Livingstone's Zelt.

№ III 1842

Christliche Freunde!

Von einer Zeichnung, welche Dr. Prince von dem Orte auf Fernando-Po, wo er mit seinem Mitarbeiter Clarke seine Missionsversuche begann, aufgenommen hatte, ist der Kupferstich auf der ersten Seite dieses Blattes genommen. Es ist der Spielplatz der Einwohner von Basilli, einem Dorfe im Innern der Insel, auf welchem Tänze und andere Belustigungen vorgenommen werden. Der Platz hat etwa 130 Schritte im Umfang, und ist mit Palmbäumen, wildem Rohr und Gesträuchen umgeben. Wir sehen auf unserer rechten Seite eine Hütte stehen auf einer Erhöhung, es ist das Palaver Haus — Rathhaus — wo Klagsachen und andere Vorkommenheiten geschlichtet worden. An den Pfeilern dieser Hütte befestigten die Missionare am 28. Januar 1841 Nachts ihre Hängmatten. Gleich daneben ist von dürren Stecken eine Art Hütte gebaut, als Zaubermittel gegen Krankheiten. Etwas weiter links ist wieder ein „Schuppen," gleichsam ein Gefängniß, das auch als Zaubermittel die Ratten abhalten soll, den Yams zu zerstören. Zwischen diesen beiden sind zwei Bäume gegen ihren Gipfel hin so zusammengebunden, daß sie ein Büschel Palmöl-Nüsse tragen können, abermals ein Zaubermittel, das die Spielenden vor Schaden hüten soll, wenn die Speere geworfen oder geschwungen werden. In der Mitte aber ist eine Laube von lebendem Gesträuch, die nach der Anordnung des Zauberes gegen besondere Uebel errichtet worden ist. In dieser Laube befindet sich bei öffentlichen Gelegenheiten der König mit einigen Aeltesten des Volkes; und in ihr saß er auch am 29ten Januar, als die Missionare ihre erste Anrede an ihn und seine Unterthanen über das große in JEsu erschienene Heil hielten.

Von dieser ersten Zusammenkunft erzählt Dr. Prince folgendes:

Nach oft unterbrochenem Schlummer erwachten wir doch gestärkt mit dem Grauen des Tages, und fast zu gleicher Zeit begrüßte unsere Ohren die Proklamation des Königes, welche vor seiner Hütte dem erwachenden Volke verkündigt wurde. Unmittelbar darauf erfolgte eine Erwiederung, wie wenn die ganze Bevölkerung auf den ersten Ton der Stimme ihres Herrschers ins Leben gerufen worden wäre, und wie wenn alle außerhalb ihrer Hütten in der Haltung aufmerksamer Zuhörer gestanden hätten. Still wie todt, bis der königliche Wille vollkommen erklärt worden war, gaben sie, als mit Einem Munde, ihre Zustimmung in Tönen, welche mit dem Krähen einer Schaar von Hahnen viele Aehnlichkeit hatten. Der König sprach wieder; dann folgte eine Pause, und bald hörte ich einen Ton, wie ein Gehen in Laub und Gebüsch, und sogleich trat aus dem Dickicht, das den Platz umgab, eine Gesellschaft williger Zuhörer. Die liebliche Morgenluft, die Musik der kleinen Sänger auf den Bäumen vor uns, die redliche Stimme des heidnischen Königs, und die Willfährigkeit der einfachen Unterthanen, die Neuheit und die Erhabenheit des Zweckes, um welches willen sie zusammengekommen, Alles zusammen erregte in meiner Brust ein nicht zu beschreibendes Vergnügen. Ungefähr 130 Personen waren versammelt, die wieder Unterabtheilungen nach dem Alter bildeten.

Die Frauen zögerten am meisten zu kommen, und die Meisten welche kamen, brachten Kinder mit; doch muß man ihr Zurückbleiben mehr der Sitte zuschreiben, daß sie von den Palavers ausgeschlossen sind. Sobald ich jedoch den Wunsch zu erkennen gab, daß auch sie anwesend seyn möchten, und bemerkt hatte, daß unser Palaver (das, was wir zu sagen hatten) auch für die Frauen und für Alle gut sey, wurde ein allgemeines Er-

staunen sichtbar, die Frauen aber schienen bestürzt und scheu; sie verriethen auch eine Scham, in ihrem nackten Zustande vor uns zu erscheinen, duckten sich und versuchten sich zu bedecken, wenn sie kamen oder giengen; gewöhnlich ziehen sie sich vor unserer dargereichten Hand das erste Mal zurück, und nur wenige ergreifen sie mit Zutrauen. Wenn von Vielweiberei die Rede ist, wenn wir zum Gebete knieen, oder wenn wir den Namen „JEsus" aussprechen, erhebt sich ein Gelächter; doch möchte ich dieß weniger einer Verachtung oder einem Widerwillen zuschreiben, als vielmehr einem leeren Gemüthe, das von etwas, ihm ganz Neuen, ergriffen worden ist.

Als ich in meiner ersten Anrede versucht hatte, den Leuten das Trügerische ihres Aberglaubens darzulegen, und ihr Vertrauen in ihren Dotter (Zauberer), zu erschüttern, stellte sich dieser Mann mitten in meiner Rede auf die Seite hinaus, und im Augenblick versammelte sich ein großer Haufe um ihn; ich war begierig darauf, was kommen würde, besonders, als zwanzig bis dreißig Mann in großer Hast wegliefen. Unser Dollmetscher jedoch löste uns das Räthsel auf eine angenehme Weise, indem er uns versicherte, die Leute seyen auf Befehl des Königs weggegangen, um Geflügel zu holen, das man uns zum Dank schenken würde. Wirklich wurden uns auch fünf Stücke übergeben, nebst einer Art Brod, und Palmwein, mit der Erklärung, daß man sehr dankbar gegen uns sey, daß man wünsche, noch mehr zu hören, und daß man einen Lehrer gern aufnehmen würde. Sie sagten, sie müßten glauben, was ein Weißer sage. Unter die Frauenspersonen vertheilten wir eine Anzahl Kügelchen, und der Königin übergaben wir das Bild der Königin Viktoria auf einem Pfeifenkopf, und den König erfreuten wir mit einigen Kleidungsstücken.

Von Basilli giengen wir Morgens halbsechs Uhr fort, um das Dorf Banapa zu besuchen, konnten aber dort nicht viel erreichen, weil die Leute mit Vorbereitungen zu einem Feste sehr beschäftigt waren. Wir kehrten nach Basilli zurück, und kaum sahen uns die Leute, als sie zu uns kamen, uns als alte Freunde begrüßten, und ungebeten uns auf den Spielplatz führten. Wir beabsichtigten, erst auf den Abend uns mit ihnen zu unterhalten, weil wir dieß für die geschickteste Zeit hielten, wenn die Leute von ihrer Feldarbeit zurückgekehrt wären. Als wir aber im Palaverhause so Viele antrafen, als wir sahen, daß ein Häuptling Viele zum Dableiben veranlaßte, so entschlossen wir uns nicht länger zu warten, nur vorher noch unser Essen zu bereiten und zu genießen. Wir hatten dabei einen großen Haufen Zuschauer, mit denen wir uns Mühe gaben, nähere Bekanntschaft zu machen. Aber nur mit großer Mühe gelang es uns, Einen oder den Andern dazu zu vermögen, von unserer Speise zu genießen, indem wir es als ein Zeichen ihres Vertrauens ansehen wollten.

Mehr als Zweihundert hatten sich um uns geschaart, und eine aufmerksamere Zuhörerschaft kann es nicht geben: Nüchternheit und Theilnahme an dem, was gesprochen wurde, las man auf ihren Gesichtern, sie wurden nicht müde, mir zuzuhören, als ich dreiviertel Stunden lang mich bemühte, ihnen die Verdorbenheit ihres Herzens, ihre Entfremdung von Gott, das Recht, das Gott an sie habe, den einzigen Weg, zur Freundschaft mit Gott zu gelangen, darzulegen, und durch Gleichnisse, die sie verstanden, zu erklären, und sie zu überzeugen, wie hülflos sie seyen, und wie nöthig ihnen ein himmlischer Freund sey; auch als nun Bruder Clarke anfieng, die zehen Gebote ihnen auszulegen, folgten sie seiner Rede mit demselben Ernst und gleicher Aufmerksamkeit. Wir haben gerne mit diesen Insulanern zu thun; so finster es auch noch in ihrem

Innern aussieht, so unerfreulich und eckelhaft auch ihre Sitten sind, so ist ihnen doch eine Einfalt, eine Harmlosigkeit und kindliche Gutmüthigkeit eigen, welche das Vertrauen und das Mitleid des Beobachters gewinnt. Und obschon unsere Unterhaltungen mit ihnen vielfach dadurch erschwert werden, daß wir mit der Sprache so wenig vertraut sind und es uns schwer wird, auf ihre Verstandesstufe herabzusteigen, so erkenne ich doch, daß diese Schwierigkeiten durch Gottes Gnade dazu dienen, das eitle Herz zu demüthigen, und einen tiefen Eindruck von der Wahrheit des Wortes zu erhalten: „Ohne mich könnet ihr nichts thun."

Der Beitrag eines Knaben.

Unter den Beiträgen für die brittische Bibelgesellschaft befand sich ein Pöstchen, mit den Worten: Von einem Knäblein zu Belfast, das in seinem sechsten Jahre starb 6fl. 12kr. Als dieser Knabe fünf Jahre alt war, saß einmal die Familie an einem Winterabend um das Feuer, während der Sturm an die Fenster schlug. Das Kind, das am Kamin spielte, sah auf einmal seiner Mutter ins Gesicht und sagte: „Mama, das ist eine schlimme Nacht für die Armen." Sie bejahte es. „Aber, Mama, auch für die Reichen eine schlimme Nacht." Warum das, liebes Kind? „Ich meine, wenn sie dem reichen Manne gleichen, von dem wir heute gelesen haben, der seine Scheunen abbrach, um größere zu bauen, und dessen Seele in dieser Nacht von ihm gefordert wurde." Nach einer Pause fuhr er fort: „dieß ist aber noch eine schlimmere Nacht für die armen Heiden." Warum sagst du so? Fragte die Mutter. „O Mama, sie haben Niemand, der ihnen von JEsu sagt, und keine Bibeln, um von JEsu zu lesen!" „Er lief zu seinem Vater und sagte: Papa, willst du mir einen halben Pfennig (1½ Kr.) geben?" Wozu? fragt dieser. „Er soll mithelfen, Bibeln zu kaufen für die armen Heiden, welche keine haben. Am andern Tage verschaffte er sich ein kleines Büchschen, in der Absicht, Beiträge zu sammeln; und während eines ganzen Jahres voll Leiden verlor er seinen Gegenstand nicht aus dem Gesicht. Da er nur selten auszugehen vermochte, bat er die Freunde, die in sein Haus kamen um Etwas, nur um etwas Weniges, um Bibeln kaufen zu helfen für die armen Heiden, die Niemand hätten, der ihnen von JEsu sage. In ungefähr einem Jahre belief sich seine Sammlung auf 6fl. 12kr. Nun gefiel es aber dem HErrn, ihn von dieser Welt der Sünde und Krankheit abzurufen. Gegen das Ende seines kurzen Lebens sagte er eines Tages zu seiner Mutter: „Mama, ich habe dich recht lieb, aber JEsum Christum liebe ich doch noch mehr. Du bist so gütig gegen mich gewesen, aber JEsus noch viel mehr. Ich bin gerne bei dir, Mama, aber doch möchte ich noch lieber bei JEsu seyn." Seine letzte Bitte war, man möchte seine kleine Ersparniß hingeben, damit man Bibeln kaufen könne für die armen Heiden, die keine Bücher hätten, worin sie von JEsu lesen könnten.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

№ IV. 1842.

Christliche Freunde!

Unser Kupferstich führt uns auf die brittische Insel Mauritius, ehmals Isle de France genannt, welche im Südosten der Insel Madagaskar liegt. Vor den Revolutionskriegen stand sie unter französischer Oberherrschaft, durch welche die katholische Kirche den größten Einfluß erhielt; seitdem sie aber an England abgetreten wurde, stehen der Verbreitung des Evangeliums keine bedeutenden Hindernisse mehr im Wege, da besonders auch die Sklavenbevölkerung große Geneigtheit zeigt, das Evangelium anzunehmen. In Port-Louis, dem Hauptorte der Insel, welcher allein nicht weniger als 40,000 nun befreite Sklaven in sich zählt, befinden sich nur zwei protestantische Gotteshäuser, das eine davon ist die Kapelle der Independenten, von welcher der Kupferstich eine Ansicht giebt; man verdankt ihre Errichtung hauptsächlich den Bemühungen des ehrwürdigen Le Brun, der sich mehr als zwanzig Jahre lang dem Dienste des Evangeliums auf Mauritius gewidmet hat. Auch eine Druckerpresse der Londoner Missionsgesellschaft ist schon mehrere Jahre lang in voller Thätigkeit, um der Sache des HErrn auf der Insel zu dienen. Eine neue Wichtigkeit für Missionsfreunde hat Mauritius erhalten, wie wir aus der nachfolgenden Erzählung von dem

Abschied der vier madagassischen Flüchtlinge

vernehmen werden.

Am 5. Oktober 1841. Abends wurde in einer Kapelle Londons eine Versammlung gehalten, bezüglich auf den bevorstehenden Abschied der nach London gekommenen Flüchtlinge aus Madagaskar. In dieser Versammlung hielt Herr Freeman (früher Missionar in Madagaskar, folgende Anrede:

Unsere Freunde aus Madagaskar sind nun über zwei Jahre in unserem Lande gewesen. Als sie ankamen, war ihre Zahl sechs. Eine davon ist seitdem zur ewigen Ruhe eingegangen und hat uns die liebliche Ueberzeugung zurückgelassen, daß Sterben ihr Gewinn war. Ein junger Mann, Simeon, ist mit Herrn Johns nach Mauritius zurückgekehrt in einem etwas schwachen Gesundheitszustand, der sich jedoch nach neueren Nachrichten zu höherem Grade, als er hier war, gebessert hat. Vier sind noch bei uns: Joseph, David, Jakob und Rafaravavy. Es erhob sich aber die Bedenklichkeit, ob nicht, wenn wir sie noch einmal einen Winter hier bei uns behalten, das Klima, wenigstens für Einige von ihnen, verderblich werden könnte; darum wurde es für dienlich erachtet, daß sie Alle zusammen nach Mauritius zurückkehren, dessen Klima demjenigen ihres Vaterlandes sehr ähnlich ist. Der Weg nach Madagaskar ist noch nicht offen, Gottesurtheile, Kindermord, Hinrichtungen in Massen, und all die Abscheulichkeiten der dortigen grausamen Regierung währen nicht nur fort, sondern haben sich auf eine furchtbare Weise vermehrt. Würden nun die Flüchtlinge dahin zurückkehren, so wäre der Tod in einer seiner furchtbarsten Gestalten ihnen gewiß. Schon daß sie ohne Erlaubniß der Königin das Land verlassen haben, zöge ihnen die Strafe zu, lebendig verbrannt zu werden; ein Feuer wird auf dem Boden angezündet, die Verurtheilten mit gebundenen Händen und Füßen darauf gelegt, auf sie hin Feuer-Material und so werden sie allmählig vom Feuer verzehrt. In Folge der Grausamkeiten der Königin, verließ vor Kurzem eine große Anzahl Mannschaft die Armee, von welchen 1000 Mann wieder ergriffen wurden; Hundert derselben büßten auf diese Weise ihre Desertion.

Unsern Freunden jedoch winkt ein lieblicher Kreis nützlicher Thätigkeit zu Mauritius, das nur zwei oder drei Tagereisen zur See von

ihrem Vaterlande Madagaskar entfernt ist, so daß sie dahin zurückkehren können, sobald Gottes Vorsehung die Umstände günstiger sich gestalten läßt; ja wir hoffen und wünschen, eine Madagaskar-Mission selbst auf Mauritius zu errichten unter dem mächtigen Schilde englischen Schutzes. Es gibt zwei Klassen von Einwohnern auf Mauritius, bei denen sich zwei Thüren für unsere Freunde aufthun. Es befinden sich dort nicht weniger als 20,000 Seelen, die Abkömmlinge von Eingebornen auf Madagaskar sind, und als freie Arbeiter leben; sie oder ihre Eltern wurden vor 30 bis 40 Jahren als Sklaven eingeführt, und blieben in diesem Zustande bis zur Emancipation, wo sie mit den andern Sklaven, die sich auf 80,000 Seelen beliefen, ihre Freiheit erhielten. Man betrachtet sie noch als Madagassen, sie sprechen die Sprache derselben, haben noch ihre Sitten. Die andere Klasse besteht aus 700 bis 800 Personen, welche kürzlich erst aus Madagaskar ausgewandert sind. Zahlreiche Schiffe segeln zur Madagaskar-Küste, um Auswanderer aufzunehmen, und wenn auch gleich keine Erlaubniß von der Königin hiezu vorliegt, so benützen doch ganze Schaaren die Gelegenheit, um als freie Arbeiter nach Mauritius zu kommen, so daß sich voraussehen läßt, daß in Kurzem die Zahl solcher Leute auf Tausende sich belaufen wird. Diese große Anzahl, sicher vor der Macht und Grausamkeit der Königin, wird in den Bereich des christlichen Unterrichts unserer Freunde kommen sammt denen, die bereits schon da sind. Unsere Freunde gehen also fort als Nationallehrer unter ihren Volksgenossen; sie gehen in der Begleitung von Frau Johns, welche sich zu ihrem nach Mauritius vorangegangenen Gatten begiebt.

Herr Freeman richtete nun an die madagassischen Freunde Fragen, die sie beantworteten; zuerst an David:

Sie sind jetzt mehr als zwei Jahre bei uns in England gewesen; Sie haben viele Christen gesehen, welche Gott fürchten, viele christliche Familien und Versammlungen: Glauben Sie, die Menschen in diesem Lande seyen glücklicher und besser, als diejenigen in Ihrem Lande, wo man keine Bibel hat, wo man nichts von einem Erlöser weiß? — Ja sie sind glücklicher; denn der ist nicht glücklich, der das Wort Gottes nicht hat, an die Güte Gottes nicht alle Tage denkt, und sie betrachtet.

Glauben Sie denn, daß die Bibel es ist, welche die Menschen weiser, besser, glücklicher macht als Andere? — Ja! Es gibt zwar auch Leute in der Welt, welche ohne das Wort Gottes weise sind; aber weiser noch und glücklicher macht das Wort Gottes.

In wiefern meinen Sie denn, daß die Bibel, die wir haben, uns weiser und besser mache als Andere? — Sie macht die Menschen weise zur Seligkeit; diejenigen, welche das Wort Gottes kennen und lieben, haben Glauben an JEsum Christum. Sie sind glücklich und weise, weil unsere Glückseligkeit in Gottes Wort gegründet ist.

Bringt dasjenige, was Sie unter uns gesehen haben, den Wunsch in Ihnen hervor: biblische Erkenntniß unter Ihren Landsleuten zu verbreiten? — Ja diesen Wunsch haben wir unter den Freunden des HErrn in diesem Lande schon oft ausgesprochen. Wir bitten Gott ernstlich, Er möchte Seinen Geist ausgießen, und unserer Königin Herz verändern, daß das Wort Gottes wiederum auf der Insel verkündigt werde. —

Herr Freeman wandte sich an Joseph mit der Frage, ob er den versammelten Christen etwas zu sagen habe? Joseph erwiederte in englischer Sprache:

Es ist mir zum Dank, daß ich noch einmal vor Ihnen erscheinen darf, und hoffe, Sie werden Geduld mit mir haben, weil ich mit Ihrer Sprache nicht sehr bekannt bin. Ich stehe hier, Ihnen für alle Güte zu danken, die wir seit unserer Ankunft genossen haben. Wir

sind in diesem Lande hin und her gegangen, und man hat uns als Brüder und Schwestern in Christo betrachtet. Wir haben viele Güte von Ihnen allen erfahren, mehr als wir Ihnen in unserem Lande erweisen können. Da wir wissen, daß Viele von Madagaskar nach Mauritius gekommen sind, nicht gerade um Christi willen, sondern weil die Königin gegen Alle grausam ist, so fühlen wir uns gedrungen, Sie zu verlassen, dahin zu gehen, und sie dort zu unterrichten. Auch treibt uns die Liebe Christi, Alles zu thun, was wir vermögen, und auch Sie bitten wir, für uns zu beten, daß wir die Wahrheit, die in JEsu Christo ist, lehren, und daß der HErr unser Werk segnen möge. —

An Jakob wurden die Fragen gestellt: Sind Sie Gott noch dankbar, daß Er Sie von dem Götzendienst befreit hat? — Ich danke Gott, daß Er mich aus der Finsterniß zu Seinem Reiche gebracht hat, und werde nicht aufhören, Ihm für Seine Gnade zu danken.

Glauben Sie, daß Sie schuldig sind, mehr zur Ehre Gottes zu leben, als wenn sie nie in dieses Land gekommen wären? Wenn mich Gott erhält, so will ich Ihn lieben und Ihm dienen die ganze Zeit meines Lebens.

Sind Sie in Ihrem Herzen gewiß, daß Sie Ihren Heiland und Ihre Brüder noch eben so lieben, als da Sie in dieses Land gekommen sind? — Ja gewiß; denn bei meiner Ankunft konnte ich kaum lesen, weder Madagassisch noch Englisch; aber jetzt kann ich beide Sprachen lesen. Nun liebe ich Gott immer mehr, daß Er mir gegeben hat, Sein Wort zu lesen und zu lernen und Ihm zu dienen. Das macht mich Dankes voll.

Wir vereinigen uns Alle im Gebet, daß Gott Sie treu erhalten wolle bis zum Ende Ihrer Tage; und indem wir Ihm danken für Alles, das Er an Ihnen gethan hat, bitten wir Ihn, Er möchte Sie zum Segen setzen unter Ihren Landsleuten, so lange Sie leben. Wenn Sie nun nach Mauritius zurückkehren, hoffen Sie, dort nützlich zu werden? — Ich werde trachten, meine Landsleute zu lehren, daß sie zu JEsus kommen, und Ihn um dasselbe große Heil bitten, das JEsus mir geschenkt hat. Ich will den Namen JEsus verkündigen den Heiden, die noch in der Finsterniß sind.

In Betreff von Rafaravavy sagte Herr Freeman, daß er hoffe, Gott werde durch sie auf Mauritius unter ihren Landsleuten viel Gutes stiften, Er habe sie schon in ihrem Vaterlande durch ihr Beispiel, durch Umgang mit ihr, und durch ihre Gebete zum Segen gesetzt; sie sey das Werkzeug gewesen zur Bekehrung von Vielen. Er stellte nun auch an sie folgende Fragen, die sie in ihrer Muttersprache beantwortete unter seiner Verdolmetschung: Wenn Sie nun nach Mauritius zurückgehen, denken Sie, daß Sie Gelegenheit haben werden, Gutes zu stiften? — Vor allen Dingen danke ich Gott, daß Er nach Seiner Gnade das Licht des Evangeliums auf die Insel Madagaskar gesandt, und mich durch den Dienst der Missionare zur Erkenntniß JEsu Christi gebracht hat. Ich danke Gott für Seine Führung, die mich hieher unter Sie brachte, wo ich Zeuge war von dem Eifer und der Theilnahme am Wohl meines Vaterlandes. Ich wünsche nun zurückzugehen, und trage ein großes Verlangen in mir, Gott möchte mich erhalten, und mich zum Besten meiner Landsmänninnen wirken lassen, damit ich sie im Wege des Heils unterrichte. Ich bitte Sie, meiner angelegentlich vor Gott zu gedenken.

Wünschen sie nicht zu Zeiten, daß Sie niemals Missionare kennen gelernt hätten; denn nur in Folge Ihrer Bekanntschaft mit uns haben Sie alle diese Drangsale erlitten? — Ich danke vielmehr Gott für Alles, was dieselben gethan haben. Er hat es ja den Missionaren ins Herz gegeben, nach Madagaskar zu gehen. Gott war es ja, der mich nach Seiner Barmherzigkeit dahin gebracht hat, daß ich den Weg des Heiles kennen lernte. Ich danke daher für alle Gnade und Güte, die Er mir erzeigt hat. Ich war in einem Zustande der Finsterniß und des Todes, aber Er hat mich zum Licht, zum geistlichen Leben gebracht. Ich würde jetzt noch gerne Alles erdulden, was ich erduldet habe, wenn ich der Liebe Gottes gegen mich gedenke, und der Liebe, die Sie meinem Vaterlande erwiesen, der Opfer, die Sie für dasselbe gebracht haben.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

№ V. 1842.

Christliche Freunde!

Wir sehen auf unserem Kupferstiche eine liebliche Erscheinung. Die Feier des ersten Augusts, des Jahrestags der Sklavenbefreiung, versammelte die Negerbevölkerung einer Gemeinde auf Jamaica zu einem gemeinschaftlichen Mahle im Freien. Die Tische, von den Theilnehmern selbst bereitet, waren mit den manchfaltigsten Speisen bedeckt; gegen zweihundert Personen, wohlgekleidet, anständig, feierlich, nahmen unter den freundlichsten Begrüßungen die Sitze ein; die größte Ordnung, der beste Anstand herrschte während der Mahlzeit, nach welcher die Neger ihre Gefühle in kurzen Ansprachen ausdrückten.

Einer stand auf und sagte:

„Liebe Freunde und Familienglieder! ich freue mich, euch Alle heute hier zu treffen; ich war so erfreut, euch Alle so glücklich zu sehen, daß ich nicht essen konnte. Sehet doch einmal, wie wir eine so liebliche Gesellschaft ausmachen, und wie wir kommen und gehen können, ohne Jemand fürchten zu müssen. Vor drei Jahren wußten wir gar nicht, was Freiheit bedeute. Viele öffneten ihre Augen am 1. August wie das Vieh, aber jetzt fühlen wir auch wie der freie Mann, und wir müssen für unser Glück dankbar seyn. Unser Lehrer sagte uns, daß wir im vorigen Jahre eine schöne Summe zum Bau unserer Kapelle zusammengebracht haben; aber wir haben nicht so viel gegeben, als wir hätten geben sollen. Denn nur die Hälfte von uns hat beigesteuert, und wenn die andere Hälfte auch so viel gegeben hätte, so wäre die Summe noch einmal so groß geworden. Meine Freunde! lasset uns thun, was wir schuldig sind. Wir besitzen Alle Gesundheit und Kräfte, und erhalten für unsere Arbeit Geld, und doch gibt es Geizige, die es hart ankommt, einen Thaler zu geben. Wir müssen aber Gott bitten, daß Er das geziige, zweifelnde Herz wegnehme, denn wir haben ja eignes Land, und wenn wir Gott nicht geben, was Er uns angeliehen hat, so halten wir das zurück, was doch Ihm gehört, und Er kann uns das wieder nehmen, was wir haben, oder uns selbst von demselben entfernen. Was mich betrifft, so kann ich sagen: je mehr ich Gott gebe, desto mehr segnet Er mich. Ich bin's gewiß, ich werde nie ärmer um das, was ich Gott gebe; und finde auch, daß die Leute, die nichts geben, bei all' ihrer Kargheit nicht besser fortkommen, sondern sie zehren sich auf unter lauter Sorgen. Lasset uns, liebe Freunde! von heute an uns selbst dem Herrn ergeben."

Ein Anderer, ein Greis, erhob sich und sprach:

„Meine lieben Freunde und Familienglieder! Wir wissen, daß ein Hauptmann alle seine Soldaten kennt. Wenn diese rechte Leute sind, so kennen sie ihn auch; sind sie aber schwächlich oder feig, so kennen sie ihn nicht; er aber versammelt sie Alle um sich her, daß sie seine Befehle ausrichten. So kennt Christus, der große Herzog unserer Seligkeit, alle Seine Leute, seyen sie stark, oder schwach, oder feig. Wir wollen, meine Freunde, Alle stark seyn für Ihn. Ihr wisset auch, liebe Freunde, daß wenn Jemand eine Heerde wilden Viehes im Wald sich ausersieht, so ergreift er Mittel, sich dieselbe zu sichern und sie zu zähmen; er wird die Bäume und das Gestrüppe weghauen, und einen Grasplatz machen und einen großen Teich graben. Nach und nach kommt das Vieh auf den Grasplatz zum Futter, und trinkt aus dem Teich, und bald wird Einiges zahm, und der Wächter wird bemerken, welche zahm und welche noch wild sind. So, meine Freunde, waren wir Alle eine wilde Heerde, aber Gott sandte das Evangelium, um uns zu zähmen; und sehet nur, welchen schönen Grasplatz wir heute haben, welch kühlen Teich — aber Etliche von uns sind noch nicht zahm. Wir wollen daran denken, daß Gott auf

uns Alle herabsieht, und unsern Zustand bemerkt. Wir wollen keine wilde Heerde wieder werden; denn als man damit umgieng, uns frei zu machen, sagte man: Was? will man wildes Vieh frei machen? Die Freiheit kam von England zu uns, und dann haben gute Leute dort uns Lehrer geschickt, um uns zu lehren, was Freiheit sey. Vorher wußten wir nicht, was Freiheit ist, was Ehe ist, denn Einige von uns hatten vier Frauen, aber jetzt, Gott Lob! erkennen wir den Sinn des Evangeliums und des ehelichen Verhältnisses, und verstehen, was Freiheit bedeutet; das Geld, das unsere Freiheit gekostet hat, würde fünf große Häuser mit Dublonen anfüllen. Lasset uns Gott danken, daß Er uns Lehrer aus England über das tiefe, tiefe Salzwasser in den Schiffen geschickt hat; manchmal fallen aber Schiffe auf die Seite, und rollen im Wasser herum — ich habe es selbst gesehen. Die Lehrer haben Alles um unsertwillen verlassen; sie sind nicht unsers Geldes wegen gekommen, sondern uns von der Erlösung zu sagen, weil wir in großer Gefahr waren, wie wenn Jemand am Rande eines tiefen Abgrundes voll Finsterniß und brennenden Feuers stünde, und gerade am Hinunterfallen wäre, aber das Evangelium rettete uns aus dieser Gefahr. Unser Zustand war so, wie wenn Jemand einen Giftbecher an unsern Mund hielte, und wir müßten ihn austrinken und dann sterben; aber ein guter Mann kommt, nimmt den Becher und trinkt das Gift für mich und für euch — ja Gift trinkt Er für euch und für uns Alle, und sagt: ihr sollt nicht sterben, ich will für euch sterben. Meine Freunde! das hat Jesus Christus für uns gethan. Ich bin hieher gekommen, nicht um mich vor euch oder vor den Lehrern zu zeigen, sondern den Herrn Jesus Christus hier anzutreffen. Er muß Alles für mich thun; ich danke Ihm für das gute Licht, das wir jetzt haben, und ich hoffe, ich werde es durch Seine Kraft behalten, bis ich sterbe. Und nun, meine Freunde! wir haben eigenes Land bekommen, wir haben Häuser und Hühner und Schweine; wir dürfen jetzt nicht nur ein Fünf-Pfennigstück geben, nein, wir müssen einen Thaler, ein Pfund, eine Dublone geben, denn es thut sich nicht, daß wir mit dem zurückhalten, was uns Gott anvertraut hat, wir sind ja nur Haushalter von dem, was wir haben.

Aus

Madagascar

hat Missionar Le Brün auf der Insel Mauritius nachstehende Mittheilung von einem Freunde erhalten, der sich auf der Küste von Madagascar aufhält:

„Vor einem Monat schrieb ich Ihnen mit dem Schiff, der Stern, und erzählte Ihnen die peinvolle Lage der christlichen Flüchtlinge, welche in diesem Lande um des HErrn willen verfolgt werden; noch habe ich aber keine Antwort darauf erhalten.

„Der Bote, den ich vor etlichen Wochen abgeschickt habe, um diese armen Christen aufzusuchen, hat sie endlich nach einer Reise von acht Tagen aufgefunden. Auf meinen Brief hin, schickten sie zwei Männer aus ihnen zu mir, um zu vernehmen, was für Nachrichten ich von Ihnen aus Mauritius erhalten habe. Nun weiß ich nicht, was ich denselben zu sagen habe. Ich vermag es nicht, gar nichts zu thun, und ohne Verhaltungsregeln kann ich nicht wohl handeln; wenn ich nur wüßte, was die Gesellschaft hinsichtlich dieser armen Leute beschlossen hat, ob ich ihnen dazu behülflich seyn soll, aus dem Lande zu kommen, oder nicht. Die Zahl dieser verfolgten Christen, welche flüchtig herumirren, steigt auf zweihundert; ihr gänzlicher Mangel nöthigt sie, von Berg zu Berg zu wandern, um Lebensmittel aufzusuchen, und zugleich der Verfolgung und der Wuth ihrer Verfolger zu entgehen. Diejenigen, welche in der Hauptstadt

sich befinden, und wegen ihres Glaubens zur Sklaverei verurtheilt wurden, suchen den HErrn in der Stille der Nacht, unter dem Schutze der Finsterniß.

„Aus den beigeschlossenen Briefen, die ich von diesen Leuten erhalten habe, werden Sie ihren traurigen Zustand ermessen können. Und doch verlieren sie den Muth nicht. Sie setzen ihr ganzes Vertrauen auf Gott, den großen Hirten der Schafe, der sie nie verlassen werde. Erhalte ich keine Antwort von Ihnen, so bin ich entschlossen, einen dieser Christen nach Port-Louis zu bringen, daß seine Gegenwart und seine Stimme das Echo seiner unglücklichen Brüder bilde, welche mitten in der Trübsal sind, und jede Art von Elend zu ertragen haben."

Das erste der oberwähnten Schreiben der verfolgten Christen.

Tananarivo, 25. Juni 1841.

Wir grüßen Sie, sagt die kleine Heerde auf Madagascar. Der Gnade Gottes über uns haben wir es zu danken, daß wir noch leben, und wir vergessen Sie und alle unsere Freunde nicht. Das ist es, was wir Ihnen, lieber Vater, zu sagen haben — die Trübsal, welche uns betroffen hat, und von welcher Sie gehört haben, nimmt zu. Die Hinrichtungen, Gottesgerichte, die Noth steigen im ganzen Lande, so daß kürzlich 3000 Personen in Vonizongo das Tangena auf Befehl der Königin und der Beamten nehmen mußten, und ebenso geschah es auch an andern Orten. Das Elend des Volks ist nicht auszusprechen. Durch Gottes Gnade können wir Ihnen doch diesen Brief zusenden. — Vergessen Sie uns nicht — ja, gedenken Sie doch unserer Aller.

Wir senden Ihnen den Ueberbringer dieses Briefes, und wenn er Sie antrifft, so ist es, als wenn wir persönlich bei Ihnen wären. Er hat unser ganzes Vertrauen und kennt uns Alle. Sie dürfen ihm wohl Alles sagen, was Sie uns mittheilen wollen, und was er Ihnen sagt, das mögen Sie als von uns kommend betrachten. Er hat Alles gethan, was er konnte, zum Schutze unserer kleinen Heerde — sagen Sie ihm Ihre Rathschläge für uns. Retten Sie uns, lieber Vater, wenn es möglich ist. Ist Gott nicht unser Schirm, so sind wir Leute des Todes, wir sind wie eine Stadt auf dem Berge, die nicht verborgen bleiben kann. Der Ueberbringer des Briefes kann nicht schreiben — haben Sie die Güte, ihm schriftlich mitzugeben, was Sie zu sagen haben — er möchte es sonst vergessen.

Unsere Regierung ist fortwährend ausnehmend streng. Als die Kinder Israel unter der Knechtschaft Pharao's standen, hatten sie wohl von Zeit zu Zeit einige Ruhe, wenigstens bei Nacht; bei uns hört aber die Arbeit nie auf, wir müssen bei Tag und Nacht arbeiten. Trauen Sie nicht zu viel den Leuten aus . . . .; sie waren schon Schuld an dem Tode Einiger aus uns. Wir können nicht alle Einzelheiten schreiben, aber der Ueberbringer ist mit Allem beauftragt. Wir grüßen Sie insbesondere, Sie sind unser Anker.

Der zweite Brief, geschrieben von vier Personen am 26. Juni, sagt:

Gesundheit und Glück sey mit Ihnen, geliebter Freund! Wir haben Ihren Brief erhalten nebst den damit gesandten Gegenständen — Tuch, Saife und Salz. Gott segne Sie; Jehovah Gott lasse Sein Angesicht über Sie leuchten, denn Sie haben Mitleiden gehabt mit dem niedergeschlagenen, leidenden Volke Gottes. Wir haben in der That in Ihnen einen Freund. Freilich liegt es nicht in unserm Vermögen, Ihnen zu vergelten, aber Gott wolle Sie und alles das Ihrige segnen im Eingang und Ausgang.

Sie wünschen, wir sollen zu Ihnen kommen. Das ist schon gut; aber der öffentlichen Arbeiten an der Straße sind zu viel, den Versuch hiezu zu wagen; auch müssen Viele Bauholz aus dem Walde holen zum Bau von Häusern für die Königin. Der Pfad ist deßwegen bis jetzt noch zu schmal, aber doch hoffen wir, mit Gottes Hülfe noch zu Ihnen zu kommen.

Sie ermahnen uns, den Muth nicht sinken zu lassen, und nicht niedergeschlagen zu seyn; wir nehmen Ihre Ermahnungen an, wir Alle fassen neues Vertrauen und sind fröhlich in Hoffnung. Auch wünschen Sie, wir sollen Ihnen schreiben, wenn wir Etwas bedürfen. Nur über Etwas trauern wir sehr, — über unsern Mangel an Bibeln; wir können sie trotz der vielen Feinde verbergen; diejenigen, welche wir noch haben, sind ganz abgenützt. Was nun unsern Unterhalt betrifft, so können wir sagen, wir haben ihn, und wir haben ihn nicht. All' unser Eigenthum wurde uns genommen, als wir früher zur Sklaverei verurtheilt wurden, und wir sind noch nicht frei, sondern immer noch im Dienst. Aber es ist das Wort des HErrn: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, und Gott ernähret sie doch;" und so erbarmt sich der HErr auch über uns.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft
in Stuttgart.

№ VI. 1842.

Christliche Freunde!

Den Lesern unserer früheren Blätter ist es wohl bekannt, wie sich in Krischnagur und seiner Umgegend (nordöstlich von Calcutta) ein Verlangen nach christlichem Unterricht kund gegeben hat, welches den christlichen Menschenfreund zu den lieblichsten Hoffnungen ermächtigt, indem sich dort eine Anzahl von christlichen Gemeinden sammelt, deren Mitglieder auf mehr als viertausend Seelen berechnet wird. In dem Dorfe Anundabas hat sich nun der Drang zu gemeinschaftlicher Erbauung und zu christlichem Unterricht eine Kapelle erbaut, die wir auf unserem Kupferstiche abgebildet sehen, nebst den Leuten, die nach geendigtem Gottesdienst gruppenweise vor derselben sitzen, und ihren Reis und Curry essen. Wir sehen rechts die schlanke Palme, links die breitblättrige Plantane. In der linken Ecke bemerken wir die Kornhütte, welche Missionar Dürr erbaute. Zur Zeit einer schrecklichen Ueberschwemmung, durch welche die Bewohner in das größte Elend versunken wären, sprang ihnen Dürr mit Unterstützungen und Anleihen zu Hülfe, welche ihm später wieder, als die Leute sich erholt hatten, mit Korn zurückbezahlt wurden. Diese Heimsuchung benützte freilich der treue Missionar zugleich auch für seinen Hauptzweck, die Unterweisung des Volkes im Christenthum, und es gefiel dem HErrn, die redliche Sorgfalt des Lehrers so zu segnen, daß aus dem zeitlichen Unglück ein ewiger Segen hervorgesproßt ist.

Eine Mission im Himalayagebirge.

Ein Freund in England, Kapitän Philipp Jackson, früher Offizier bei der bengalischen Artillerie, der sich längere Zeit in Kotegur aufgehalten hatte, machte der kirchlichen Missionsgesellschaft das Anerbieten, jährlich 60 Pfund Sterling (720 fl.) an sie zu bezahlen, wenn sie auf diesem Punkte eine Missionsstation errichten wollte. Konnte auch diese Gesellschaft, deren Mittel durch ihre andere Stationen ganz in Anspruch genommen waren, nicht unmittelbar in das nachahmenswerthe Anerbieten eingehen, so hat sich doch unter ihrer Leitung am 17/26. Dezember 1840 zu Simlah eine Missionshülfsgesellschaft gebildet, die sich die Verbreitung biblischer Erkenntniß, Beförderung christlicher Erziehung, und Unterstützung der Einwohner mit ärztlicher Hülfe zur Aufgabe setzt.

In dem Prospectus, den die Gesellschaft ausgegeben hat, sagt sie:

„Man kann von einem kurzen Prospectus nicht erwarten, daß er sich über den sittlichen Zustand des Gebirgsvolkes, zu dessen Besten die Mission beabsichtigt ist, in's Einzelne einlasse; aber einige Bemerkungen über die Versunkenheit ihres Aberglaubens, ihres geselligen Lebens, ihrer Geistesfinsterniß mögen dazu beitragen, die triftigen Gründe zu der beabsichtigten Mission an's Licht zu stellen.

Vor der Eroberung dieser Gebirgsländer durch die Engländer waren sie lange Jahre der unbarmherzigen Raubsucht und Tyrannei sowohl unter dem Scepter der Gurka's, als unter der Regierung ihrer eigenen Häuptlinge hingegeben; erst jetzt fangen sie an, sich allmählig von den Wirkungen dieser Uebel zu erholen.

Die Klasse der Kulis sollen die Ureinwohner seyn; ihre Häuptlinge aber, sämmtlich Radschputen, seyen, sagt die Tradition, zur Zeit des ersten muhamedanischen Einfalls aus den Ebenen Indiens eingewandert. Die Kunaiten, oder Kusstah's seyen, sagt man die Nachkommen der Heirathen zwischen den eingewanderten Radschputen und der niedern Klasse.

Es gibt auch eine ziemliche Anzahl von Brahminen; es scheint aber nicht, daß sie denselben Rang behaupten oder die gleichen Vorur-

theile haben wie ihre Brüder in den Ebenen, indem sie die gewöhnlichen häuslichen Geschäfte ebenso verrichten, wie die niederern Kasten.

Die Kulis, welche einen großen Theil der Bevölkerung ausmachen, machen keine Ansprüche auf eine hohe Kaste; sie und die Kunaiten, ja alle Bewohner zeigen eine Einfachheit in Sitten und Charakter, welche den Bewohnern der Ebenen ganz unbekannt ist.

Es gibt unter ihnen keine Lehrer, keine Bücher, folglich auch keine Schüler, Umstände, welche die größte Beachtung verdienen. Nur einzelne Wenige besitzen eine sehr beschränkte Kenntniß im Lesen und Schreiben, und zwar nur, so weit das häusliche Bedürfniß es erfordert.

Ihr Aberglaube verräth die äußerste Unwissenheit: keine Ceremonie wird unternommen, ohne irgend einer Gottheit ein Versöhnopfer zu bringen. Menschenopfer wurden früher nicht selten im Umfange der Tempel geschlachtet; seit sie unter brittischer Herrschaft stehen, soll diese Barbarei aufgehört haben.

Alle Ereignisse, glückliche oder unglückliche, werden, so geringfügig sie auch seyn mögen, dem Einfluß der Ortsgötter zugeschrieben, die sehr zahlreich sind, und deren jeder seine besondere Verrichtung hat: z. B. Einige sind über die Gipfel der Berge gesetzt, Andere über die Quellen, Andere über die Wälder oder über die Ernten, und Einige haben auf das Menschenherz ihren Einfluß auszuüben. Große Heerden von Ziegen werden in den meisten Dörfern der Opfer wegen gehalten.

Der Verkauf weiblicher Personen zu den schmählichsten Zwecken der Sklaverei wird in diesen Gebirgsländern, wenn schon mit großer Vorsicht und Heimlichkeit fortgeführt. Es ist bekannt, daß von alten Zeiten her die Zenanah's oder Harem's der Reichen in den Ebenen mit Frauenzimmern aus dem Gebirge bevölkert worden sind. Hiedurch, so wie durch die grausame Sitte des Mordes weiblicher Kinder, ist eine große Ungleichheit in der Zahl der männlichen und weiblichen Bevölkerung entstanden, und hat das ungeheure Uebel der Vielmännerei seinen Anfang genommen, das immer noch im ganzen Lande herrscht. Da das weibliche Geschlecht so klein an Zahl ist, so ist es schwer auf den Grund zu kommen, aus welchem der schreckliche Gebrauch des weiblichen Kindermordes fließen mag; scheint es doch unmöglich, daß eben die Gefühle eifersüchtiger Ehrliebe, und falscher Hochachtung der Familie, von welchen die Radschputen von höherer Kaste in Indien durchdrungen sind, irgend einen Einfluß auf die Gebirgsbewohner ausüben, deren Sitten und Gebräuche von jenen so sehr verschieden sind.

Auch die Heirathen des Volks haben immer einen Anstrich von Sklaverei — kann doch kein Mann eine Frau bekommen, ohne daß er ihrem Vater eine Summe Geldes bezahle. Wird sie dem Vater ohne bestimmte angegebene Ursache wieder zurückgeschickt, so behält dieser die Kaufssumme zurück, bis eine andere Heirath geschlossen ist, in welchem Falle der erste Käufer sein Geld wieder zurück empfängt.

So steht nun hier das weibliche Geschlecht in keiner Hinsicht auf einer höhern Stufe, als der einer Sklavin, da sie nicht anders betrachtet wird, als wie irgend ein Artikel eines Eigenthums.

Die Humanität seufzt bei solch' traurigem Gemälde von Sündhaftigkeit und Elend; die Farben hätten können noch greller aufgetragen werden; die einfache Erzählung der Thatsache aber genügt, um die Ueberzeugung hervorzurufen, daß es Pflicht ist, alle in unserer Gewalt liegenden Mittel anzuwenden, um unsere Mitmenschen unter Gottes Hülfe aus ihrer tiefen Versunkenheit herauszuheben."

Die Hülfsgesellschaft hat beschlossen, sich an den Bischof in Calcutta mit der Bitte zu wenden, ihr einen Missionar zuzuweisen, der zu Kotegur seinen Wohnsitz aufschlagen soll.

Beispiele von der Macht göttlicher Gnade.

Aus dem Tagbuch eines Missionars in der Indianer-Colonie am rothen Fluß:

— — Ich hatte einen Besuch von einem alten Europäer, der ein langes Leben in offener Empörung gegen den allmächtigen Gott zugebracht hatte. Oft trafen wir einander an Kranken- oder Todtenbetten, und manche feierliche Ermahnung ist ihm geworden; aber er blieb unerbittlich bei allen Warnungen der Vorsehung und seiner Freunde, bis vor etwa acht Monaten, als der HErr ihm seine Frau durch den Tod wegnahm. Dieser Verlust traf ihn kräftig; er fand, daß seine Füße auf schlüpfrigem Boden stehen, und fühlte, daß er jeden Augenblick in Gefahr stehe, vor einen unpartheiischen und heiligen Richter gestellt zu werden mit der Last von sechzig Jahren voll Uebertretungen auf seinem Haupte. Der Gedanke war überwältigend; er trug das Todesurtheil im eigenen Busen. Ich gab ihm den Rath, unaufhörlich um Gnade zu flehen um des Blutes und der Gerechtigkeit des Erlösers willen, und sich ja nicht entmuthigen zu lassen, wenn auch der HErr lange verziehen sollte, ihm Hoffnung auf Vergebung, Friede und Annahme zu schenken. Ich sagte: Sie haben sechzig Jahre lang gegen Gott gesündiget: können Sie sich wundern, wenn Sein Ohr nicht so bald gewonnen wird, da Sie Ihn durch Ihre Lästerungen so lange Zeit herausgefordert haben. Darum, beten Sie nur fort: es geziemt sich, daß Sie warten, bis der HErr kommt, und Segen Seiner Gerechtigkeit auf Sie träufeln läßt; und sollte Er auch damit säumen, bis die Morgenröthe der unsichtbaren Welt über Ihnen anbricht, so denken Sie nicht, daß Ihnen etwas seltsames widerfährt. Er brachte nun seine Zeit zu in Reue über sein sündenvolles Leben und in Gebeten um Gnade um des Erlösers willen; und jetzt darf er es wagen, dem heiligen Pfande sich zu nahen, das Christus zum Trost und zur Stärkung der Seinigen hinterlassen hat.

— — Auf meiner Heimreise begleitete mich ein Indianer, dessen Sohn auf einer großen Reise gegen das Felsgebirge sich befand. Mit Vergnügen hörte ich, daß er seinem Sohn eingeprägt hatte, wenigstens zwei Mal des Tages zu beten, und so oft er könne, in der Bibel zu lesen. Er sagte zu seinem Sohne: Mein Sohn, so lang du bei mir warst, hast du mich beten gesehen, denke daran, daß es ein Wesen gibt, das wir nicht sehen können, das uns aber Alles gibt. Du gehst in die Kirche; da hörst du, daß das große Wesen, das die Bösen hassen und fürchten, Liebe ist. Wenn du aber in den Ebenen reisest, so kannst du mich nicht beten sehen, du hörst von keinem Gott, der die Liebe ist. Du wirst da Leute antreffen, deren Herz grausam ist, die sich gegen dich erheben werden, die kein Mitleiden haben; sie können dir einen Pfeil durch's Herz schießen, sie können dir die Kopfhaut abziehen und dein Blut trinken. Mein Sohn, wenn die Nacht eintritt, so bitte Ihn, der es um dich finster werden läßt, Er möchte auf dich sehen und sich deiner erbarmen: denn du bist allein, fern von der Heimath, und hast keinen andern Freund als Ihn. Kommt der Morgen, und deine Augen sehen wieder das Licht, danke dem besten aller Wesen für seinen Schutz, und bitte Ihn, daß Er dich begleite auf deiner Reise, daß Er die bösen Leute von dir abwende, damit sie nicht mit dir zusammentreffen. Solltest du in Gefahr kommen, vergiß es nicht, daß das Blut JEsu Christi rein macht von aller Sünde. Vertraue auf Ihn: dieses Vertrauen nimmt Gott als das Opfer deiner Seele an, und so mögen wir einander wieder im Himmel finden. Der Vater sagte: Mein Herz war leicht und vergnügt, da ich sah, daß mein Sohn seine Bibel und etliche Traktate mit sich nahm, und da er mir mit einem Händedruck und thränendem Auge sagte: Vater, ich will an Ihn denken, der über uns ist, bis ich dich wieder sehe.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

№ VII. 1842.

Christliche Freunde!

Unser Kupferstich versetzt uns nach Westindien, wo wir vor einer niedrigen Kapelle eine Anzahl Neger mit ihren Familien antreffen, wie sie ihren neu angekommenen Lehrer bewillkommen. Wie sehr der Charakter der Neger, so wie auch ihre äußeren Umstände seit der Sklavenbefreiung gewonnen habe, wie sehr sie den Werth eines regelmäßigen religiösen Unterrichts schätzen gelernt haben, wie sich die Missionare über die lieblichen Früchte ihrer Arbeit zu freuen Ursache haben, das erfahren wir mit nicht geringer Theilnahme aus ihren Mittheilungen, von denen wir hier Einiges folgen lassen.

Missionar Davies gibt über die herzliche Aufnahme, die ihm auf der Station Neu-Amsterdam zu Theil geworden, folgende Nachricht:

Am Sonntage nach meiner Ankunft fieng ich hier meine Arbeit an, und ich kann die Freude und die Dankbarkeit nicht beschreiben, welche die Leute darüber an den Tag gelegt haben, daß wieder einmal ein Missionar unter ihnen sey. Die Versammlung war sehr groß und aufmerksam, und nach dem Gottesdienst wollten Alle dem neuen Massa die Hand reichen.

Der größere Theil der Zuhörer im Morgen-Gottesdienst besteht aus Personen, die von den verschiedenen Plantagen hereingekommen sind. Weil sie aber wegen der weiten Entfernung dem Abend-Gottesdienst nicht beiwohnen können, so kommen sie in kleinen Kapellen, die sie auf ihren Plantagen errichtet haben, zusammen, wo die Gottesdienste von solchen Männern, die sich durch Erkenntniß und Frömmigkeit auszeichnen, deren auf jeder Pflanzung zwei bestellt sind, gehalten werden, und zwar, wie man mir sagte, in der Weise, daß ein solcher Diakon die Predigt, die des Morgens gehört wurde, wiederholt, und, wie sie es ausdrücken, auseinander bricht, d. h. sie in einfacheren Worten und kürzer wiedergibt, so daß sie auch der Einfältigste verstehen kann. Und dieß ist den Leuten angenehmer, als wenn der Diakon aus sich selbst heraus eine Rede hielte.

Vor vierzehn Tagen besuchte ich Abends zum erstenmal eine solche Pflanzung, um zu predigen. Die kleine Kapelle, die etwa 2 bis 300 Personen fassen kann, war ganz gefüllt. Nach dem Gottesdienst dankten mir Alle einstimmig, daß ich gekommen sey, ihnen so gute Dinge zu sagen. Und um gleichsam ihren dank- und liebeerfüllten Herzen Luft zu machen, stimmten sie den Gesang an: O das wird Freude seyn.

Einige Abende nachher sprach ich auf einer andern Pflanzung ein, wo sich nach dem Gottesdienst fast die ganze Gemeinde außen vor der Kapelle sammelte, um meiner Gattin und mir die Hand zu reichen, und als ich ihnen „gute Nacht" sagte, erwiederten sie den Gruß nicht, sondern sagten, sie wollten Massa und Missy begleiten. So giengen wir denn in ihrer Begleitung dahin, alle wetteifernd, uns ihren Dank, ihre Liebe auszudrücken. Letzten Donnerstag machte ich dieselbe Erfahrung wieder auf einer andern Plantage.

Missionar Roome auf Berbice erzählt gleichermaßen:

Meine Aufnahme von der Gemeinde war höchst lieblich und freundlich: Männer wollten mich auf den Schultern tragen, Frauen mir die Hände küssen. Sie hatten vorher zwei Lehrer durch den Tod verloren, und fürchteten, die Gesellschaft möchte den Muth verloren haben, ihnen einen Andern zu senden. Als sie nun aber wirklich wieder einen unter sich sahen, so war ihre Freude und Dankbarkeit unaussprechlich.

Im vergangenen Juni hatte ich einen heftigen Fieberanfall, von welchem ich jedoch durch die Gnade Gottes bald wieder genaß. Meine lieben Leute waren mit mir sehr dankbar, daß mein Leben erhalten, meine

Gesundheit wieder hergestellt worden ist. Um ihre Dankbarkeit zu zeigen, beschlossen sie, Gott ein Dankopfer zu bringen, der mein Leben so gnädig erhalten hat, und zu meinem Erstaunen stieg die unterzeichnete Summe auf mehr als 3000 fl. Mit zitternder Freude war ich Zeuge, wie Alle, vom kleinsten Kind bis zum Greise im Silberhaar sich gegen den Altar drängten, um ihre Opfer zu bringen dem, der so gnädig gegen ihren Lehrer sich erwiesen hat. Ein Mann rief aus, und sagte auf die naive Weise dieser Leute: Ich schätze Sie, Herr, auf dreißig Gulden! Viele folgten seinem Beispiel, und Andern sah man ihre Freude an, nach ihrem Vermögen auch etwas bei dieser Gelegenheit in den Gotteskasten legen zu dürfen. Ich muß jedoch hier bemerken, daß ich ausdrücklich erklärt hatte, daß Alles, was sie zusammenlegen würden, zur Bezahlung der neuen Kapelle verwendet werden soll, was auch wirklich geschehen ist. Als die Leute diese meine Absicht vernahmen, erwiederten sie, wenn der Lehrer krank werde, wollten sie ihm von ganzem Herzen ihren letzten Heller geben.

Von den nordwestlichen Indianern in Amerika.

Die kirchliche Missionsgesellschaft zu London hat unter diesen entfernten Stämmen einen Arbeiter in der Person eines Herrn Smithurst's aufgestellt, um auch sie bekannt zu machen mit den Segnungen des Christenthums. Es ist bekannt, wie diese Indianer den Ackerbaugeschäften abgeneigt sind, und nur ihrem anererbten Hang zur Jagd in den unermeßlichen Wäldern ihres Gebiets sich hingeben. Je weniger aber gerade eine solche Lebensart mit dem stillen friedlichen Familienleben, unter dem das Christenthum gedeihen kann, vereinbar ist, um so erfreulicher sind die Spuren eines Erfolges, welcher die Mühe des treuen Arbeiters krönt. Herr Smithurst sagt in seinem Tagebuch hierüber:

— — Ich besuchte heute eine Niederlassung der Saulteaux-Indianer. Schon vor 14 Tagen sagte ich zu den Schulkindern, in der Absicht sie aufzumuntern, daß ich 40 Ladungen Heu nöthig hätte, und daß ich sie dafür bezahlen würde, wenn sie mir solche verschaffen wollten, wie auch Hr. Cockrandio Muscaigoes bezahlt habe. Bei der Abneigung dieses Stammes gegen alle landwirthschaftlichen Arbeiten hatte ich nicht erwartet, daß sie das ganze Quantum zusammenbringen würden: aber ihre heidnischen Verwandte haben ihnen geholfen, und heute traf ich sie an der Arbeit beim letzten Haufen: sie haben wenigstens sechzig Ladungen zuwege gebracht. Dieß war mir sehr erfreulich als ein liebliches Zeichen, daß eine große Veränderung vorgegangen ist; es ist mir, als wäre es ein Werk des göttlichen Geistes, der sie auf das Evangelium vorbereiten will. Die Erfahrung hat es bei dieser Niederlassung gezeigt, daß der Indianer sein Vorurtheil zuerst hinsichtlich seiner Lebensweise aufgiebt, und dann erst das in Hinsicht auf Religion weicht. Ist er einmal geneigt, sich in einem Hause niederzulassen, und den Boden zu bearbeiten, so öffnet dieses den Weg zu religiösem Unterricht, weil der Indianer nun da ist, wo er diesen empfangen kann.

Als ich wieder heimkam, nahm ich eine Anzahl Muscaigoknaben in die Gerstenernte. Da ich sie noch nie Frucht schneiden sah, so war ich etwas begierig, wie sie sich dazu anschicken würden; zu meinem Erstaunen aber sah ich sie das Geschäft so regelmäßig angreifen, wie es bei den Europäern gebräuchlich ist — und doch war keiner dieser Knaben über zwölf Jahre alt, zwei zählten erst neun Jahre.

— — — Ich habe jetzt eine Anzahl Indianer, welche den Boden bearbeiten. Wir müssen sie so zum Geschäft anhalten, daß sie für den

Winter Kleidung bekommen. Von allem Zeitlichen haben sie nichts so sehr zu lernen nöthig, als Fleiß. Mein Grundsatz ist daher, den christlichen Indianern nichts zu geben, außer sie arbeiten darum; Alter und Krankheit aber machen Ausnahme. Sie sind jetzt Willens zu arbeiten, aber ich sollte fast immer bei ihnen seyn, was nun freilich eine schwere Aufgabe ist.

— — Heute traute ich ein Paar. Die Braut und der Bräutigam waren in der Missionsschule auferzogen, und sechs ihrer ehmaligen Schulkameraden begleiteten sie zur Kirche; sie waren alle auf englische Weise gekleidet, und giengen geordnet Paarweise.

Die Braut war die Tochter von John Hope, einem der beiden Knaben, welche der frühere Missionar, Herr West, im Jahr 1820 bei seiner ersten Landung zu York von den Indianern bekommen hatte. Nach vielen Tagen sahen wir nun die Erstlingsfrüchte von Herr West's Arbeiten. Vierzehn Jahre nachher, als sie ihm ihren Knaben anvertraut hatten, kamen die Eltern selbst vom rothen Flusse her, und nahmen das Christenthum an. Der alte Mann hatte zwei Frauen, von denen er Eine wegließ, und mit der andern in regelmäßige Ehe trat. Withawcekapo schläft jetzt neben unserer Kirche; seine Wittwe gehört zu meiner indianischen Gemeinde und ist Abendmahlsgenossin, und alle ihre Kinder, sieben an der Zahl, sind Christen. Das ist einer der vielen Beweise des göttlichen Segens über der Mission, der uns zum Dank gegen Gott erwecken, und uns ermuthigen sollte.

— — Diesen Morgen brachte einer der Muscaigoschulknaben, etwa 12 Jahre alt, zwei Vögel, und ließ mich durch meinen Diener fragen, ob ich sie nicht wolle. Ich fand, daß sie ausgestopft waren, doch nur auf eine unvollkommene Weise, und fragte ihn, was er dafür verlange? Er antwortete, er stelle dieß mir anheim. Weil ich nun mit dem Charakter der Indianer bekannt war, und wohl wußte, daß er die Vögel nicht gebracht habe, ohne einen bestimmten Gegenstand dafür im Auge zu haben, so sagte ich zum Diener: sage ihm, ich wisse nicht, was ich ihm dafür geben soll; er müsse selbst sagen, was er zu haben wünsche. Er ließ erwiedern, er könne nicht erwarten, für die Vögel das zu erhalten, was er zu haben wünsche, nämlich das allgemeine Gebetbuch. Wenn ich ihm aber das Gebetbuch geben wolle, so wolle er zur Arbeit zu mir kommen, wenn ich Jemand nöthig hätte. Das Ganze war also das: er wollte mich durch die zwei ausgestopften Vögel geneigt machen, ihm das Buch zu borgen, bis er es durch Arbeit abverdient habe.

— — Eine Unterredung mit einem Muscaigoschulknaben machte mir heute viel Vergnügen. Er hatte über die Saatzeit auf den Feldern der Mission gedient, wofür er 12 Schillinge (7 fl. 12 kr.) Belohnung erhielt. Weil ich nun wissen wollte, wie er das Geld verwendet habe, so fragte ich ihn: was hast du mit dem Geld gethan, das ich dir gegeben habe? Antw.: ich trug es in den Kaufladen? Fr. Gut: was hast du dafür gekauft? Antw.: das Hemd, das ich trage. Fr. Das kostet 4 Schilling; was hast du noch mehr gekauft? Antw.: Weißes baumwollen Tuch. Fr. Was willst du damit machen? Antw.: Ich möchte gerne ein Sonntagshemd haben. Fr. Das ist sehr gut; aber was kaufteſt du noch mehr? Antw.: Ein Paar Schuhe. Fr. Diese drei Sachen kosten zusammen 9 Schilling; was thatst du mit dem Uebrigen? Antw.: Ich gab es meinem Vater. Gut, das ist's gerade, was du zu thun hatteſt. Du weißt das Wort Gottes: „Ehre Vater und Mutter.“ Ich hoffe, du denkst immer daran, daß du ihnen helfen sollst. — Dieß eine Beispiel zeigt, daß wir nicht vergeblich arbeiten. Es war das erste Geld, das der Knabe je empfangen hat, und kein Kreuzer wurde ungeschickt verwendet.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

N° VIII. 1842.

Christliche Freunde!

Die Ansicht von Calcutta, welche uns auf der ersten Seite dieses Blattes begegnet, führt uns billig zu der Frage: was haben die Missionsbemühungen der Europäer bis jetzt in Indien bewirkt?

Zur Beantwortung dieser Frage führen wir einen competenten Zeugen vor, den Missionar Lacroix, der über zwanzig Jahre lang in Indien gearbeitet hat, und bei der Generalversammlung der Londoner Missionsgesellschaft am 12. Mai dieses Jahres in einer Rede folgendermaßen über diesen Gegenstand sich aussprach:

Wir lesen in der Apostelgeschichte, daß Paulus und Barnabas nach ihrer Rückkehr von der Missionsreise, die sie von Antiochien aus unternommen hatten, die Gemeine versammelten, und verkündigten, wie viel Gott mit ihnen gethan hätte, und wie Er den Heiden hätte die Thüre des Glaubens aufgethan. Da ich jetzt nach einem Aufenthalt von mehr als 20 Jahren von Indien zurückgekommen bin, wünschte ich, Ihnen von gleichen Erfolgen in diesem entfernten Lande berichten zu können. Kann ich aber auch nicht von so ausgedehnten Erfolgen reden, so bin ich gewiß, es wird Ihnen nicht uninteressant seyn, von dem gegenwärtigen Zustande der Dinge und von den Aussichten in Indien etwas zu vernehmen. Aus den Unterredungen, die ich seit meiner Ankunft mit Missionsfreunden gehabt habe, muß ich schließen, man stelle sich die Fortschritte des Evangeliums in Indien größer vor, als sie in der That sind. Ich halte es daher für meine Pflicht, Ihnen die Dinge vorzulegen, wie sie sind, und Ihnen die dunkle wie die helle Seite des Gemäldes zu zeigen. Betrachten wir Indien im Allgemeinen, so sehen wir die dunkle Seite. Vom allgemeinen Gesichtspunkt aus betrachtet, ist Indien immer noch das Eigenthum des Fürsten der Finsterniß, und die Myriaden seiner Bewohner leben immer noch ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt. Abgötterei mit all' ihrem Aberglauben ist immer noch Landesreligion; das Beispiel der Götter befleckt immer noch die Gemüther des Volkes; brahminische Herrschsucht fesselt es noch; und die ganze weibliche Bevölkerung liegt immer noch in der tiefsten Unwissenheit begraben, in der erniedrigendsten Sklaverei gehalten. Das Kastensystem übt immer noch seinen bannenden Einfluß aus, indem es Mildthätigkeit zurückhält, den Antrieb zur Thätigkeit des Geistes verhindert, und den Stolz erzeugt; die Gewohnheit, Kranke an den Ufern des Ganges auszusetzen, tödtet immer noch Tausende, und vermehrt die Todesnoth von zehn Tausenden; Falschheit, Meineid und jede Art von Lastern häufen Schuld auf Schuld auf die Häupter des Volks, und schreit um Rache gen Himmel. Zwar haben Einzelne das Christenthum angenommen, aber wie Wenige sind derselben in Vergleichung gegen diejenigen, welche es noch nicht gethan haben. In den Präsidentschaften Bengalen und Agra, welche etwa 80 Millionen Einwohner zählen, bekennen sich vielleicht nicht mehr als etwa 13 Tausend zum Christenthum, während vielleicht kaum Tausend Solcher sind, die man wirklich zu Christen rechnet, d. h. Solcher, welche Mitglieder einer christlichen Kirchengemeinschaft sind, also auf achtzigtausend Heiden Ein Christ. Ueber diesen vergleichungsweise ungünstigen Stand der Dinge in Indien verwundert sich aber derjenige nicht, welcher die Unzulänglichkeit der Mittel, die kleine Zahl der Arbeiter in Betracht zieht. In Bengalen und Agra kommt nur Ein Missionar auf anderthalb Millionen Einwohner. Welches würde der Zustand Londons, das etwa auch so viele Einwohner hat, werden, wenn statt der Hunderte von Predigern nur Einer wäre? Würde nicht die Stadt in Bälde mit aller Art von Unglauben und Aberglauben und Lastern angefüllt seyn, wie wir es in heidnischen Ländern finden? Wenn ich nun aber die dunkle Seite der Dinge in Indien auf diese Weise der Wahrheit gemäß schildern muß, so darf man doch daraus nicht folgern, daß dort nichts geschehen sey, noch

weniger, daß es ein unfruchtbarer Boden sey, von dem keine Ernte für den HErrn zu hoffen wäre. O nein! Weit entfernt sey solche Folgerung. Im Gegentheil, ich darf freudig behaupten, daß wo nur immer eine hinlängliche Zahl von Arbeitern eine genugsame Zeit lang thätig gewesen ist, da kamen die erfreulichsten Zeichen einer Erneuerung, die wohlthätigsten Resultate zum Vorschein, welche zu dem Schlusse berechtigen, daß man, wenn die gleichen Mittel, welche an einzelnen Orten so erfolgreich waren, auf ausgedehntere Kreise angewendet würden, auf die erfreulichsten Wirkungen auf das ganze Land zählen dürfte. Wenn ich aber behaupte, daß da, wo Missionsbemühungen ausgedehnt worden sind, die lieblichsten Erfolge zu sehen waren, so erfordert es die Redlichkeit, zu sagen, daß es nicht allein und ganz die Arbeiten der Missionare waren. Im Umgange der Europäer mit den Eingebornen, in den Fortschritten der Druckerpressen, in dem allgemeinen Unterricht, der sich unter Gottes Vorsehung verbreitet, und in verschiedenen andern Umständen finden wir mitarbeitende Agenten.

Unter diese glücklichen Resultate möchte ich rechnen die Abnahme der Verehrung, welche den Götzenpriestern erzeigt wird; die sehr beträchtliche Verminderung des Pompes und der Unkosten, die auf religiöse Feste verwendet werden; der weniger obscöne Ausdruck in den Figuren in den Tempeln, auf Juggernauts Wagen und auf andern Kunstmitteln des Götzendienstes; die Thatsache, daß sehr wenige neue Tempel jetzt noch gebaut werden, während die alten dem Zerfall anheimgegeben werden; die theilweise und in einigen Fällen gänzliche Verlassung theologischer Anstalten der Eingebornen; die Weigerung vieler Brahminen, sich dem Tempeldienst zu widmen, weil der Gewinn daraus sie nicht mehr ganz ernährt; das Lockererwerden der Fesseln des Kastenwesens; das außerordentliche Verlangen, eine liberale Erziehung zu erhalten; die Vermehrung der Zuhörer bei der Predigt des Evangeliums, hauptsächlich da, wo diese Predigt recht häufig stattfindet; der Umstand, daß dem Evangelium viel weniger Einwürfe begegnen, und daß viele Vertheidiger des Götzendienstes auf alle Versuche verzichten, ihn durch öffentliche Beweisführung aufrecht zu erhalten. Viele Europäer, welche in Indien gewesen sind, bekümmerten sich während ihres Aufenthalts daselbst wenig darum, diese Dinge näher zu untersuchen, und bringen eine an Verachtung gränzende Ansicht über Missionsarbeiten mit; sie sagen: „Wir sahen die Missionare nie, wir hörten nie von ihren Arbeiten, wir haben nie wahrgenommen, daß Etwas durch sie geschehen wäre.“ Kein Wunder, weil sie nicht nachforschten. Hören wir, was Eingeborne, die besten Zeugen in dieser Sache, sagen. Ich will eine Stelle aus einem öffentlichen Blatte vorlesen, das in Indien erscheint, in bengalischer Sprache geschrieben wird, und mir erst vor wenigen Tagen zugekommen ist. Diese Stelle ist ein Auszug einer Zuschrift, welche der Verfasser in einem Blatte, das der Vertheidigung des Hinduismus gewidmet ist, an die Mitglieder einer Gesellschaft richtet, welche sich die heilige Gesellschaft nennt, und die Aufrechthaltung ihrer Religion zum Zwecke hat. Die Stelle bezieht sich hauptsächlich auf die Bemühungen meines lieben Freundes, Dr. Duff, um die Erziehung der Jugend, geht aber auch auf die Missionsarbeiten im Allgemeinen. Er sagt: „O heiligste Männer, rühmt euch nicht, noch länger Hindus zu bleiben. Ihr denket, eure Kinder werden der Religion ihrer Väter treu bleiben, und sich an eure religiösen Gesellschaften anschließen, den Hinduismus zu vertheidigen. Gebt solche Hoffnungen auf. Die Herren Missionare, welche ihr Vaterland verlassen haben, um nach Indien zu kommen, durchwandern jetzt jedes Gäßchen, jeden Winkel, in der Absicht, die Hindureligion zu zerstören, und thörichte Knaben, gleich gierigen Fischen, lassen sich von der Hoffnung auf Gewinn täuschen, und mit den Angeln ihrer Zaubermittel fangen. Was daraus werden werde, kann Niemand sagen. Wie der Opferblock zu Kalighat, so sind die Blöcke der Missionare Tag und Nacht bereit, und sobald sich ihnen eine Gelegenheit zeigt, bringen sie ihre Gabe und tödten ihr Schlachtopfer. Wir fürchten die Padre's (Missionare) mehr als Cholera, Fieber und Schlangen-

bisse; denn diese kann man mit Zauberei und Arzneimitteln heilen, aber gegen die Krankheit, welche die Missionare bringen, hilft kein Zauber und keine Arznei. Wir können die Padre's nicht eigentlich tadeln; denn es ist der Ruhm ihrer Religion, daß sie sieben Meere und dreizehn Flüsse durchschifft haben, um in unser Land zu kommen, und wenden jetzt ungeheure Summen auf, die Hindus zu bekehren. Unsere Religion, die nicht im Stande ist, sich selbst zu vertheidigen, stirbt dahin, sie geht in ihre Heimath, das ist, in das Haus des Dschom (Dschom ist der Gott der Hölle); und die heiligen Männer von Dhurmostola (eine Gesellschaft zur Unterstützung des Hinduismus) wollen nicht einmal die Arznei ihrer Bemühungen anwenden zur Herstellung ihrer sterbenden Religion. Warum mit einander streiten? Wenn die Kinder sich mit den weißfarbigen Weisen verbinden, werdet ihr bald keinen Gegenstand des Streites mehr haben." — Das ist nun ein Hindu-Zeugniß für diejenigen, welche wissen möchten, was die Missionare dort thun.

Nun, alle diese Thatsachen, in Verbindung mit dem noch erfreulichern Umstand der Errichtung kleiner christlichen Gemeinden auf fast allen Stationen, welche als das Salz der Erde wirken, und mehr oder weniger auf die sie umgebende Bevölkerung wohlthätig einwirken, werden Sie überzeugen, daß der Boden, der alle diese Früchte getragen hat, kein unfruchtbarer heißen, daß man die Bemühungen, welche solche Erfolge haben, keine vergeblichen nennen kann. Fordert die Darlegung dessen, was geschehen ist, auf, zu verharren in dem guten Werk, so liegt aber noch eine viel stärkere Aufforderung dazu darin, daß von allen Ländern der Erde Indien von dem HErrn am meisten vorbereitet ist zur Aufnahme des Evangeliums. Und wenn dieses wahr ist, wie ich es beweisen kann, liegt nicht die Verpflichtung der christlichen Kirche zur Beförderung der Missionssache in diesem Lande offen am Tage? Wenn Gott einen gewissen Standpunkt der Vorbereitung für den angemessensten gehalten hat zur Einführung des Evangeliums seines Sohnes in die Welt, und uns nun in dem Gemälde irgend eines heidnischen Landes die nämlichen Züge begegnen, so dürfen wir annehmen, daß Gott dieses Land für das Evangelium vorbereitet habe, und jetzt wünsche, daß es eingeführt werde. Alle die erforderlichen Züge findet man jetzt in Indien. Lassen Sie mich meine Meinung verdeutlichen! Zur Zeit der Ankunft unseres HErrn war beinahe die ganze bewohnbare Welt von den Römern erobert, und so unter Eine Monarchie gebracht worden, ein Umstand, der den Verkehr der verschiedenen Völker unter einander ausnehmend erleichterte. Das Gleiche ist nun in Indien durch die Eroberungen der Britten geschehen, welche unzählige Völkerstämme, welche ehmals im Kriege mit einander lagen, unter Eine Souverainität, unter Eine Regierung und Verfassung vereinigte; unter eine Regierung, die so öffentlich eine christliche ist, daß sie — dankbar erkenne ich es an — den Missionaren volle und gänzliche Freiheit gestattet, überallhin im Lande zu gehen, und ihre Zwecke in vollkommener Sicherheit zu verfolgen. Hiezu kommt noch die allgemeine Erwartung, die sich zur Zeit, als der Messias erschien, kund gab, daß ein großer König in Judäa erscheinen werde, dessen Herrschaft allgemein seyn, und den ganzen Zustand der Dinge ändern werde; welche Erwartung von der Idee großer moralischer Umwälzungen und Umstürzung der bestehenden Religionssysteme begleitet war. Nun, eben das findet man jetzt in Indien auch. Die Bewohner Indiens, Einer wie Alle, sprechen von einer alten Prophezeiung in ihren heiligen Büchern, und erwarten in dem Zeitalter, in dem wir leben, die gänzliche Umstürzung ihrer Religion, und daß eine ganz neue Ordnung der Dinge sich ergeben werde. Alle Bemühungen der christlichen Missionare in Indien haben in den Bewohnern den Eindruck erzeugt, daß eine neue Ordnung der Dinge vor der Thüre ist. Darum zeigen sie auch eine so wundervolle Abneigung, ihre Religion zu vertheidigen; denn was dient mehr, den Eifer für eine Sache zu schwächen, als am Erfolg desselben zu verzweifeln? Betrachten Sie auch die Niederlassungen der Juden in so vielen Theilen des Römischen Reiches, welche den Völkern Kenntnisse mittheilten, ihnen ihren reineren Gottesdienst zeigten; merken Sie auf die Uebersetzung des Alten Testaments in die griechische Sprache auf Ptolemäus Befehl, welcher Umstand allein schon im Stande war, viele irrige Begriffe der Völker von Gott und Seinen Eigenschaften und von Seinem geoffenbarten Willen ꝛc. zu läutern, so finden Sie auch in Indien das gleiche Uebergewicht aus gleichen Ursachen. Europäer, statt Juden, haben sich überall angesiedelt; Alles ist vorbereitet zur Verbreitung jeder Art von Kenntniß; es gibt Kirchen und Kapellen, wo die Eingebornen einen reineren Gottesdienst haben; Exemplare der heiligen Schrift, Bücher und Traktate sind weithin ausgestreut. Sie haben das Kreuz in diesem Lande aufgerichtet, und nichts soll Sie vermögen, es auch nur in der kleinsten Hütte zu erniedrigen, wo dieses Banner je einmal geweht hat; ja, Sie werden nicht nachlassen in Ihrem Eifer, bis diese Fahne des Friedens und des Wohlgefallens an den Menschen aufgesteckt seyn wird in jeder Stadt und in jedem Dorfe vom Indus bis zum Brahmaputra, und vom Himalaya-Gebirge bis zum Cap Comorin.

Nachrichten aus der Heidenwelt

herausgegeben von der Missions-Hülfsgesellschaft

in Stuttgart.

Insel Ceylon. Dambool auf Ceylon.

N.o IX. 1842.

Christliche Freunde!

Unter die Wohlthäter der Menschheit zählen wir mit Recht die Männer, die im apostolischen Geiste ausgegangen sind, das Beste, was der Menschheit zu Theil werden kann, das Evangelium JEsu Christi, einer noch rohen Masse von Völkern zuzutragen, und mit der Fackel des Wortes Gottes in die Nacht heidnischen Aberglaubens und wilder Sitte hineinzuleuchten. Und wenn nun ein Volk diese Verdienste anerkennt, wenn es seinem Wohlthäter öffentliche Zeichen seiner Dankbarkeit errichtet, so gibt es den Beweis, daß der Apostel im Segen gearbeitet habe, und das aufgesteckte Licht helle leuchte.

Einen solchen Beweis dankbarer Anerkennung gaben die Christen auf der Insel Narotonga im stillen Meere, indem sie unmittelbar nach der erhaltenen Trauerkunde von dem Märtyrertode ihres ersten Apostels, des John Williams, den Beschluß gefaßt haben, ihm ein Denkmal zu errichten.

Wir sehen auf unserm Kupferstiche eine Abbildung desselben, es steht vor der Kirche zu Avorangi, und hat folgende Inschrift: „Dem Andenken des Predigers John Williams von der Londoner Missionsgesellschaft, welcher mehr als 14 Jahre auf Rajatea gearbeitet hat und das ehrwürdige Werkzeug gewesen ist, das Christenthum auf den Hervey- und Samoa-Inseln einzuführen. Bei dem Versuche, das Evangelium auf die Neu-Hebriden überzutragen, fiel er mit seinem Freunde Harris auf der Insel Erromanga als das Opfer der Grausamkeit der blinden heidnischen Einwohner am 20. November 1839."

Moffat's Rede bei der Jahresversammlung der Londoner Missionsgesellschaft im Mai 1842.

Die lebhaftesten Erwartungen der Freunde Afrika's sind in dem südlichen Theile dieses großen, aber bis jetzt noch wenig erforschten Welttheils bethätiget worden. Sehen wir hin nach den so tief erniedrigten Hottentotten, die man kaum berühren mochte, und finden sie jetzt erhoben aus dem Schmutz, dem Elend und der Entwürdigung, reinlich gekleidet und mit guten Verstandeskräften, so dürfen wir sagen, daß die Hoffnung erfüllt worden ist. Und sehen wir auf die kühnen, mannhaften Kaffern, die vor englischen Offizieren die Spieße schwingen und Englands Arm herausfordern, sie ihrem Geburtslande zu entreißen, oder sie in die undurchdringlichen Wälder zu jagen, oder sie aus den festen Plätzen des Amatosa-Gebirges zu treiben, so sehen wir auch Kaffern sich beugen vor dem Scepter des Fürsten des Friedens, und den Kriegsgesang vertauschen mit dem Lobgesang auf den Heiland, der sie durch Sein Wort bezwang, und Seinen Geist der Gnade über sie ausgoß. Richten wir unsern Blick auf das Innere des Landes, so bieten sich uns Scenen dar, die unser Herz schmelzen, unsere tiefsten Sympathieen hervorrufen. Man findet da Männer, die seit undenklichen Zeiten sich gebrüstet haben mit Kleidern in Blut getaucht; aber sie haben jetzt ihre Waffen, die sie im Kriege nicht nur gegen Menschen, sondern gegen Gott geführt haben, niedergelegt. Wenn wir alle diese Veränderungen eingetreten gesehen, wer kann zweifeln, daß Afrika der höchsten Bildung fähig sey? Aber ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf die herrliche Aussicht lenken, die sich im Innern des Landes ergeben wird, wenn Eingeborne selbst als Lehrer ausgehen können, und Bücher in den Landessprachen eingeführt werden. Gott sey gelobt! Heilige

Schriften sind übersetzt und gedruckt und werden jetzt unter Tausenden vertheilt, die gelernt haben, die Wunderthaten Gottes in ihrer Muttersprache zu lesen. Ich will einen einzigen Fall anführen, der deutlich zeigen wird, wie wichtig es sey, die Bibel in der Muttersprache zu besitzen. Als ich einst mit einer Gesellschaft im Innern reiste, kamen wir zu einem heidnischen Dorfe, das damals noch in der That heidnisch war. Wir waren die vorhergegangene Nacht und den ganzen Tag gereist, ohne etwas Speise zu uns genommen zu haben; vor Sonnenuntergang kam uns das Dorf zu Gesicht, aber wir naheten ihm mit Vorsicht, weil wir wußten, daß die Coranna's, die da wohnten, an Blutvergießen und Raub gewöhnt waren, und daß sie über uns herfallen würden, ehe sie wüßten, wer wir wären. Endlich kam Einer, der uns über unsere Absicht fragte; er deutete uns auf einen ziemlich weit entfernten Platz jenseits der Höhe, wo das Dorf stand, und sagte, daß wir da die Nacht über schlafen könnten, aber daß wir nur mit Gefahr in das Dorf eintreten dürften. Da waren wir; wir durften nicht vorwärts, weil wir wußten, daß wir dann sehr wahrscheinlich die Nacht unter Löwen zubringen müßten, und ihnen wohl zur Speise dienen würden, ehe der Morgen käme. Wir hatten unsern Fasten-Gürtel umgegürtet, ein herrliches Mittel gegen das Nagen des Hungers, und sahen nichts Anderes vor uns, als eben diese Nacht zu bleiben, wo wir waren; wir sahen einander an, denn wir waren hungrig und durstig und über die Maaßen ermüdet. Jetzt kam Jemand, den wir um etwas Wasser baten; er schlug es ab; ich bot ihm zwei oder drei Knöpfe, die noch an meinem Rocke waren, an, aber sie wurden verworfen, mit Verachtung verworfen. Ohne Physiognomiker zu seyn, konnte ich wohl gewahren, daß Etwas in den Herzen der Leute vorgehe, und daß wir alle Ursache hätten, beunruhigt zu seyn. Wir erhoben unsere Herzen zu Gott, wußten aber wohl, daß wir nicht weiter gehen durften. Da saßen wir, und wie wir um uns her sahen, erblickten wir eine Frau von der Höhe, hinter welcher das Dorf lag, herabkommen. Sie näherte sich mit einem Gefäß in der Hand und einem Büschel Holz; in dem Gefäß war Milch; und nachdem sie es mit dem Holz hingestellt hatte, kehrte sie zurück. Bald darauf kam sie wieder, brachte in der einen Hand Wasser, in der andern eine Hammelskeule. Sie setzte sich und schnitt die Speise auf. Wir fragten sie um ihren Namen, und ob sie etwa Verwandte habe, denen wir eine Gefälligkeit erzeigt hätten; aber sie antwortete nicht ein Wort. Ich bat sie wieder, uns zu sagen, wem wir zu danken hätten, und erst, nachdem die Bitte drei oder vier Mal wiederholt worden war, entgegnete sie endlich: „Ich weiß, wessen Diener ihr seyd, und ich liebe Ihn, der gesagt hat, daß der, der einen Trunk kalten Wassers einem Seiner Kinder gebe, nicht unbelohnt bleiben werde." Bei weiterem Forschen um ihre Geschichte fand ich, daß sie eine einsame Lampe ist in diesem Dorfe, die da schon viele Jahre geleuchtet hat. Ihre Worte schienen zu glühen, während sie heftig weinte, daß sie einen Diener Christi sehen dürfe. Ich sah sie als eine Schwester an, und fragte sie, wie sie das Licht von Gott in ihrer Seele lebendig erhalten habe, wie sie dieses Gefühl und diese Liebe bewahrt habe ohne die Gemeinschaft der Heiligen? Sie zog aus ihrem Busen ein Testament hervor, hielt es empor und sagte: „Das ist die Quelle, aus der ich trinke; das ist das Oel, das meine Lampe brennend erhält in diesem finstern Winkel der Erde." Ich betrachtete das Buch; es war ein holländisches Neues Testament von der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft, das ihr von einem Missionar gegeben wurde, als sie aus der Schule trat; dieses Buch hielt ihre Hoffnungen

lebendig und beleuchtete ihre Aussichten auf die himmlische Welt.

Ich werde jetzt wieder abreisen, weit weg zu den Heiden. Es sind jetzt zwei oder drei Jahre, daß ich nach England zurückgekommen bin; ich kann es nicht genau bestimmen, denn ich hatte keine Zeit zum Rechnen. Es hat mir ein unbeschreibliches Vergnügen gemacht, unter den Gemeinschaften aus- und einzugehen. Wäre ich von den Schneeländern des Nordens gekommen, könnte ich sagen, daß ich von den Regionen ewiger Kälte gekommen sey, um mich an der christlichen Liebe zu erwärmen; aber ich kam ja von den glühenden Ebenen Afrika's, um getränkt zu werden vom Thau dieser nämlichen Liebe. Ich kann nie vergessen alle die Freundlichkeit, die mir erzeigt wurde, und die theilnehmende Aufmerksamkeit, mit welcher man mich von Zeit zu Zeit gehört hat. Seit ich nach England zurückgekommen bin, bin ich durch die Freigebigkeit der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft in den Stand gesetzt worden, eine große Auflage des Neuen Testaments und der Psalmen zu veranstalten; sie wurde denjenigen zugesandt, welche nach Erkenntniß dürsten. Durch die Güte einer Anzahl Freunde aus den Quäckern wurden 6000 Exemplare biblischer Schullektionen hergestellt, und eben dahin geschickt. Ich will nun Allen ein Lebewohl sagen — es wird ein langes Lebewohl seyn, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ich Sie Alle wieder sehen werde; ich erwarte es auch gar nicht, bis wir vor dem großen weißen Stuhl zusammenkommen werden, wo die Bücher werden aufgethan werden, und wo wir Rechenschaft zu geben haben von Allem, was wir für die Heiden in Afrika oder Indien gethan haben. Erlauben Sie mir die Bitte, für uns zu beten; ich sehe Gefahren entgegen, vielleicht mehr als Gefahren; aber ich wiederhole es: Wehe mir, wenn ich nicht wieder fortgehe, und den Heiden das Evangelium predige. Endlich möchte ich noch sagen: Lasset uns unsern hohen Beruf im Auge behalten, lasset uns unsere Seelen nicht vergessen; lasset uns daran denken, daß uns eine Belohnung bevorsteht, die Sie sowohl als ich zu erringen haben. Sie können sowohl Missionare seyn als ich; sie bleiben daheim, ich gehe hinaus; aber wir wollen unsern Blick vorausschicken auf die Zeit, wo wir den Willkomm hören werden: Wohl gethan! O welch unaussprechliche Freude wird es seyn, mit Hindu's, Südseeinsulanern, Afrikanern unter der Schaar Erlöster sich zu befinden, und dem Erlöser Loblieder zu singen in Ewigkeit.

Nachrichten aus der Heidenwelt.

Herausgegeben von der Mission-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

№ X. 1842.

Christliche Freunde!

Aus unsrer ersten Thränensaat
Ist manche Frucht entstanden
Durch unsers Heilands Gnadenrath
In nah' und fernen Landen.

Es wurden Viele ausgesät,
Als wären sie verloren;
Auf ihren Beeten aber steht:
„Das ist die Saat der Mohren."

So sang schon vor hundert Jahren die Brüdergemeinde, und seitdem stimmte jede Missionsgesellschaft in diesen Gesang ein. Die Saat ersteht aber, und reift unter Sonnenschein und Regen der Ernte entgegen.

Der erste Versuch, das Evangelium auf diejenigen Inseln des stillen Meeres (der Südsee), welche man die Neu-Hebriden nennt, überzutragen, ist zwar durch den Zeugentod von Williams und Harris auf Erromanga vereitelt worden. Die Brüder auf den Samoa-Inseln waren dadurch aber so wenig entmuthigt, daß sie vielmehr etliche Monate später glaubensvoll zu einem neuen Versuche ausfuhren, und wirklich im Mai 1840 zwei Lehrer nach Erromanga brachten (Siehe Nachrichten 1841. Nr. V.). Im März 1841 gieng auch Missionar Murray, von der Samoa-Mission, aus, um nach einer andern Insel der Neu-Hebriden-Gruppe Lehrer zu bringen. Er theilt hierüber Folgendes mit:

Frühe am Morgen des 30. März 1841 befanden wir uns in der Nähe der Insel Anatom, welche die Eingebornen Ekeamu heißen, und waren den Tag über beschäftiget in den Versuchen, Lehrer auf die Insel zu bringen, was uns endlich durch Gottes Güte glücklich gelang. Wir hatten große Mühe, den Zweck unsers Kommens den Leuten begreiflich zu machen, und das Vertrauen derselben zu erwerben; weil uns dieß aber vom Schiffe aus nach mehreren fruchtlosen Versuchen unmöglich war, so stiegen wir in's Boot, und kamen in demselben ganz nahe an das Land mit den zwei Lehrern aus Samoa. Es war uns darum zu thun, den Häuptling ausfindig zu machen, sein Zutrauen zu gewinnen, und uns über seine und seines Volkes Geneigtheit, Lehrer aufzunehmen, zu vergewissern.

Ohne große Mühe fanden wir auch den Häuptling. Unsere Lehrer giengen an's Land, kamen aber bald wieder mit ihm zurück. Er traute uns nicht recht, wurde jedoch nach kurzer Zeit vermocht, so nahe an's Boot zu kommen, um ein Geschenk in Empfang nehmen zu können; worauf er auch zu unserer großen Freude seine Bereitwilligkeit erklärte, Lehrer aufzunehmen. Auch diese selbst, die am Lande gewesen waren und das Volk gesehen hatten, fühlten sich ganz ermuthigt, und waren gewiß, daß sie mit voller Sicherheit an's Land gehen und ihren Aufenthalt hier nehmen könnten. Da wir nun unsern Weg vor uns so geebnet sahen, kehrten wir zum Schiffe zurück, holten die wenige Habe unserer Lehrer, und begleiteten sie hierauf an's Land zurück, wo wir die Freude hatten, sie von den Einwohnern auf die herzlichste Weise bewillkommt zu sehen.

Es war ein interessanter und lieblicher Anblick, zu sehen, wie die Schaaren der Bewohner an dem Ufer sich versammelten, und mit grünen Zweigen, den Zeichen des Friedens, in den Händen, die Boten des Friedens begrüßten. Gebe der Herr, daß sie bald auch die Botschaft, die diese bringen, in ihren Herzen willkommen heißen. Die Eingebornen wadeten im Wasser bis zum Boot, und trugen die Habseligkeiten der Lehrer an's Land. (S. Kupferstich.) Nachdem wir unsern Zweck, die Lan-

dung der Lehrer, erreicht hatten, begaben wir uns zum Schiffe zurück. Wir haben alle Ursache, den Herrn, der so Großes an uns gethan hat, dankbar anzubeten.

Die Eingebornen haben ein ziemlich ärmliches Aussehen, stehen auf einer niederern Stufe als die Bewohner von Samoa und vieler der andern Inseln; doch nach meinem Dafürhalten viel höher als die Neuholländer und andere Stämme im Westen. Es ist eine gemischte Race; Viele haben wolliges Haar und ein entschiedenes Negergesicht; Andere haben glatte Haare und gehören augenscheinlich zu der zahlreichen Klasse der Bewohner aller der östlich gelegenen Inseln. Das Tätowiren ist nicht sehr gebräuchlich unter ihnen, aber sie bemalen sich, besonders das Angesicht, mit einer rothen Farbe, manchmal mit weiß untermischt, das ihnen ein recht wildes Aussehen verleiht. Sie tragen allgemein ein langes Haar, das in kleinen Zöpfen mit Gras aufgebunden wird. Hinsichtlich der Kleidung kann man kaum sagen, daß sie eine haben, was sie noch davon haben, läßt sich nicht beschreiben. Das weibliche Geschlecht, von dem wir Mehrere am Ufer sahen, erscheint anständig bedeckt. Im Ganzen genommen ist ihr Zustand auf der untersten Stufe des Elends. Möchte das reine und heilige Evangelium bald Wurzel unter ihnen fassen, und seinen umwandelnden Einfluß auf das Land nach seiner Länge und Breite ausüben!

Makea, der Häuptling von Rarotonga.

Von Missionar Buzakott.

Mackea war einer der vornehmsten Häuptlinge der Insel, und stammte von einer der höchsten Familien des Landes, und konnte seine Ahnen nachweisen rückwärts bis zur Zeit der ersten Bevölkerung der Insel. Seine Gestalt war über die gewöhnliche Größe, er war 6 Fuß 4 Zoll hoch, von befehlshaberischem Ansehen, und seine Arme und Beine hatte er schön tätowirt. Seine Gemüthsart war stolz und trotzig, und wurde noch genährt durch die schrankenlose Gewalt der Häuptlinge dieser Insel, indem Leben und Tod von ihrem Winke abhängig waren. Er war unter den einflußreichen Häuptlingen einer der letzten, welche das Christenthum annahmen, und erst mehrere Jahre später war es sichtbar, daß er die Wahrheit aus Liebe zu ihr annahm.

Im Jahre 1833 fieng er an, einige Sorge hinsichtlich seines Verhältnisses als Sünder zu Gott blicken zu lassen, und mehrere erfreuliche Thatsachen wurden von ihm berichtet. Gegen das Ende des Jahrs konnte man deutlich sehen, daß er im Ernst nach dem, was wahrhaft gut ist, forsche. Dieses Forschen setzte er bis 1835 fort; er bekam eine sehr tiefe Ueberzeugung von seiner Sündhaftigkeit, und wurde dadurch aus einem stolzen, trotzigen Manne sanft und ruhig wie ein Lamm. Sobald er nun seinen Zustand als Sünder und das Bedürfniß, an der Erlösung durch Christum Theil zu haben, kennen gelernt hatte, suchte er die Aufnahme in die kirchliche Gemeinschaft nach. Doch erst zwölf Monate nachher wurde er aufgenommen; denn da wir seinen natürlichen Charakter wohl kannten, wollten wir entschiedenen Beweis der Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses durch fortgesetzten gutgeführten Lebenswandel erhalten. Im Mai 1835 trat er mit sechs Andern in die kirchliche Gemeinschaft ein, und fuhr fort, die göttliche Lehre des Heilandes durch sein Leben zu zieren, bis er zur obern Gemeinde abgerufen wurde.

Bei den Abend-Versammlungen in der Woche wurde unsere Wohnung angefüllt mit Personen, die

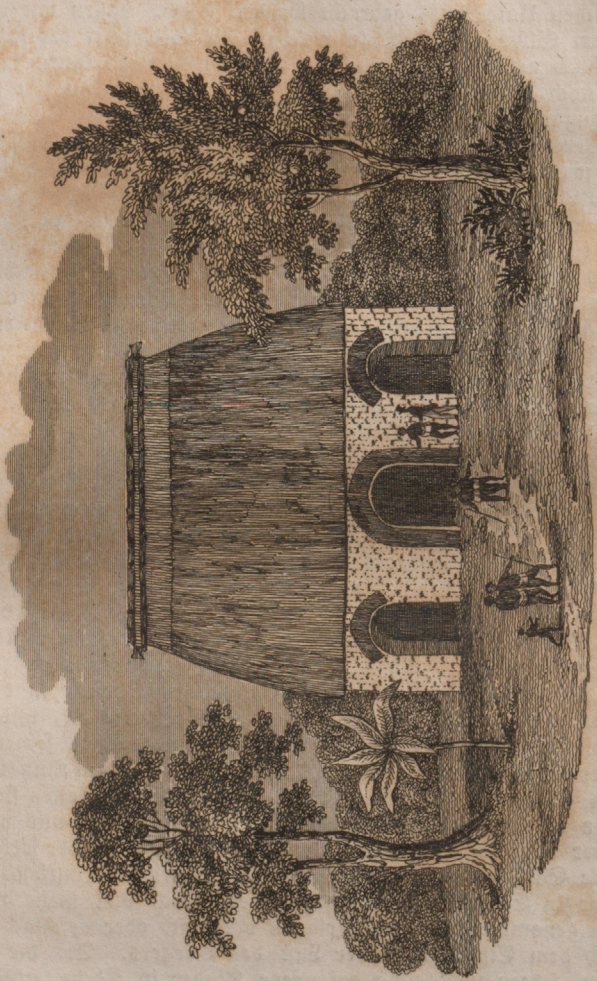
über die sonntäglichen Texte oder über andere Abschnitte der Bibel sprechen wollten, und oft habe ich ihm gerührt zugehört, wenn er am Schlusse mit großer Angelegenheit die theuren Wahrheiten auf sich und Andere anwendete, indem er sagte: „Wir dürfen nicht denken, daß damit Andere gemeint seyen; diese Wahrheiten betreffen uns selbst am meisten. Was wissen wir aus eigener Erfahrung darüber?" Die Ewigkeit erweckte in ihm die ernstesten Gedanken, manchmal selbst furchtbare Besorgnisse, wobei ihn nichts beruhigen konnte, als die Darstellung der göttlichen Gnade in der Dahingabe unsers Herrn Jesu Christi. Dieß machte seine einzige Hoffnung, seinen einzigen Trost aus.

Er war hier ein Denkmal der Gnade Gottes, er, ein Häuptling, im Heidenthum geboren, in all' dem Aberglauben, in all' der Grausamkeit heidnischen Götzendienstes erzogen, — ein Despot, der oft wegen kleiner Beleidigungen, oder auch wegen gar keiner, seine Hände mit dem Blute seiner Unterthanen besudelt hat, der gewohnt war, seine wilde Brutalität dadurch zu üben, daß er die armen Opfer seiner Grillen in Stücke hieb, und die verstümmelten Glieder in seinem Hause aufhing. Ueberdachte er nun diesen Theil seines Lebens und brachte ihn in Verbindung mit dem Ernst des künftigen Gerichts, so konnte er manchmal mit Schrecken und Angst erfüllt werden bei dem Gedanken eines Zusammentreffens in der Ewigkeit mit denjenigen, die vormals als Opfer seiner Grausamkeit gefallen waren. Dann konnte er aber auch sagen: „Ich that es unwissend. Warum habt ihr Engländer so lange gezaudert, uns das Evangelium zu bringen. Diese Frage, auf die ich keine Antwort hatte, wurde oft an mich gemacht. Andere sagten auch: O wäret ihr doch früher gekommen, so wäre diese Person, jener Häuptling, dieser Vater, jener Bruder nicht getödtet worden.

Im Mai 1839 wurde Mackea krank; er nahm Arznei, und wurde zwar zum Theil wieder hergestellt, doch zeigten sich bald wieder unglückliche Symptome, und kein Mittel wollte mehr anschlagen. Die Krankheit machte reißende Fortschritte, er fiel in eine Erstarrung, von der er nimmer genaß. In diesem Zustande murmelte er immer vor sich hin, ohne daß er verstanden werden konnte. Etliche Male erhaschten seine Freunde einzelne Worte, wie: Gib wohl Acht; bereite dich vor: wir wollen zum Lehrer, um von Gottes Wort zu hören. Und wenn man die Glocke zum Gottesdienst läutete, wollte er auch aufstehen, und gab durch Zeichen zu verstehen, er möchte fortgehen. In diesem Zustande blieb er, bis er am 28 Okt. 1839 seinen Geist aufgab.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.



Die Missionskapelle zu Wien. Siehe Seite 81.

№ XI. 1842.

Christliche Freunde!

Um die Segnungen würdigen zu können, welche das Licht des Evangeliums von JEsu Christo unter den heidnischen Völkern verbreitet, ist es nöthig, auch etwas zu wissen von dem Schatten des Todes, in welchem sie ohne dasselbige gesessen sind, und worin immer noch Millionen sitzen. Man wollte schon die Bewohner der Südsee-Inseln als einfache, lebensfrohe, unschuldige Naturmenschen schildern, ja man wollte sie sogar bedauern, daß sie mit Europäern in Berührung gekommen, und in den Bereich christlichen Unterrichts gebracht worden seyen. Lassen wir uns nun etwas von dem Glücke erzählen, in welchem die Bewohner der Fidschi-Insulaner so fröhlich gelebt haben, ehe das Christenthum zu ihnen kam, in welchem heute noch auf eben diesen Inseln diejenigen leben, welche demselben noch nicht zugänglich geworden sind.

Wenn beim Aufrichten eines Tempels die ersten Pfosten gesetzt werden, so werden menschliche Wesen geschlachtet, in Ofen gebraten, dem abscheulichen Götzen als Sühnopfer dargebracht, und das Fleisch dieser Opfer von den entmenschten Götzendienern gierig verschlungen. Eben dieses ist während des Baues noch mehrere Male und wieder bei der Einweihung des Tempels der Fall. Die Zahl dieser Schlachtopfer bei solchen gräßlichen Festmahlen hängt von der Gewalt und dem Gutdünken des Häuptlings ab, der den Tempel errichten ließ und richtet sich nach dem Range der Gottheit, der es gilt. Gemeiniglich werden Kriegsgefangene dazu gewählt, die einem feindlichen Nachbarstamme abgenommen wurden, oder auch solche Personen, welche das Unglück hatten, dem Häuptling zu mißfallen. Hat man aber keine solche, so besudeln sie ihre Hände mit dem Blute von Feind oder Freund.

Im Jahre 1839 baute Seru, der Sohn von Tanoa, der Häuptling vom Bau, einen neuen Tempel, welchen er dem Hauptgötzen seines Stammes weihen wollte. Seine ausgeschickten Leute fiengen drei Unterthanen eines benachbarten Häuptlings, deren Körper geopfert, deren Fleisch den Bauleuten zu essen gegeben wurde. Der Häuptling dieser geschlachteten Männer rächte sich dadurch, daß er fünf von den Leuten seines Nebenbuhlers auflauern, sie tödten und aufzehren ließ. Seru, zu stolz und rachsüchtig, um diese Wiedervergeltung ertragen zu können, erklärte den Krieg. Seine Mannschaft machte Einfälle in das Gebiet des Feindes, zerstörte viele Pflanzungen, griff Städte an, und erschlug viele Einwohner. Zuletzt sammelte Seru große Haufen seiner Verbündeten und Anhänger, um einen entscheidenden Schlag zu thun und die Unterthanen seines Nebenbuhlers auszurotten. Diese schlossen sich in ihre Befestigungen ein, die mit ungestümer Wuth angegriffen und von denen auch zwei der stärksten genommen wurden. Das Feuer der Leidenschaft, wovon die Sieger brannten, veranlaßte ein großes Blutbad. Zweihundert und sechzig Einwohner wurden getödtet, noch viel mehr aber lebend gefangen genommen, um als Sklaven verkauft, oder geschlachtet zu werden, je nach dem Einfall oder der Lust des Siegers. Als die Sieger heimsegelten, setzten sie dreißig gefangene Kinder in Körbe, und hingen sie so an den Mastbäumen ihrer Boote auf, damit sie als Siegeszeichen im Winde flatterten. Durch die Bewegung der Boote wurden die hülflosen Kleinen gegen die Masten geschleudert, doch gieng ihr durchdringendes Geschrei bald in die Stille des Todes über. Andere der Kinder stellten die heimgekommenen Sieger als Zielscheiben bei den Waffenübungen ihrer Söhne auf; mit Keulen geschlagen, oder von Pfeilen durchbohrt, starben sie bald dahin, als Opfer wilder Brutalität.

Die Schilderung der grausamen Religion der Fidschianer würde nicht vollständig seyn, wollte man den Kannibalismus verschweigen; hat man sie doch gelehrt, daß das Essen von Menschenfleisch eine ihren Göttern wohlgefällige Handlung sey. Gar wenige der im Kriege Gefallenen werden begraben; ihre Leichname werden verächtlicher behandelt als diejenigen von Schweinen, und werden mit einem wilden Wohlbehagen verzehrt, das die erstaunlich niedere Stufe der Verdorbenheit dieser Insulaner an den Tag legt.

Die Körper der so eben erwähnten Erschlagenen wurden unter die Sieger vertheilt, und ein Fest veranstaltet, das mehrere Tage dauerte. Die gierigsten dieser Menschenfresser waren eine Zeit mit Menschenfleisch überfüllt. Zerstümmelte Glieder, Köpfe, Rümpfe sah man an vielen Orten herumliegen.

Aber nicht Rache allein ist es, was den Fidschianer zum Essen von Menschenfleisch bringt. Nicht selten ißt er es, weil er es gern ißt. Bei Einigen ist es vollendete Rachsucht, bei Andern ist es Befriedigung eines abscheulichen Appetits. Der Eine affektirt beim Essen desselben einen wilden Muth, ein Anderer gibt ihm ohne Umstände den Vorzug. Es gibt solche, welche einen Schauder haben, wenn sie es verzehren, aber sie wollen lieber ihren Gefühlen Gewalt anthun, als diesen ausgezeichneten Beweis ihres Hasses gegen einen Feind entbehren, oder einen der letzten Akte von Wiedervergeltung einer Beleidigung vernachläßigen; aber man findet auch solche, welche diese Speise lieben, sich im Voraus darauf freuen, und mit großem Appetit sie genießen. Einige der kannibalischen Häuptlinge ziehen Menschenfleisch den meisten andern Speisegattungen vor, und nehmen ihre Maaßregeln um sich die Befriedigung ihrer Lust zu verschaffen, ihre Diener sind beauftragt, sich nach einem Opfer unter Feinden oder Fremden umzusehen. Kann man es nicht ohne Schwierigkeit bekommen, so werden Sklaven unvermuthet mit einer Keule todtgeschlagen. Selbst aus Gräbern wurden schon menschliche Leichname ausgegraben, um diesen bestialischen Appetit zu stillen.

Denken wir nun an die so schrecklich erniedrigten Menschen, so möchten wir wohl fragen: Meinest du, daß diese verdorrten Gebeine wieder lebendig werden können? Ja, sie können. Er, der gesagt hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben," kann auch das auf so niedriger Stufe stehende Volk zu geistigem Leben erheben, und es zum Genusse und zur Thätigkeit eines ewigen Lebens im Himmel vorbereiten. Wenn auch tief versunken, sind sie nicht außer dem Bereich der Gnade des Gottes, der feierlich erklärt hat, er habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, der langmüthig ist, und nicht will, daß Jemand verloren werde, sondern daß sich Jedermann zur Buße kehre und lebe. Durch die Kraft dieser Gnade, die auch den größten Sünder von dem Rande der Hölle erretten kann, können sie noch nützliche Bürger der Welt, heilige Glieder der Gottesfamilie, selige Erben des Himmels werden.

Am 12ten Oktober 1835 wurde eine Mission auf diesen Inseln angefangen. Hatten auch die Missionare Prüfungen zu erdulden, Schwierigkeiten zu überwinden, stand auch zuweilen ihr Leben in Gefahr, und hat die Sache Gottes mit Widerstand zu kämpfen, so waren sie doch unter dem Segen Gottes Werkzeuge zum Wohle des Volkes. Tausende der Eingebornen, die im Bereiche des Einflusses der Missionare stehen, wenn auch schon nicht Alle das Christenthum angenommen haben, genossen den Vortheil der Predigt des Evangeliums, ihre Sitten wurden verbessert, ihre Moralität veredelt. Der König von Rewa hat die Vielweiberei und den Kannibalismus durch Beispiel und Gesetze mißbilligt. Die Menschenfresserei ist von Vielen aufgegeben worden, ja man schämt

sich sogar, daß der öffentliche Ruf durch diese barbarische Sitte befleckt worden ist. Kriege sind seltener und weniger grausam und verheerend, als sie es waren, ehe das Morgenroth des evangelischen Lichtes ihnen aufgieng.

Am Ende des Jahres 1841 zählte die Mission der Wesleyischen Methodisten auf 8 Hauptplätzen 592 wirklich aufgenommene Glieder der Kirche, 106 solche, welche zur Aufnahme in der Prüfung stehen und 797 Personen, welche in 28 Schulen Unterricht empfangen.

Einige einflußreiche Häuptlinge haben sich den Glaubigen angeschlossen; unter ihnen Namosimalua, einst einer der größten Menschenfresser und Krieger, welche je das kannibalische, kriegerische Fidschi hervorgebracht hat. Er war die Geisel des Landes, sein Name, seine Thaten erfüllten seine Landsleute mit Schrecken. Wo er sich hinbegab, war er das Zeichen zu Raub, Krieg und Kannibalismus. Hatten die Häuptlinge ein Unternehmen im Sinne, das mehr als gewöhnlichen Muth erforderte, wollten sie eine verbrecherische That ausführen, vor welcher weniger verwegene Geister zurückgeschreckt wären, so wurde gemeiniglich er zum Werkzeug gewählt. Aber diesen berüchtigten Mann hat die Gnade Gottes ergriffen. Seine stolze Natur wurde gebrochen, der zerstörenden Gewalt seines Armes wurde Einhalt gethan, sein Lebenslauf ist nicht länger mehr bezeichnet durch das Blut seiner Mitmenschen. Der Dämon des Heidenthums ist ausgetrieben, und er, dem einst das Zerstören von Menschenleben, dem Menschenfleisch Lust war, „ist jetzt bekleidet und vernünftig," sitzend zu den Füßen JEsu, hört auf seinen Rath, und sehnt sich nach seinem Geiste. Besucht er benachbarte Inseln, so benimmt er sich auf christliche Weise, und stellt in seinen Unterredungen mit Vornehmen und Geringen die Nothwendigkeit, die wahre Religion anzunehmen, und die Vortheile davon ernstlich vor. Die mit ihm vorgegangene Veränderung war für seine Landsleute Gegenstand des Erstaunens, erfreute die Herzen der Missionare, und läßt für das Wohl von Fidschi viel Gutes hoffen.

Er hat ein nettes, massives Kirchlein erbaut, wohin er und viele seiner Verwandten und Anhänger zur Anbetuug Gottes kommen. Es liegt auf einer Anhöhe einer lieblichen Gegend, ist 57 Fuß lang und 24 Fuß breit. Der Boden ist mit neuen reinlichen Matten belegt, welche unter der Leitung seiner Gattin verfertigt wurden. Wir sehen eine Zeichnung davon auf dem Kupferstich.

Auch Ravulo, der Enkel des mächtigsten Häuptlings auf der ganzen Gruppe, hat die Religion seines verfinsterten Volkes verlassen und ist ein Verehrer des einigen, lebendigen und wahren Gottes geworden. Er ist ein Jüngling von mildem Gemüth und angenehmen Sitten, zeigt viel Geschicklichkeit im Lesen lernen, und eine gute Auffassung im Unterricht. Seine Bekehrung ist ein schätzbarer Gewinn für die Sache der Wahrheit, weil sein Rang, wenn Gott ihm das Leben erhält, ihn in Umstände versetzen würde, wo er großen und ausgedehnten Einfluß über seine Verwandte und Unterthanen ausüben könnte.

Viel ist schon geschehen; bis aber die ganze Inselgruppe unter dem Einflusse des Evangeliums steht, ist noch viel zu thun übrig, wozu wir die Gnade und den Segen Gottes erflehen wollen.

Nachrichten aus der Heidenwelt.

herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Die ersten Früchte in Sina = Lamiku.

Christliche Freunde!

„Die Kinder lesen Holz, so zünden die Väter das Feuer an, und die Weiber kneten den Taig, daß sie der Melechet (Königin) des Himmels Kuchen backen, und Trankopfer den fremden Göttern geben, daß sie mir Verdruß thun."

An diese Stelle des Propheten Jeremias, Kap. 7, 18. erinnert uns der Kupferstich.

Die Gattin des Missionars Porter in Vizagapatam in Indien, welche eine Waisenschule von 60 Mädchen und 17 Knaben leitet, schreibt an Freunde in England:

„Wenn man bedenkt, daß unsere monatliche Ausgabe für diese 77 Kinder auf wenigstens 17 Pfund (204 fl.) sich beläuft, und daß die regelmäßige Einnahme durch Subscription nur 8 Pfund (96 fl.) beträgt, so darf man nicht erst auseinander setzen, daß uns noch weitere Einnahmequellen vonnöthen sind. An die Gesellschaft selbst kann ich mich deßhalb nicht wenden, ihr Kassenzustand verbietet es; aber ich kann nicht umhin zu denken, daß es in England Mütter geben werde, welche ihre Hülfe nicht versagen werden, wenn sie hören, es seyen 77 Waisen zu erhalten, die aus tiefem heidnischem Elend herausgenommen und unter christlichen Unterricht gestellt worden. Dem Vorschlage Dr. Leifchilds, auch die christliche Kinderwelt in das Interesse und in die Theilnahme an der Missionssache zu ziehen, trete ich von ganzem Herzen bei, denn mich dünkt es, die Heiden selbst geben uns ein Beispiel, das die Christen nachahmen dürfen. Noch nie sah ich einen Opfergang, an welchem nicht auch Kinder irgend Theil genommen hätten. Ein Mal sah ich einen Mann und eine Frau mit drei Kindern auf ihrem Wege nach Amur's Tempel. Auf meine Frage, wohin sie gehen, sagten sie: Wir wollen Pudscha machen, (anbeten). „Warum?" fragte ich; sie antworteten: ein Kind ist krank gewesen, wir thaten ein Gelübde, und wollen jetzt beten. Wie, sagte ich, für ein so kleines Kind? Warum nicht? erwiederten sie lächelnd. Der Mann trug in einer Hand ein Geflügel zum Opfer, an der andern führte er einen sechsjährigen Knaben, der drei süße Kartoffeln trug, auf seiner Achsel saß ein dreijährigs Mädchen, das in seinen Händchen eine Kakao-Nuß hielt. Die Frau trug auf einer messingnen Platte Reis, Safran, Zucker und Blumen. Sie hatte ein zwölfmonatliches Kind, und, o ihr christlichen Mütter, denket mit Mitleiden an dieses Kleine, das auch ein Opfer dem Teufel bringt. In seinen Händlein hielt es ein Pisangblatt. Zu was ist denn das bestimmt? Sie antworteten: zum Opfer. Zufrieden blickten sie um sich, und dachten, wenn sie so thun, so werden sie sich so gewiß die Gunst des Teufels erwerben, daß kein Uebel sie befallen werde. O wie sehr hätte ich gewünscht, sie zu Dem hinführen zu können, der der Freund, nicht der Feind, unserer lieben Kleinen ist, der, wenn gleich der allmächtige Gott, doch gesagt hat: Lasset die Kindlein zu Mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn Solcher ist das Reich Gottes. Christliche Mütter, wollet ihr nicht eure Kinder lehren, etwas für die Sache dessen zu thun, der für sie gestorben ist? Wäre es auch nur ein Pisangblatt werth, so könnet ihr ihnen sagen, wie die heidnische Mutter: es ist zu einem Opfer. Suchet in ihre jungen, warmen Herzen den Samen des Wohlthätigkeitsinnes zu streuen, und sie frühe schon zu lehren, daß Geben seliger ist als Nehmen."

Sollte das nur den Frauen und Kindern in England gesagt seyn? Auch unsere deutsche Jugend dürfte darauf hingeleitet werden, zu erkennen die großen Vortheile im Leiblichen und Geistlichen, welche sie vor der

heidnischen Jugend voraus hat; es dürfte in ihnen der Sinn der Dankbarkeit geweckt und gepflegt werden; auch sie dürfte ihre Opfergaben auf dem Altare des HErrn dankbar niederzulegen gelehrt werden.

Der Hindu-Evangelist.

Isaidas, ein Hindu-Jüngling, verließ seinen Geburtsort und wurde ein Gosain. Die Gosains sind eine Brüderschaft religiöser Mönche, welche über das Wesen der göttlichen Natur ihre besondern Ansichten haben, wodurch sie sich von andern Orden, den Bairayas, Fakirs u. s. w. unterscheiden. Als ein solcher Fakir durchreiste er mehrere Jahre lang verschiedene Provinzen von Nord-Indien, und besuchte die berühmtesten heiligen Oerter der Hindus, wie Gaya, Dschitarkote, Dwarika, Dschaggernat und Benares.

In dieser letzten großen Stadt, erzählt Missionar Buyers, besuchte er die gefeiertsten Tempel; auf einem solchen Gange sah er einmal nicht fern von unserem Missionshause eine große Menschenmenge an der Seite der Straße bei einem Bazar stehen. Er mischte sich unter die Menge, und fand, daß die Leute auf unsern würdigen Bruder Narapot horchten, der den Heiden den Weg des Lebens wies. Noch nie vorher hatte er etwas von dieser Lehre vernommen; jetzt aber hörte er sie deutlich erklären und beredt einschärfen durch Jemand, der selbst früher Brahmine gewesen war, aber jetzt ohne Scheu die Religion seiner Landsleute als falsch erklärt, und dieselben auffordert, ihr Heil durch den Sohn Gottes zu suchen. Alles, was er hörte, machte einen außerordentlichen Eindruck auf ihn, und brachte den Entschluß in ihm hervor, mit dem Prediger zu sprechen.

Als Narapot geendet hatte, wandte sich Isaidas an ihn mit der Bitte, noch weiteres von dieser neuen Lehre ihm zu sagen. Narapot, dem es nicht entgieng, daß es ihm aufrichtig um weitere Einsicht zu thun war, lud ihn zu sich in's Haus, und brachte ihn nach einiger Unterredung, die ihm gefiel, zu mir. Nachdem ihm die ersten Grundprinzipien des Evangeliums deutlich erklärt worden waren, gaben wir ihm den Rath, bei uns sich aufzuhalten und ferneren Unterricht zu empfangen, welchen er annahm. So hatte ich ihn mehrere Wochen lang täglich bei mir, und wenn gleich anfänglich mehrere Anzeigen vorhanden waren, die uns über seine intellektuellen Eigenschaften nur eine geringe Meinung beibrachten, so stand doch die Aufrichtigkeit seines Glaubens an Christum in so offenbarem Lichte, daß ich es für meine Pflicht hielt, seiner dringenden Bitte nach der Taufe zu entsprechen.

Sobald er in die Kirche aufgenommen worden war, fieng er an, das Evangelium zu verkündigen, so viel er vermochte; und der Muth, den er dem Widerstande der Brahminen gegenüber entwickelte, war in der That auffallend; mit den größten Schmähungen überhäuften sie ihn manchmal, aber nie sah man ihn die Fassung verlieren. Die Einfachheit und Redlichkeit seines Charakters machten ihn zum Liebling bei den eingebornen Christen und bei den Heiden; was uns aber am meisten erstaunt machte, war, daß wir an ihm Gaben seiner Brauchbarkeit im Dienste des Evangeliums entdeckten, von denen wir keine Ahnung hatten.

So lange ich noch in Indien war, war er mein Gehülfe, und nahm an Brauchbarkeit täglich zu. Ueber die heißeste Jahreszeit verordnete mir der Arzt meiner Kränklichkeit wegen einen Aufenthalt auf dem Lande. Ich nahm Isaidas mit mir zur Traktatvertheilung in den benachbarten Dörfern. Ich war zu kränklich zum Predigen, aber es erfüllte mich mit großer Freude, als ich Isaidas Eifer und Fleiß im

Werke sah. Jeden Tag gieng er auf die Dörfer umher und predigte, oder vielmehr besprach sich mit den Leuten. Die Stadt Dscherampore, über eine Stunde entfernt, wo das Evangelium kaum je geprediget worden war, besuchte er oft, und verkündigte die Wahrheit ohne Scheu, obgleich er auf großen Widerstand stieß.

Zu dieser Zeit der größten Hitze pflegt man bei Mondschein zu reisen, und da unser Haus an der Hauptstraße zwischen Benares und Dscherampore lag, so giengen zuweilen in Einer Nacht Tausende vorüber. Während Krankheit und Hitze mir ruhelose Nächte bereiteten, saß Isaidas fast jede Nacht in der Verandah, und verkündigte das Evangelium den Vorübergehenden, von denen Viele sich zu ihm setzten und ausruhten. Oft hörte ich seine Stimme noch des Morgens um 2 und 3 Uhr, wie er seinen Landsleuten von der Liebe Christi sagte; und während ich zu schwach war zum Predigen, war es mir doch wahrhaft erfreulich, denjenigen, welchen ich in der Lehre des Heils unterrichten durfte, zu hören, wie er diese Lehre auch Andern treulich und eifrig anpries.

Er ist ein eifriger Bibelleser, sagt Missionar Kennedy. Als ich ihm ein Neues Testament in der Hindu-Sprache gab, betrachtete er es mit großem Vergnügen, Thränen füllten sein Auge, mit beiden Händen drückte ers an seine Brust und sprach: Jetzt habe ich doch das vollständige Evangelium. Tag für Tag sah ich ihn von meinem Fenster aus unter dem Schatten eines Baumes sitzen, und stundenlang in seinem Testamente lesen; dann steckte er es in seinen Gürtel, gieng auf den Bazar und sprach mit den Leuten. Er verlangt sehr in christlicher Erkenntniß zu wachsen; er kommt oft zu mir, mir mitzutheilen, was die Leute zu ihm gesagt haben, und wie er ihnen geantwortet habe, um zu erfahren, ob seine Antworten richtig oder unrichtig seyen. Seine Antworten sind gewöhnlich sehr treffend, doch kommen zuweilen auch Verwechslungen vor, wie sich wohl denken läßt. Isaidas erfährt manchmal alle Arten von Schmähungen, ja es wurde ihm schon mit dem Tode gedroht, aber geduldig trägt er Alles. Bleiben die Zuhörer bei dem, was er sagt, ungerührt, so bekennt er, er könne mehr nicht thun, aber er wolle Gott bitten, daß Er ihnen weichere Herzen gebe. Ein andermal macht aber seine unverkennbare Redlichkeit und sein Ernst einen günstigen Eindruck auf die Zuhörer. Ihm wurde viel vergeben, darum liebte er viel. Unser tägliches Gebet ist, daß Gott ihn vor einem Fall bewahren und zu einem Werkzeug bereiten wolle, durch welches viel Gutes ausgerichtet werde. Hat doch Gott schon oft in vergangenen Tagen erwählet was schwach ist vor der Welt, damit er zu Schanden mache, was stark ist. Isaidas hat sich jetzt mit einer christlichen Landsmännin verheirathet, welche ebenfalls eine demüthige, standhafte Christin ist, und uns viel Anlaß zu dankbarer Freude giebt.

Nachrichten aus der Heidenwelt.

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Afrikanische Negerinnen beim Kaffeetrinken.

No. I. 1843.

Christliche Freunde!

Unter den Fingus und Kaffern besteht der alte Gebrauch, die Töchter zu verkaufen, sobald sie heirathsfähig sind. Die Eltern sehen ihre Kinder ebenso für ihr Eigenthum, mit dem sie nach Willkühr schalten und walten können, an, wie ihre Pferde und Kühe. Ehe das Christenthum unter diese Stämme kam, mochte dieser Gebrauch den Töchtern nicht gerade als eine Bedrückung erscheinen, da er nun einmal Sitte war, und in ihrem Zustande keine besondere Veränderung hervorbrachte. Für diejenigen aber, welche die Wohlthat des christlichen Unterrichts genossen hatten, stellt sich dieser Fall ganz verändert dar. Durch diesen Gebrauch läuft das bekehrte Mädchen Gefahr, ihren Lehrern entrissen, und wiederum in die heidnischen Gewohnheiten geworfen zu werden, denen sie kaum erst entgangen ist. Sie verabscheut den Gedanken, ihren anständigen Anzug ablegen zu müssen, dem Hause Gottes zu entsagen, ihren Körper wieder zu bemalen, an den abscheulichen Tänzen der Heiden Antheil zu nehmen — und doch wird alles dieß von ihr erwartet, damit sie anlockender werde, und vortheilhafter zu verkaufen sey.

Ein Lehrer erzählt das folgende Ereigniß: Vor fünf Wochen sagte man mir am Ende einer Versammlung, daß ein Kaffermädchen weggegeben werden soll, und daß sie noch vorher mich sprechen möchte. Als sie zu mir kam, fragte ich: Wo wirst du hinkommen, Amata? — Meine Mutter will mich ins Kafferland thun. Weil ich ihr heftiges Schluchzen bemerkte, sagte ich: Warum weinst du so sehr, Amata? Sie antwortete, von Thränen unterbrochen: darum, Lehrer, weil meine Mutter mich wegzugeben im Begriffe ist. Als ich hieher kam, war ich auch, wie die andern Mädchen, ich verstand nichts, ich tanzte gern; aber ich habe von Ihnen gelernt, daß ich eine Sünderin bin, und wie ich erlöst werde. Sie haben mich Gutes gelehrt, und jetzt gibt mich meine Mutter dahin, wo ich das Gute nicht mehr hören kann. Sie gab mir ein Büchlein, das sie kürzlich von mir erhalten hatte, in Verwahrung, weil ihre Mutter es verbrennen würde, wenn sie es sähe; worauf ich erwiederte: du hast dieses Buch als Belohnung erhalten, und weil ich dich vielleicht nimmer sehen werde, so will ich dir den Werth dafür geben, oder doch etwas anderes, das deine Mutter dir zu behalten erlaubt. Nein, Lehrer, sagte sie, ich möchte mein Buch gern behalten. — Nun, das will ich dir ja aufbewahren, aber laß mich dir doch etwas geben, weil du doch wohl nicht wieder kommen wirst. — Aber ich werde wieder kommen, sagte sie hastig, denn so bald ich volljährig bin, so laufe ich den ganzen Weg wieder zurück. — In etwa sechs Monaten konnte sie das Alter der Volljährigkeit erreicht haben.

Die ganze Versammlung nahm an dieser Scene gerührten Antheil. Noch vor der Abreise besprach ich mich mit einer christlichen Freundin, welche der Mutter eine Summe Geldes versprach, wenn ihre Tochter in ihre Dienste treten würde, jedoch war dieß ohne Erfolg. Zwar gab die Mutter das Versprechen, sie wolle ihre Tochter, die nur nach Fort Beaufort gehe, in einem Monat zurückbringen. Aber leider muß ich sagen, sie ist noch nicht gekommen. Der HErr erhalte sie in Seiner heiligen Obhut!

Weiteres aus Afrika.

Doktor Philipp schrieb im Januar 1842 vom Katzenflusse:

Sie haben wohl davon gehört, daß wir länger hier verweilen mußten, weil die Menschenblattern hier grassirten. Diese Krankheit erstreckt sich in weiten Kreisen in diesem Lande, und die Leute sind in großer Furcht vor ihr. Hat aber diese Furcht einmal die Gemüther der Leute eingenommen, so zerstört sie alle zarteren Empfindungen in ihren Herzen. Ein trauriger Fall ereignete sich dieser Tage in hiesiger Nähe. Ein junger Kaffer besuchte einen Kraal (Dorf) wo die Blattern ausgebrochen waren; seine Familie hatte in seiner Abwesenheit Nachricht hievon erhalten und ließ ihn bei seiner Rückkunft nicht in die Hütte eintreten. Da er den Eintritt erzwingen wollte, durchstach ihm sein eigener Bruder in Gegenwart seiner Eltern das Herz. Auch unter den Tambukis wurde ein Jüngling erschlagen, an dem die Blattern zum Vorschein kamen, weil die Leute fürchteten, sich ihm zu nahen und besorgten, wenn er am Leben bliebe, sein kranker Körper möchte die Atmosphäre vergiften, und die Krankheit weiter verbreiten.

Ist auch die Furcht vor den Blattern sehr groß, so werden doch auf den Missionsstationen die Kranken nicht getödtet, und so erscheint das Evangelium schon bei seinem ersten Auftreten als ein Segen. Haben die Leute angefangen, auch nur einigen Begriff von ihm zu bekommen, so werden sie schon zarter gegen einander. Am letzten Sonntage starb ein Kaffer an den Blattern; vor seinem Tode hielt er an seine Familie und Verwandten folgende Anrede: „Jetzt, da die Nacht des Todes über mich kommt, sehe ich ein, daß das Wort Gottes das Licht ist, das mich durch des Grabes Nacht begleitet haben würde, wenn ich es geglaubt hätte. Aber ich verachtete dieses Licht! Meine armen Kinder sollen nun da erzogen werden, wo Gottes Wort ist, damit sie einst nicht auch in einem solchen Zustande sterben, wie ich jetzt sterben muß. Nichts als das Wort Gottes kann die Nacht des Todes vertreiben; und wenn Menschen es verwerfen, so ist die Finsterniß des Todes für sie viel größer, als für die, welche es nie gehört haben.“

Es ist doch zum Erbarmen, wenn man sich die Heidenwelt denkt, wie sie in Finsterniß und Schatten des Todes sitzt. Ich hoffe, Sie werden in Ihrem Eifer nicht nachlassen, Beiträge zu sammeln, damit man das Evangelium, das einzige Licht, das den Menschen durch des Grabes Nacht leuchtet, den Heiden senden kann, und ihren Kindern, die wie Zugvögel nicht wissen, woher sie kommen, noch wohin sie gehen. Alles ruft hier nach Missionaren. Erst gestern kamen wieder einige Häuptlinge aus dem Tambuki-Land zu mir, und baten um Missionare. Wir wähnen freilich nicht, daß ihr Verlangen nach Missionaren aus einem Gefühl geistigen Bedürfnisses herkomme, was jedoch auch bei einigen Wenigen der Fall seyn dürfte. Man sieht aber, was das Evangelium an den Hottentotten ausgerichtet hat, was es wirklich an den Fingus thut, und fühlt den Schutz, den es gewährt. Wir wünschen allerdings, daß die Leute von höhern Beweggründen geleitet werden möchten; aber doch können auch die Vortheile, die das Evangelium für dieses Leben gewährt, hinleiten zu den Segnungen des ewigen Lebens.

Der Einfluß des Evangeliums auf die Fingus ist wundervoll. Wir haben viele bekehrte Fingus, welche früher in einem Zustande der Knechtschaft unter den Kaffern standen. Keine Menschenklasse war von den Kaffern so sehr verachtet, auf keine blickten sie als so tief unter ihnen stehend, als auf die Fingus, und jetzt sehen sie an den bekehrten christlichen Fingus hinauf. Selbst Häuptlinge besuchen sie in ihren Häusern,

und trinken Milch mit ihnen, und erklären damit, daß sie dieselben als ihres Gleichen ansehen. Kein Kaffer-Häuptling würde im Hause eines gemeinen Kaffers Milch trinken.

Bereitwilligkeit der Neuseeländer, Bibeln zu kaufen.

Aus einem Brief von Missionar Wilh. Williams, Povertybay, 14. Sept. 1842.

Ich benütze die erste Gelegenheit, der Kommittee der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft meinen Dank zu bezeugen für die große Freigebigkeit, mit welcher sie meiner Bitte um Neue Testamente für die Neuseeländer entsprochen hat. Die Gefühle derselben erkennt man recht eigentlich aus dem Werth, den sie auf das Buch legen. Sobald es bekannt wird, da oder dort seien Bücher angekommen, so ist die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Platz gerichtet, und so allgemein auch das Verlangen nach europäischen Kleidungsstücken ist, so behält doch der Wunsch, das Wort Gottes zu besitzen, die Oberhand. Von den Büchern, welche nach Neuseeland gekommen sind, habe ich nur Eine Kiste mit 492 Exemplaren erhalten. In acht Tagen waren sie alle vergriffen, und ich habe das Vergnügen Ihnen 369 fl. 18 kr. zu übersenden, die ich von den Eingebornen für einen Theil derselben erlöst habe. Von den 10,000 Exemplaren, welche an die kirchliche Mission nach Neuseeland geschickt wurden, könnte ich für meine Gegend wohl 3000 verschließen, woraus hervorgeht, daß unsere Bitte weder übertrieben, noch die Freigebigkeit übel angewendet war. Das einzige fürchte ich, daß, wenn ich auch alle, die mir zugewiesen werden, erhalte, erst der große Mangel sichtbar werden werde.

Sie wissen ohne Zweifel, daß die Papisten in diesem Lande große Anstrengungen machen. Sie haben fast eine ebenso große Anzahl von Missionaren, wie wir, aber sie können gegen das unvergleichliche Schwert des Geistes nichts ausrichten. Mancher Neuseeländer kauft ein Exemplar, wenn er auch noch nicht lesen kann, ja ich habe gefunden, daß auch nur der bloße Besitz des Buches sie abhalten kann, den ersten Eröffnungen der Papisten zuzuhören; Viele, die zu jenen zu gehören vorgaben, sagten: Versehet uns mit Büchern, so werden wir zu euch gehen. Sind sie aber einmal im Besitz des Buches, so ist es eine Veranlassung, lesen zu lernen, was bei Alten und Jungen die beste Wirkung thut.

Nachrichten aus der Heidenwelt

herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Der erste Missionar in seinem Lesezimmer.

Christliche Freunde!

Auf unserem Kupferstich sehen wir den unermüdlichen Reisenden, Missionar Moffat. Nachdem ich, — so erzählte er, — den ganzen Tag durch eine rauhe, buschigte Landschaft gereiset, und viel zu Fuße gewesen war, erreichte ich des Abends ein Dorf, war aber so erschöpft, daß ich zum Schlaf niedersank. So wie ich jedoch in das Dorf hineinfuhr, kam Alt und Jung hergerannt, um das große Wunder zu sehen. Ich wurde herzlich bewillkommt, aber es war fast Mitternacht, ehe sich die Leute verliefen. Nach einem kurzen Schlafe erwachte ich und erhob mich aus meinem Deckelwagen, war aber nicht wenig erstaunt, vor dem Wagen eine große Menge versammelt zu sehen, von denen Mehrere sich wegbegaben, um im Dorfe anzukündigen, daß ich aufgestanden sei. Ich nahm nun mein Testament und mein Gesangbuch zur Hand, sagte ein Lied vor, las ein Kapitel, betete, und sprach zu den Zuhörern bei einer Stunde lang über die Worte: Also hat Gott die Welt geliebt.

Es herrschte große Ordnung und tiefe Stille, man sah auf den Gesichtern große Aufmerksamkeit, auf Manchem auch konnte man den Eindruck gewahr werden, den die Predigt des Evangeliums im Herzen hervorbrachte.

Die Guaraons in Spanisch-Guyana.

Missionar Eckel auf der Insel Trinidad traf auf einer Reise durch die Insel auf einen frommen Pflanzer, Hose Ramos, ein Spanier, der die Sprache dieser Indianer vollkommen versteht, und mit denselben wohl bekannt ist. Dieser sagte: die Guaraons sind ein arglos er Indianerstamm auf den Inseln des Oronoco-Delta's, unter denen mit aller Sicherheit gereist werden kann. Zur Zeit der Ueberschwemmungen kommen sie nach Trinidad des Tauschhandels wegen; den Körper bemalen sie mit einer rothen Farbe, die sie auch vor den Stichen der Moskitos schützt. Herr Ramos glaubt ihre Zahl auf 8000 Seelen schätzen zu können. Jede Parthie, die sich auf eine Reise begibt, wird von einem Priester oder Doktor begleitet, der für die Reisenden betet. In ihrem Lande werden sie von Kapitänen regiert, die ein großes Ansehen genießen, und diese stehen alle unter einem König, dem alles gehorchen muß.

Ende Oktobers 1841 erhielt Hr. Eckel einen Besuch von Hrn. Hose Ramos, und schreibt hierüber Folgendes: Heute besuchte mich Herr Hose Ramos von Moruga: er brachte zwölf Guaraons mit, die herüber gekommen waren, um ihm die Bitte ihres Stammes vorzutragen, daß er die Einladung der Regierung von Venezuela, Commandant und Schullehrer unter ihnen zu seyn, annehmen möchte. Ich hatte nun gute Gelegenheit, über dieses Völklein nähere Erkundigung einzuziehen, da Hr. Ramos den Dolmetscher machte, und ich bei dem Kapitän, Vanico Pepe, und bei dem Doktor oder Seher, Domineo, eingeführt wurde. Nachdem ich ihnen mein Haus gezeigt hatte, in welchem ihnen mein Bett, mein Moskito-Netz und Perspectiv besonders wohl gefallen hatte, führte ich sie auf mein Zimmer, und befragte den Doktor durch den Dollmetscher über ihre Religionsansichten. Dieser Mann gab mir nun folgende Auskunft über sich selbst.

Um die nöthigen Eigenschaften zu einem Doktor zu erlangen, begab er sich unter die Leitung eines alten Doktors von gutem Rufe, der ihm in dem, was er zu beobachten hatte, Unterricht gab.

Das Erste war, daß er sich in die Wälder zurückzog, und fünf Tage sich alles Essens und Trinkens enthielt, und nichts that als Tabakrauchen. Dann kam er wieder nach Haus, worauf er wieder im Walde sieben Tage lang fastete; was sich nach seiner zweiten Heimkunft wiederholte, und zwar neun Tage lang. In diese neun Tage fiel seine erste Vision, wo er Nachts im Traume eine Person in europäischer Kleidung sah, die zwei Knaben hereinführte, und ihnen auftrug, über ihm zu wachen, und ihn zu beschützen. Nachdem er wieder einige Zeit mit seinen Freunden und dem alten Doktor Umgang gehabt hatte, ging er wieder hinaus, und fastete dreißig Tage lang, während welcher er nur eine ganz kleine Portion Speise zu sich nahm. Wiederum hatte er dieselbe Vision von dem weißen Mann und den zwei Knaben.

Von jetzt an sieht er immer, wenn er um guten Rath verlegen ist, des Nachts in einer Vision die zwei Knaben und den weißen Mann, die ihm anzeigen, was er zu thun, welche Mittel er anzuwenden habe.

Auf mein Befragen, ob er nach Belieben zu jeder Zeit eine Vision herbeiführen könne, und wie er sich hierauf vorbereite, antwortete er, daß er sich durch Fasten darauf vorbereite, nie Wein oder starkes Getränke anrühre, und wenn er eine Anweisung wünsche, ein Gebet vor Schlafengehen spreche: — daß die Visionen nur Nachts Statt fänden, und er, wenn sie vorüber seien, eine vollkommene Erinnerung von Allem habe, was vorgegangen sei. — Daß Niemand mit seiner Vorbereitung etwas zu thun habe; — und daß, so oft er eine Vision wünsche, und sein Abendgebet spreche, er gewiß sei, sie zu erhalten.

Um zu erfahren, welcher Art die Anweisungen oder Belehrungen seien, die ihm zu Theil werden, bat ich ihn um einige Beispiele. Er erwiederte, wenn er etwas Besonderes vorhabe, z. B. eine Reise oder eine Kur, so bete er, und in der Vision des Nachts sage ihm der weiße Mann, ob er es thun soll oder nicht. Manchmal werde er vor einer bevorstehenden Gefahr, z. B. vor einem Sturm, vor dem Zusammentreffen mit bösen Leuten oder vor gefährlichen Thieren gewarnt; ein anderes Mal werde ihm die Zeit bestimmt, wo er etwas gewißes zu thun oder eine Reise anzutreten habe, und ob sie gut endigen und was ihm zustoßen werde. Sodann bemerkte er noch, sein besonderer Ruf sey der, Anweisungen zu einfachen Arzneimitteln zu empfangen, wie z. B. von Blättern, Wurzeln, Blüthen, von Pflanzen oder Bäumen, die gesotten oder auf andere Weise zubereitet werden.

Ich erkundigte mich sodann, ob er irgend etwas wisse von dem Daseyn der Seele in der andern Welt, und ob er Umgang habe mit Geistern von Abgeschiedenen. Er antwortete, während jenes dreißigtägigen Fastens sei ihm sein Großvater in einer Vision erschienen, und habe ihm in die linke Hand einen Stab, in die rechte ein Schwert gegeben zu seiner Beschirmung und Vertheidigung, er habe ihm auch manchen guten Rath ertheilt, und habe ihm gesagt, er solle sich gegen Jedermann, besonders aber gegen seine Familie gut betragen, er werde die Fähigkeit erlangen, Arzneimittel zu geben, er soll es nur gerne thun. Auch sein Vater sey etlichemal in den Visionen zu ihm gekommen, habe ihm guten Rath ertheilt und ihm gesagt, was von Zeit zu Zeit geschehen werde.

Ferner sagte er, es gebe zwei Klassen von Doktors, deren jede ein anderes Gebet habe; diejenigen, zu welchen er nicht gehöre, hätten nur für solche Krankheiten, die aus natürlichen Ursachen entstünden, Arzneien zu geben, diese seien mit Geistern aus dem Monde im Umgang. Seine Klasse beschränke sich nur auf Arzneien für Personen, die unter dem Einflusse von Zauberei ständen. Es gebe böse Zauberer, welche Andern Schaden zufügen. Dieser Ein-

fluß von Zauberei sei sehr schmerzhaft und gefährlich und bringe den Tod, wenn nicht ein Doktor aus seiner Klasse dagegen bete, und Mittel anwende, als: Wurzeln oder Pflanzen, auf eigene Weise bereitet, wie es der weiße Mann in der Vision angeordnet habe. Der weiße Mann habe ihm gesagt, es gebe für die bösen Zauberer und für andere böse Leute, wenn sie sterben, einen schlimmen Ort, wo sie sehr unselig seien; es gebe aber auch einen guten Ort für die guten Doktors und andere gute Menschen, diese beiden Oerter seien über der nächsten Luft, derjenige für die Guten sei aber höher als der für die Andern.

Ich fragte ihn, ob er wisse, daß es nur Einen Gott gebe, welcher die Erde, die Sonne, Mond und Sterne, und Alles, was da sey, geschaffen habe, welcher Alles regiere und uns Alle richten werde. Er antwortete, er habe nicht genug gefastet, um dieses zu verstehen, oder von seinen Visionen her zu wissen; der weiße Mann habe ihm, so oft er bis auf einen gewissen Grad gekommen sei, gesagt, er habe genug, er soll nicht weiter dringen; und weil er wirklich Sünden begangen habe, könne er nicht so weit kommen, daß er Visionen von Gott habe; aber andere gute Doktors hätten solche Visionen erlangt; — wenn er auch gleich nicht aus eigener Erfahrung sagen könne, es sey Ein Gott, so glaube er dem Zeugniß anderer guter Doktors, welche Gott kennen.

Meine Frage, ob er wisse, daß die Sünde durch alle Menschen hindurchgedrungen sey, beantwortete er mit dem Bekenntniß, daß alle Menschen Sünder seyen, und Alle vor Gott Sünden begehen. Weil er eine so hohe Meinung von den guten Doktors hatte, fragte ich ihn, ob auch diese, ob auch die Besten unter ihnen Sünder seyen? Er erwiederte, auch die Besten seyen Sünder; wenn sie aber dem Willen Gottes in ihren Visionen gehorsam seyen, so helfe ihnen Gott zu Glück und langem Leben, und beschirme sie gegen alles Uebel. Er sagte ferner, die kleinen Kinder kommen in der andern Welt an einen guten Ort; — es gebe einen guten Gott, und einen sehr bösen Geist, der wolle, daß die Menschen gegen Gott sündigen; wenn er eine große Sünde begangen habe, so rauche er neun Tage lang Tabak und faste, sonst hätte Satan Einfluß über ihn. Den guten Gott nennen sie: Dihawara, den Satan: Hebu.

Nachdem ich schon während der Unterhaltung manches Wort christlicher Belehrung mitunter laufen ließ, sprach ich jetzt über diesen wichtigsten Punkt noch ausführlicher. Ich sagte ihm: wir hätten den gewißen und sichern geoffenbarten Willen Gottes, der durch heilige Propheten in ein Buch geschrieben worden sey; erzählte ihm, wie die Sünde in die Welt gekommen sei, wie der Sohn Gottes Mensch geworden sei, ein heiliges Leben geführt habe und für uns gelitten habe, um uns durch sein Verdienst selig zu machen. Gott wolle, daß alle Menschen an seinen Sohn, den einzigen Heiland der Sünder, glauben; der heilige Geist helfe uns, diese Dinge zu verstehen, um der Sünde und dem Satan zu widerstehen; Alle, welche den Sohn Gottes lieben und an ihn glauben, werden in der andern Welt selig und bei Gott seyn. Die zwei Guaraons schienen sehr aufmerksam auf das Gesagte zu seyn, und sich dafür zu interessiren. Als ich aufhörte, fragte ich sie, ob sie sich freuen, solche gute Botschaft von Gott und dem Heiland unserer Seelen zu hören; sie antworteten, sie hätten dergleichen nie vorher gehört, es mache ihnen aber große Freude, diese Dinge zu hören. Ich hoffe, sagte ich, Herr Ramos werde in ihr Land kommen, und sie Alles dieses lehren, ob es ihnen aber auch recht sey, wenn es geschehe? Sie antworteten mit einem herzlichen Ja. Als ich ihnen noch bemerkte, es könne kein Christ, der Gott und seinen Heiland liebe, je durch Zauberei beschädigt werden, sagte Domineo, das glaube er gewiß.

Nachrichten aus der Heidenwelt

herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft

in Stuttgart.

Stuttgart im Dec.r 1843.

Christliche Freunde!

Philippolis, das wir auf der ersten Seite dieses Blattes gezeichnet finden, ist eine Missionsstation der Londoner Missionsgesellschaft, welche um das Jahr 1820 gegründet wurde. Sie liegt im 45sten Grad östlicher Länge von Ferro, und nicht ganz 30sten Grad südlicher Breite, nur vier Stunden vom großen oder schwarzen Fluß, der sich später in den Orangefluß ergießt.

Nach dem letzten Jahresbericht der Londoner Missionsgesellschaft geben die Berichte des auf dieser Station arbeitenden Missionars Schreiner (aus Fellbach in Württemberg) erfreuliches Zeugniß, daß seine Arbeiten unter den Betschuanas und Buschmännern im vergangenen Jahre von Gott gesegnet gewesen sind. Eine beträchtliche Anzahl neuer Mitglieder konnte zur Gemeinde hinzugethan werden, und Einige, denen er das Brod des Lebens gebrochen hat, sind in Christo entschlafen. Von einer Frau erzählt er nachstehende rührende Worte, die sie in ihrer Todesstunde an ihren Ehegatten, der sich auf eine traurige Weise dem Genuß von Branntwein ergeben hatte, richtete:

„Wenn ich werde gestorben seyn, wirst du betrübt seyn. Nun höre auf deine sterbende Gattin. Suche deine Lust nicht im Branntweintrinken und in andern weltlichen Dingen; da wirst du sie nie finden. Suche sie doch nur in JEsu, dem Heilande, gib Ihm dein Herz; Er wird den Kummer wegnehmen, und es fröhlich machen. O ich möchte nicht wieder aufkommen, ich könnte ja wieder gegen Ihn sündigen, der mich geliebet und sich selbst für mich gegeben hat. Gehe doch zu Ihm, o hänge doch, o hänge doch ewig Christo an."

Bruder Schreiner hat eine große Anzahl Betschuanas unter seiner Obsorge, deren Betragen ihm viele Freude macht. Aber auch in diesem Lande hatte das Evangelium die Wirkung, daß es in den innersten Verhältnissen des häuslichen Lebens Spaltung bringt, wie solches schon der HErr vorausgesagt hat Matth. 10, 34—36. Viele der Neubekehrten sind verheirathete Frauen, deren Anhänglichkeit an religiöse Dinge die Unzufriedenheit und den Widerstand ihrer Ehemänner erregte, weil diese es nicht dulden wollen, daß irgend einige Zeit den Lasten und Mühen ihrer Haussklaverei entzogen und auf Zwecke christlicher Frömmigkeit verwendet werde. Unter diesen schwierigen Verhältnissen haben sich diese demüthigen Jüngerinnen Christi ebenso leutselig als fest benommen, so daß zu hoffen ist, daß der Geist einer heiligen Liebe und Geduld, der gerne Böses mit Gutem vergilt, die Feindschaft derer, die doch ihren Weibern in Sachen der Religion vorleuchten sollten, nach und nach entfernen werde.

Die Insel Mangaia im stillen Meer.

Als Williams, der auf Erromanga den Zeugentod starb, erstmals den Bewohnern der Insel Mangaia die gute Botschaft brachte, war der Empfang von Seiten der Insulaner kaum weniger feindselig und wild, als er ihn später auf Erromanga erwartete.

Kaum hatten die Lehrer, die Williams mitbrachte, das Ufer erreicht, als man sich ihrer Personen und ihres Eigenthums bemächtigte. Einer der Lehrer hatte eine Säge; die Insulaner ergriffen und zerbrachen sie und trugen die Stücke als Ohrzierrathen. Ein Kästchen mit Mützen, welche zu einem Geschenk für die Gattinnen der Häuptlinge bestimmt waren, wurde durch's Wasser gezogen. Ihre Bettstellen wur-

den zerschlagen, und mit den Stücken lief Einer dahin, der Andere dorthin, als mit einer guten Beute. Eine Anzahl Bambusgefäße mit Kokosnußöl wurde ans Land gebracht; die Einwohner öffneten sie und gossen einander das Oel über die Köpfe, daß es über den ganzen Leib hinlief, und diese in den Strahlen der Sonne glänzten. Unter Anderm wurden auch zwei Schweine gelandet, Thiere, die man hier noch nie gesehen hatte. Ein Häuptling nahm sie, zog seine Kleidung aus, kleidete damit die Schweine an, und sandte sie, so mit den Zeichen eines Häuptlings geziert, dem Könige.

Der schwierigste Umstand war aber ihr Betragen gegen die armen Frauenzimmer, die Gattinnen der Lehrer, welche man in die Gebüsche führte, und eben Anstalt machte, sie mit großer Brutalität zu behandeln; ein Kanonenschuß aber, vom Schiff abgefeuert, brachte sie so sehr in Schrecken, daß sie davon rannten. Man schickte nun das Boot, und brachte die Gelandeten wieder ins Schiff; sie waren in der That in einem traurigen Zustande. Ihre Hüte und Mützen wurden ihnen von den Köpfen gerissen, man schleppte sie durch Wasser und Sümpfe, ihre Hemden und Kleider hiengen nur noch als Fetzen an ihnen. Die Männer wurden zu Boden geworfen, und von den Einwohnern gehindert, ihren Frauen zu Hülfe zu kommen, und unser trefflicher Missionar, Papeiha, verlor beinahe das Leben; es wurde ihm eine Tiputa*) über den Kopf geworfen, und man fieng an, diese zuzudrehen in der Absicht, ihn zu erdrosseln; er hatte aber so viel Geistesgegenwart, daß er noch seine Hand in die Oeffnung brachte, wodurch er seinen Hals sicherte.

So war das Volk von Mangaia; aber in dieser moralischen Wildniß sind Tannen für Hecken gewachsen und Myrthen für Dornen. Obschon übel behandelt und verworfen, erneuerten die Lehrer ihre Unternehmung der Liebe, und der Heiland, dem sie vertrauten, hat nicht nur ihr kostbares Leben erhalten, sondern sie auch gnädig mit herrlichem Erfolge gesegnet.

Etliche Jahre später besuchte Missionar W. Gill, von Rarotonga, mit seiner Gattin diesen interessanten Posten im Monat Juni; aus seinem Reisetagebuch entnehmen wir nachstehende Erzählung der freudigen und gesegneten Auftritte, deren Zeuge zu seyn er nicht erwartet hatte.

Am 9. Juni verließ ich mit meiner Gattin unsere Station Arorangi auf Rarotonga unter den Abschiedsthränen und Gebeten unserer lieben Gemeinde, nnd schifften uns den andern Tag nach Mangaia ein in Begleitung des Nationalhelfers Mareta, des Seminarzöglings Rupe und seiner Gattin, des Nationalhelfers Medua-aru-toa, und eines jungen Häuptlings von Arorangi, Setepharo. Wir hofften, in zwei Tagen nach unserer Einschiffung in Mangaia zu seyn; aber unser Gott, in dessen Hand Wind und Meer stehen, hatte es anders bestimmt; es erhoben sich widrige Winde, welche uns neun Tage lang auf der See hielten. Mangaia liegt 120 Meilen südöstlich von Rarotonga, und hat einen Umfang von 26 bis 30 englischen Meilen. Die stürmische Witterung verhinderte uns, am gleichen Tage zu landen, wo wir die Insel ins Gesicht bekamen; aber einige unserer Reisegefährten wagten sich ans Ufer, und brachten die Nachricht von unserer Ankunft. Als wir am andern Morgen landeten, warteten schon die Meisten der Gemeindeglieder, uns zu empfangen, und als das Boot das Riff erreichte, stürzten sich Mehrere ins Wasser, zogen es ans Land, und trugen uns und das Boot und Alles in ein Haus, das zu unserm Empfang bereitet war.

*) Tiputa ist wie der Spanische Mantel, poncho, ein Stück Zeug, eine Elle weit und drei Ellen lang; in der Mitte hat es einen Schlitz, durch welchen der Kopf gesteckt wird, so daß das Kleidungsstück vorne und hinten hinabhängt.

Am 20. Juni feierten wir den ersten Sonntag zu Oneroa, dem Hauptort der Insel mit 2000 Einwohnern. Morgens 6 Uhr war Frühgottesdienst, welchem 700 bis 800 Personen anwohnten. Um 9 Uhr versammelten sich die Kinder im Schulhause, das aber nur eine Hütte ist ohne Seitenwandungen. Mehr als 1000 Kinder saßen in geordneten Reihen auf dem Boden so gedrängt, daß ich Mühe hatte, zu meinem Stuhle zu gelangen, von welchem aus ich die Kinder anredete, und ihnen versprach, so viele Zeit als möglich auf die Schule zu verwenden. Nach einem Gesang und Gebet zogen die Kinder in Ordnung in die Kirche, in welcher die Erwachsenen schon versammelt waren. Die Kirche ist ein hübsches Gebäude, 130 Fuß lang und 36 Fuß breit, ein Gegenstand des Erstaunens für Alle, welche die Insel besuchen. Die vielen Dachsparren, welche von den Eingebornen nett bemalt wurden, werden von vierzehn Pfeilern getragen, die aus dem feinsten Holz gezimmert und sinnreich ausgeschnitzt sind. Es hatte für mich etwas Ergreifendes, von meinem Stuhle aus das große, so künstlich gearbeitete Gebäude zu sehen, das nicht nur voll, sondern gedrängt voll war von aufmerksamen Zuhörern, welche noch vor etlichen Jahren mit den Kindern der Finsterniß wie ihre Väter dem Götzendienst und der Sünde nachliefen. Während so mein Geist sich erfreute über das, was das Auge sah, demüthigte sich das Herz beim Gedanken an die große Verantwortlichkeit, die auf mir lag. Ich predigte über die Worte des Apostels Paulus 1 Cor. 2, 2: Ich hielte mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein JEsum Christum, den Gekreuzigten. Nachmittags kamen die Kinder wieder zusammen zur Katechisation über die Morgenpredigt, und ein Abendgottesdienst in der Kirche schloß die sonntäglichen Geschäfte.

Am 25. Juni gieng ich in Begleitung von Eingebornen nach Tamarua, einem nur 7 engl. Meilen entfernten Orte. Unser Weg führte uns über dürre Hügel und fruchtbare Thäler. Als wir in ein liebliches, mit Taro und Kokosnußbäumen bedecktes Thal traten, entdeckten wir in einiger Entfernung ein neugebautes Kirchlein, und da wir näher kamen, liefen uns die Einwohner entgegen, und begrüßten und bewillkommten uns auf eine sehr freundliche Weise. Im Dorfe selbst führte man uns zu einem Hause, das auf unsern Besuch niedlich zubereitet worden war; reines frisches Gras war auf den Boden gestreut und ein Bett aufgeschlagen, weil man erwartete, unser Besuch würde mehrere Tage dauern. Als sie vernahmen, daß wir schon des Abends zurückgehen wollten, machte Einer im Scherze den Vorschlag, die Fesseln des Richters holen zu lassen, um unsere Füße anzuketten; doch vernahmen sie bald unsere Absicht, nach zwei oder drei Wochen auf einen längern Besuch wieder zu kommen, und gaben sich daher bald zufrieden, und willigten in unsere heutige Abreise.

Im Laufe des Vormittags machte ich den Vorschlag, die Gemeindeglieder des hiesigen Orts in der Kirche zu versammeln, um den Gegenstand meines Besuches zu verwirklichen. Die hiesige Gemeinde ist nämlich bisher in Oneroa zur Kirche gegangen, trug aber schon lange den Wunsch in sich, einen eingebornen Lehrer eigen zu erhalten, und die Gottesdienste im Orte selbst besuchen zu können. Etwa siebenzig Gemeindeglieder warteten in der Kirche auf uns. Unter ihnen alte Väter aus den finstern Höhlen und Gruben dieses einst heidnischen Landes, ja aus den noch finsterern Gebieten der Sünde und der Verdorbenheit, die jetzt unter dem Fuße Dessen liegen, dessen das Reich ist, und die Kraft und die Herrlichkeit; Andere waren noch im Morgen ihres Lebens — auf ihren Angesichtern drückte sich der Dank des Herzens aus, daß sie befreit worden sind aus der Knechtschaft dessen, der ihre Väter gebunden hielt; Jünglinge und Jungfrauen, deren milde Sitten, ernstes Aufmerken, leuchtende Augen das ergriffene Herz erblicken ließen, deren Seelen erfüllt waren von Verehrung Dessen, dessen Gnade und Barmherzigkeit allüberwindend ist; sie Alle gaben der erfreulichen Hoffnung Raum, daß das gute Werk in seinem Wachsthum fortfahren werde. Nach Gesang, Gebet und Anrede fragte ich sie über ihren Wunsch, von der Kirche zu Oneroa getrennt zu werden und an ihrem Orte selbst Gottesdienste zu halten. Sie sprachen sich einmüthig hierüber aus, und es wurden nun vier der thätigsten, frömmsten und verständigsten Männer als Diakone bestellt, welche die Ordnungen der christlichen Kirche verwalten sollen. Nach Vertheilung einer Anzahl Gesangbücher empfahlen wir diese neue Gemeinde der gnädigen Nähe und dem Segen des HErrn.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Barrazeda in Guyana.

Christliche Freunde!

Die amerikanischen Indianerstämme haben bekanntlich keine festen Wohnplätze, sondern führen ein herumwanderndes Leben, sind aber eben dadurch auch den Vortheilen nicht zugänglich, welche die Verkündigung des Evangeliums in ihrem Gefolge hat, weil der Bote Christi diese Lebensweise nicht mit ihnen theilen kann. Wie nun in Nordamerika hin und wieder mit gesegnetem Erfolge Versuche gemacht worden sind, die Indianer in festen Wohnplätzen zu versammeln, und sie mit Ackerbau zu beschäftigen, so hat man es nun auch im brittischen Guyana versucht, und Gott hat seinen Segen dazu verliehen, daß eine Niederlassung gegründet wurde, wo die dort zerstreuten Indianer sich vereinigt und angebaut haben, so daß man ihnen nun regelmäßigen Unterricht geben kann. Diese Niederlassung, Warraporta genannt, liegt am Flusse Essequibo, beim Anfange der zweiten Wasserfälle. Unser Kupferstich gibt eine Ansicht von ihr.

Von den Buschmännern.

Im vorigen Jahre bereiste Herr D. Philipp die sämmtlichen Missionsstationen, welche die Londoner Missionsgesellschaft sowohl innerhalb, als auch außerhalb der Capkolonie unterhält. Aus seinen Reiseberichten theilen wir nachstehende Auszüge mit.

„Phillipolis, 15. März. Heute kam ein Bote aus einem Buschmanns-Kraal (Dorf) hieher, der vier Tage unter Wegs gewesen ist, und hieher geschickt wurde, um einen Missionar zu bitten. Der Bote war ein interessanter junger Mann, dem von seinem Oheim, einem Häuptling, alle Gewalt und Rechte eines Häuptlings übertragen worden ist. Auf die Frage, ob seine Botschaft die Genehmigung seines Oheims erhalten habe, antwortete er, daß nicht nur sein Oheim, sondern jeder einzelne Bewohner des Kraals ihn hiezu gedrängt haben, und setzte hinzu, sie hätten einen guten Brunnen, von seinem Großvater her; sie besäßen ein weit ausgedehntes gutes Waideland — kurz es fehle ihnen nicht an dem, was zu den Lebensbedürfnissen gehöre, — aber er und seine Leute können nimmer länger ohne Gott leben.

Da er gut gekleidet, verständig, und in seinen Manieren anständig war, so erkundigte ich mich nach dem Zustande seines Kraals und fand, daß sie Schafe und Ochsen und gebautes Ackerland besitzen. Bei der Art und Weise, mit welcher vor Jahren die Buschmänner verfolgt, ja gejagt worden sind, konnte hier Niemand vermuthen, daß dieser, oder sonst ein anderer Kraal in der Nähe sich befinde. Hätte man Buschmänner aufsuchen wollen, so hätte man sie gewiß nur in einem Zustande der Zerstreuung zu finden geglaubt, oder an Plätzen, die nur solchen zugänglich sind, welche gewerbsmäßig auf die Buschmannsjagd um der Kinder willen ausgehen. Aber wir hörten hier zu unserm Erstaunen nicht nur von diesem Kraal, sondern unser junger Häuptling sagte uns noch von mehreren auf andern Stellen, die alle in seinen Kraal Leute gesendet hätten, mit der Aufforderung, einen gemeinschaftlichen Abgesandten zu beauftragen, einen Missionar aufzusuchen.

Wir wünschten zu wissen, wie es ihnen möglich gewesen sei, im Besitze ihres Brunnens zu bleiben, und wie die Leute seines Kraals ihre Kinder hätten behalten können, während doch von allen Seiten her Jagd auf sie gemacht worden sei? Er erzählte, sie besässen in ihrem Kraal gegen hundert Flinten, sie hätten zwar keinen Krieg unter sich, aber es sei um sie herum überall bekannt, daß sie immer bereit seien, sich, und ihre Kinder und ihr Ei-

genthum zu vertheidigen, und darum lasse man sie auch in Ruhe.

Nie ist mir die Bitte um einen Missionar auf eine apostolischere Weise vorgetragen worden; auch auf dieser Reise kamen mir mehrere Gesuche der Art vor, aber ich hatte Zweifel an den Beweggründen der Bittenden; wie aber dieser Buschmann-Häuptling vor mir stand, und seine und seines Volkes Wünsche vortrug, so wurde ich aufs lebhafteste an das Gesicht des Apostels Paulus (Apost. Gesch. 16, 9) erinnert. Ich sah in diesem Buschmann, was Paulus in dem Mann aus Macedonien, den Repräsentanten eines Volks, das zum Bewußtseyn dessen, was ihm fehlt, gekommen ist, und spricht: Komm hernieder, und hilf uns. — 19. Merz. Weil es heute Sonnabend ist, so machten wir in einem Dorfe Halt, wo wir mit Namacquas zusammentrafen, die von der Mündung des Orangeflusses bis hieher gewandert waren. Die Entfernung beträgt zwar nur 400 (engl.) Meilen, weil sie aber an mehreren Stellen Halt gemacht hatten, so waren sie doch schon mehrere Jahre auf der Wanderung. Als vor mehr denn zwanzig Jahren Missionar Kitschingmann im Namacqualande arbeitete, genossen auch diese Leute seinen Unterricht; es war mir nun eine unbeschreibliche Freude, die Entdeckung zu machen, daß in dieser langen Zeit, während welcher sie keinen europäischen Lehrer mehr gehabt haben, das Gute, das der theure Bruder unter ihnen ausgestreut hat, nicht verloren gegangen ist. Wie einst die Erzväter, errichteten auch sie an jeder Stelle, wo sie ihre Zelte aufschlugen, dem Herrn einen Altar. Sie klagten über ihre Entbehrungen; ich bemerkte aber doch mit Vergnügen, daß ihr Verlangen nach größeren Hülfsmitteln zu einem bessern Zustande, sie viel günstiger gestellt hat, als andere, welche das, wornach Jene sich sehnten, besaßen, aber es nicht schätzten.

Es war eine Familie, Namens Dschawel, die aus drei Brüdern bestand; der älteste derselben, Piet Dschawel wird als der Vater der kleinen Gemeinde angesehen, und versieht das christliche Hirtenamt nach seinem besten Vermögen. Obschon er nicht aus Büchern gelernt hat, so ist er doch aus Erfahrung und zu seinem Heile seinen natürlichen Zustand, das Bedürfniß eines Erlösers, die Nothwendigkeit des Glaubens an seinen Namen zur Erlösung, den Werth der Seele, und die hohe Wichtigkeit der Dinge, die da ewig sind, inne geworden. Er redet, weil er glaubt, und lehrt, was er weiß von der Wahrheit, die in Christo Jesu ist; und es scheint, der HErr hat seine Arbeit gesegnet.

Es that mir leid, daß diese Leute ungeachtet ihres langen Umherwanderns, noch keine Stelle gefunden haben zum Ansiedeln. Sie sagten, sie suchen immer noch eine solche, und bei der Art und Weise, auf welche solche kleine Gesellschaften umher getrieben werden, ist sich auch nicht darüber zu verwundern. Ich nahm aber hievon Gelegenheit, die Stelle, Hebr. 11, 14 „Denn die solches sagen, die geben zu verstehen, daß sie ein Vaterland suchen," meiner Morgenbetrachtung zu Grunde zu legen, und konnte diesen Text mit großer Freiheit erklären, und auch meine Zuhörer fühlten, daß derselbe auf sie anzuwenden war.

Als wir am Montag Morgen abreisten, war die Frau eines dieser Dschawels sehr tief ergriffen, sie seufzte und weinte viel, wenn sie von ihren Kindern sprach. „Wir haben das Wort Gottes gehört, sagte sie, und ich bin dankbar auch für die wenigen Gnadenmittel, die uns zu Theil werden; aber wir haben Niemand, der uns lehre, das Wort Gottes zu lesen, und unsere Kinder wachsen heran, und Niemand ist, der sie das Wort zu lesen lehre." Wie wohl hätte es mir gethan, wenn ich diesen guten Leuten hätte

einen Lehrer versprechen können; aber die finanziellen Umstände unserer Gesellschaft haben es nicht gestattet.

Noch etwas aus Mangaia.

In unserm letzten Blatte erzählten wir von der Besuchsreise des Missionars Gill auf dieser Insel; wir lassen aus seinen Berichten noch Einiges folgen.

Am 28ten Juni verließen wir Oneroa früh Morgens, um uns nach Ivirua, einer kleinen Ansiedlung auf der nordöstlichen Seite der Insel zu begeben. Das Land fanden wir von der gleichen Beschaffenheit, wie das auf unserer Reise nach Tamarua. Die dürren Hügel, die nur mit trockenem Gras und Farrenkräuter bedeckt sind, contrastiren sehr mit den bewässerten und gut angebauten Thälern. Die Gruppen reich beladener Cokosnußbäume, durchschnitten von lachenden Taro-Pflanzungen, zeugen laut von der Güte Gottes und vom Fleiße der Einwohner. Das Gesetz der Nothwendigkeit hat die Leute auf Mangaia industriöser gemacht, als die meisten Südsee-Insulaner sind. Ihr Land könnte man unfruchtbar nennen verglichen mit der üppigen, reichen Natur von Rarotonga und andern Inseln. Ivirua ist ein Distrikt, der eine zerstreute Bevölkerung von etwa 500 Seelen hat.

Nach dem Abendgottesdienst unterhielten wir uns mit den älteren Leuten, deren Herzen aufzuleben schienen, wenn sie von den vergangenen Jahren sprachen. Der letzte Einwohner, der sich des Besuchs von Kapitän Cook, der die Insel entdeckt hat, erinnerte, ist vor zwei Jahren gestorben. Was jetzt zu den Alten gehört, erinnert sich wohl der Schiffe, welche seit Kapitän Cook hieher gekommen sind bis auf den ersten Besuch des Miss. Williams, und trauert jetzt über die Unwissenheit und Sündhaftigkeit, in welcher sie die ersten Lehrer so übel empfangen haben.

Den ganzen Vormittag des zweiten Juli war ich mit meiner Gattin beschäftigt, weibliche und männliche Lehrer auszusondern, welche Unterricht empfangen sollen, bis das Schulhaus gebaut seyn wird. Wir erhielten 40 weibliche Personen und 54 junge Männer, welche bereit waren, jeden Morgen eine oder zwei Stunden auf den Unterricht der Kinder zu verwenden. Diesen theilten wir die wenigen Schiefertafeln und Griffel aus, die wir hatten, so wie einige Büchlein über Geographie und Rechnen. Wir kommen aber mit den so wenigen Lehrmitteln in große Verlegenheit. Für die 2000 Kinder und Lehrer, welche die Insel hat, besitzen wir nur 30 Schiefertafeln und 1 bis 200 Griffel, und doch sehnen sich die Leute so sehr nach Unterricht. O könnte ich doch mit der untergehenden Sonne hingehen in mein geliebtes Vaterland, und mit ihr den andern Morgen wieder zurückkehren, beladen mit allen Gattungen von Schul-Mitteln. Welche Freude würde es auf der Insel seyn!

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

№ V. 1843.

Christliche Freunde!

Wir sehen auf unserm Kupferstich den Missionar Lewis, der von seiner Station Coimbatur (in Ostindien) aus die umherliegenden Dorfschaften besucht. In seinem Tagebuche findet sich folgende Stelle:

Am 24. Januar Morgens kam ich in ein Dorf, östlich von Settipallium. Als mich Frauenspersonen erblickten, flohen sie bestürzt in ihre Wohnungen und schloßen die Thüren. Sobald eine Anzahl Männer sich um mich her gesammelt hatte, gukten die Frauen durch die Spalten in den Thüren, und etliche sogar, da sie mich in ihrer Muttersprache reden hörten, wagten sich heraus. Nachdem ich längere Zeit über die Thorheit und das Sündhafte des Götzendienstes gesprochen hatte, führte ich die Leute zu einem nahen Hügel, der mit Steinen bedeckt war, deutete auf das hier befindliche Götzenbild, das sie alle Tage anbeteten, und sagte, dasselbe sei ohne alle Empfindung, unfähig zu sehen, wenn sich ihm Jemand nahe, oder sie in Zeiten der Gefahr zu beschützen. Sie gestanden es gerne zu, daß das Götzenbild nichts als ein lebloser Stein sei, und aller Empfindung ermangle, rechtfertigten sich aber damit, daß ihre Voreltern sie gelehrt haben, dasselbe anzubeten, welche doch in der That weisere Männer gewesen seien als sie.

Während dieser Unterredung nahete sich ein alter Mann dem Punkte, wo wir standen, hielt sich jedoch weit genug von mir entfernt, um sich nicht zu verunreinigen. Als ihn die Leute sahen, bezeugten sie ihm ihre Ehrfurcht, und begrüßten ihn mit dem Ausrufe: Swamy, Swamy! (Gott! Gott!) Auf meine Bemerkung, daß der, den sie als Gott verehren, kein Gott sey, sondern ein Mensch, wie sie, der überdieß noch mit Aussatz bedeckt sei, erwiederten sie, daß er ihnen wirklich Gott sei, denn durch seinen mächtigen Einfluß hätten sie Ueberfluß an Regen und gesundes Vieh. Während die Leute so laut sein Lob verkündigten, hielt der alte Mann eine eiserne Kette in die Höhe, etwa eine Elle lang, deren Gelenke drei Zoll im Durchmesser hatten. Er gab vor, daß er diese Kette manchmal verschlinge, ein andermal auch glühend heiß in die Hand nehme ohne Schaden; dadurch vermöge er etwas bei den Göttern und könne alles Gute, was man verlange, verschaffen. Der alte Mann mochte befürchten, ich schade ihm in seinem Einflusse auf das Volk, seine Blicke wurden immer ernster und zorniger, wodurch er sein Mißfallen bezeugte, daß sie sich mit mir eingelassen hätten. Sie verstanden auch seinen Befehl, und zogen sich gehorsam zurück.

Nachdem ich wieder in mein Zelt zurückgekommen war, besuchten mich Mehrere, Einige baten um Bücher. Einer fragte, was mich doch vermocht haben könne, meine Heimath zu Coimbatur, wo es doch genug Stühle, einen großen Tisch und alle Bequemlichkeiten gebe, zu verlassen, und im Lande herumzureisen mit blos einem Stuhl und einem kleinen Tisch? Ehe ich ihm antworten konnte, sagte ihm eine danebenstehende Person, das sei meine Religion, die mich so thun heiße, und diese Religion, setzte er hinzu, hat manche Vorzüge, und einer davon ist der, daß sie ihre Bekenner lehrt, sich der Waisen anzunehmen, sie zu nähren, zu kleiden, zu unterrichten. Die Leute bekamen Traktate oder Theile der Bibel, blieben bis in die Nacht da, lasen und erklärten einander das Gelesene.

Die Menschenopfer unter den Khonds in Indien.

Aus dem „Freund von Indien" vom 16. Juni 1842.

Wir erhielten, so schreibt dieses Blatt, ein gedrucktes Exemplar von dem Bericht, welchen Lieut. Macpherson der Regierung abstattete über die Khonds in den Distrikten Ganjam und Cuttack, welche zwischen den nördlichen Circars und Bengalen, (im 21sten Grad nördlicher Breite und 86sten Grad östlicher Länge) liegen. Es scheint, Hr. Macpherson sei von der Regierung gesandt worden, diesen eigenthümlichen Stamm zu untersuchen, und die thunlichsten Mittel anzugeben, den Gebrauch der Menschenopfer, den sie von Alters her haben, auszurotten.

Daß dieser Gebrauch so allgemein vorherrscht, das hat hauptsächlich die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Unter den National-Gottheiten nimmt „Bera Pennu," der Erdengott, den ersten Platz ein. Die Khonds sagen, die Erde sei ursprünglich eine rohe, undichte Masse gewesen, die nicht kultivirt noch von Menschen bewohnt werden konnte. Der Erden-Gott sagte: „Man vergieße Menschenblut vor mir." Da wurde der Boden fest und fruchtbar, und die Gottheit verordnete, daß der Mensch das Opfer wiederholen soll und leben. So ist nun Menschenopfer zum Grundsatz dieser Religion geworden, es macht das Wesen seines Glaubens aus, es ist die Bedingung, unter welcher er allein in jeder Jahreszeit die Gaben der Natur genießen kann. Jedes Feld muß mit dem Blut eines menschlichen Schlachtopfers zu der Zeit gedüngt werden, wenn die Saat bestellt wird. Ein Ernteopfer wird kaum nöthiger gehalten als das Frühlingsopfer; und die dazwischen liegende Zeit ist ebenfalls durch die blutige Sitte bezeichnet. Leidet die Gesundheit der Gemeinde, gehen Heerden zu Grunde, verbreiten wilde Thiere Verheerung, so muß der Zorn des Erdengottes mit Menschenblut versühnt werden. Aber nicht nur die Bedürfnisse des ganzen Volkes, auch die Trübsal des Einzelnen verlangt dieselbe Form der Versöhnung, und kann nur durch den gleichen blutigen Gebrauch abgewendet werden.

Die so geopferten Leute heißen „Meria", und sind Hindus, welche in den Ebenen von den Panwas gekauft werden, eine Klasse von Hindudienern, deren Hauptbeschäftigung darin besteht, daß sie ihren Herrn, den Khonds, diese Opfer verschaffen. Der Meria wird in's Dorf gebracht und wohnt im Hause des Patriarchen. Ist er erwachsen, so wird er gefesselt; ist er noch ein Kind, so genießt er volle Freiheit. An jeder Thüre wird er willkommen geheißen, und als geweihtes Wesen betrachtet, bis auch an ihn die Reihe kommt, geopfert zu werden.

Der Bericht gibt folgende Beschreibung dieses empörenden Opfers:

Von diesen Opferfestlichkeiten ist keiner ausgeschlossen, und so lange sie währen, ist aller Streit vergessen. Eine große Menge Menschen beiderlei Geschlechts wohnt denselben bei, sie dauern drei Tage, in welchen man sich den gröbsten Ausschweifungen jeder Art auf mehr als saturnalische Weise überläßt. Der erste Tag und Nacht wird ausschließlich mit Saufen und Fressen und wüstem Lärmen hingebracht. Beim Anbruch des zweiten Morgens wird das Schlachtopfer, das schon seit dem vorhergehenden Abend gefastet hat, sorgfältig gewaschen, mit neuen Kleidern versehen, und in feierlicher Prozession mit Musik und Tanz vom Dorf hinausgeführt.

Der Meria-Hain, ein Haufen dunkler, schattiger Bäume, befindet sich gewöhnlich in kurzer Entfernung vom Dorfe bei einem Bache oder Fluße, der der Meriafluß heißt. Der Hain wird als heilig mit der Axt verschont, der Khond meidet ihn auch: meine Begleiter wurden immer gewarnt, in seinen furchterwe-

ckenden Schatten Schutz und Obdach zu suchen. In seiner Mitte wird am Tage des Opfers ein Pfahl aufgerichtet, und zwischen zwei Pflanzen sitzt das Opfer an dessen Fuße, mit dem Rücken an ihn durch den Priester angebunden. Hierauf wird er mit Oel und Curkuma gesalbt, mit Blumen geziert und eine Verehrung wird ihm den ganzen Tag gezollt, die sich von Anbetung schwer unterscheiden läßt. Jetzt beginnt aber ein Wetteifer, auch nur die geringste Reliquie von seiner Person zu bekommen; etwas weniges von der Curkume, womit das Opfer beschmiert worden ist; ein Tropfen nur seines Speichels wird besonders von den Frauen als außerordentliche Eigenschaften besitzend angesehen. In einigen Gegenden wird das Opfer nicht im Haine angebunden, sondern im Dorfe oder in seiner Nähe auf ein Lager gelegt, nachdem es vorher um den Opferplatz in Prozession herumgeführt worden ist.

Am dritten Morgen wird das Opfer mit etwas Milch und Sago erquickt, während das zügellose Fest, das kaum von der Nacht unterbrochen worden ist, sich wieder laut erneuert. Gegen Mittag endigen die Orgien, und die Versammlung geht fort mit betäubendem Geschrei und unter lärmender Musik, das Opfer zu vollziehen.

Da das Opfer nicht gebunden werden, und doch auch keinen Widerstand zeigen darf, so werden ihm die Beine an den Armen, und wenn's Noth thut auch an den Füssen, an verschiedenen Stellen gebrochen.

Der zum Opfer taugliche Platz wurde in der vorhergehenden Nacht ausgesucht durch Leute, die man hiezu in die Felder des Dorfes oder des einzelnen Opfernden, ausgeschickt hatte. Der Boden wird in der Finsterniß mit langen Stäben untersucht, und die erste tiefe Spalte, die mit einem Stabe getroffen wird, ist die von dem Erdengott ausersehene Stelle. Der Stab bleibt nun in der Erde stecken, und den andern Morgen werden vier große Pfosten um denselben aufgestellt. Der Priester, vom Patriarchen und einem oder zwei der Dorfältesten unterstützt, ergreift einen Ast eines grünen Baumes, zerspaltet ihn in der Mitte einige Fuß lang, und schiebt das Opfer bis um die Brust, an einigen Orten bis an den Hals in die Spalte, welche nun der Priester, von seinen Helfern unterstützt, mit Stricken umbindet so fest als er vermag, und verwundet ihn leicht mit seiner Axt. Jetzt wirft sich aber die Menge auf das Opfer, und unter dem Rufe: Wir kauften dich um einen Preis, und keine Sünde lastet auf uns! zieht er das Fleisch von den Beinen ab. Jeder Mann trägt seinen blutigen Fetzen auf seine Felder, und kehrt sogleich in sein Haus zurück. Drei Tage lang nach dem Opfer bleiben die Dorfeinwohner stumm, verkehren mit einander blos durch Zeichen, und werden von Fremden nicht besucht. Am Ende wird auf dem Opferplatze noch ein Ochse geschlachtet, und die Zungen werden wieder gelöst.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Christliche Freunde!

Teinga, (von den Seefahrern Cap Maria Van Diemen genannt) ist das äußerste Vorgebirge auf der nordwestlichen Küste von Neuseeland. Die Einwohner haben den festen Glauben, daß die Seele eines Verstorbenen, sobald sie den Leib verlassen hat, eilend ihren Weg der Westküste zu nimmt, zu der Höhle, welche das Vorgebirge hat; ist es die Seele eines Menschen, der im Innern der Insel gewohnt hat, so nimmt sie einen Bündel Zweige vom Palmbaum mit, um damit ihren ehemaligen Wohnplatz anzudeuten; hat aber Jemand auf der Seeküste gewohnt, so nimmt sie von dem Gras mit, das daselbst wächst. Weil sie aber unterwegs ausruhen muß, so läßt sie von diesen Zeichen ihres ehemaligen Wohnplatzes auf jedem der Ruheplätze etwas liegen, welches sie „Wakaau" nennen. Ein Reisender erzählt: Nach einem halbstündigen Gang gelangten wir zum letzten Ruheplatz der abgeschiedenen Seelen, der auf einem Hügel liegt, von welchem aus sie das Land ihrer noch lebenden Freunde überschauen können, bei deren Andenken sie ein Geschrei erheben und sich schneiden. Hier sahen wir mehrere trockene Wakaau, zum Beweis — wie unser Wegweiser sagte — daß hier Seelen ausgeruht haben. Ich fragte ihn, ob nicht auch Fremde, die hier vorbeigekommen seyen, es ebenso könnten gemacht haben, wie seine Landsleute, die in unserer Gesellschaft waren, nämlich grüne Zweige zusammendrehen, und hier niederlegen zu einem Zeichen, daß sie an einem merkwürdigen Ort Halt gemacht hätten? Unser Weg führte uns nun über Sandhügel und Sandbänke, bis wir zu einem Fluß gelangten; da nahmen wir unser Frühstück ein, nach welchem wir über einen hohen Berg voll rauher Felsen stiegen, auf welchen stellenweise ein schlüpfriges Gras wächst, welches das Gehen sehr schwierig, und an Abgründen, über welche der Weg gieng, und die über das Meer hinaushiengen, sehr gefährlich machte. Das Hinabsteigen war auf einem bessern Wege viel leichter, bis wir an den Saum des Wassers kamen. Hier ist in einem Felsen eine Höhle, in welche, wie man glaubt, die Seelen gehen: nachher kommen sie wieder herauf, und dann steigen sie wieder hinab an der „Aka", welches ein Zweig eines Baumes ist, der aus dem Felsen herauswächst und hinabwärts sich neigt. Ein Theil dieser Baumzweige ist abgebrochen durch Sturmesgewalt; die Leute sagen aber, sie seyen gebrochen, weil nach einem mörderischen Gefecht zu viele Seelen auf einmal die Aka hinabgestiegen seyen. Nachdem wir die Aka eine Zeitlang betrachtet hatten, machte er uns auf einen Haufen Seegras aufmerksam, das von den Wellen hin und her geschaukelt wurde, und sagte dabei, daß dieses das Thor sey, welches die Seelen in der Reinga einschließe. Die Ansicht dieses Platzes war höchst uneinladend, ja ganz dazu gemacht, die Seele mit Schrecken zu erfüllen; er ist sehr öde, und das Geschrei der Menge von Seevögeln, und das Brausen der See, deren Wellen sich an den traurigen schwarzen Felsen brechen, mag die Neuseeländer verleitet haben, in diesem unheimlichen Platze den Aufenthaltsort der Abgeschiedenen zu finden.

Während meiner Abwesenheit wurde das Gerücht verbreitet, ich sei hingegangen, die Aka von Reinga abzuhauen. Viele zornige Reden wurden ausgestoßen, und Einige sagten, sie wollen uns auflauern, wenn wir zurückkommen; doch gab es auch solche, welche, heller denkend, sagten: „Was ist es auch, wenn die Leiter weggehauen wird, es ist doch nichts als Lüge, die Seelen sind nie da hinabgestiegen." Alte Manner erwiederten denen, die sie fragten, warum sie doch so erschrocken seyen, wenn sie keinen Ort der Qual mehr hätten? es ist schon gut für euch, in den

Rangi (Himmel) zu gehen; aber lasset uns doch unsern alten Weg nach Reinga, und lasset uns doch etwas, woran wir uns halten können, wenn wir hinabsteigen, damit wir nicht den Hals brechen.

Stimmen aus Ostindien.

Arulappen, ein Kind der deutschen Tinnevelly-Mission, nunmehr Arbeiter unter den Heiden seines Distrikts, ununterstützt von irgend einer Gesellschaft, schrieb am 24. Jan. d. J. folgenden Brief aus Christiandorf:

Mein lieber Herr N. Lob sei dem HErrn, daß er uns glücklich in's neue Jahr gebracht hat. Ich, der sonst immer meine Neujahre in der Umgebung von europäischen Christen zubringen durfte, dachte schon, dießmal müßte ich darauf verzichten. Da that mir der HErr die Gnade an, seinen Knecht, den Collektor der Provinz, Hrn. Thomas, hieher zu schicken. Durch ihn gelang es mir, eine Schule zu errichten. Für Vieles, das ich sonst noch mit ihm sprechen konnte, möge ich dem treuen Gott recht dankbar seyn: sein Wille ist gut. — Ein Jüngling lernt jetzt bei mir den christlichen Glauben, und steht fest, obgleich seine Eltern ihm viel Noth machen. Ich glaube, der HErr wird ihm dafür zum Lohn geben, was er braucht. Auch einige Andere sind daran, etwas zu wagen. — Im Dezember ging ich nach Madura; die dortigen amerikanischen Missionare nahmen sich meiner liebreich an und schickten mich mit Büchern beladen nach Hause. Sie baten mich, am Sonntag für sie zu predigen, so that ich's denn mit des HErrn Kraft. Viele kamen und hörten's mit Lust. Hr. Hauptmann M. entließ mich noch mit einem Reisegeld. Hr. und Frau Muzzy sind nun von Tirumangalam nach Siwaganga versetzt und Tirumangalam ist von Hrn. Tracy, Madura von den Hrn. Ward und Dwight, Tinducal von den Hrn. Lawrence und Green besetzt. Kirchen sind noch nicht aufgesprungen. Die Missionare strengen sich gewaltig an; weil aber die Catechisten noch im Tigerkleid des Kastenunterschieds herumlaufen, wagen sich die armen Leute nicht an sie hin. Doch hoffe ich, der HErr werde bald seinem Evangelium eine Thüre aufthun. Im Süden von Tinducal, westlich von Madura, nördlich von dem Distrikt, in dem ich auf einem Berge wohne, liegen noch etliche Distrikte öde, ohne das Evangelium je zu hören. Nur einmal bin ich hin und her dadurch gekommen. Die Leute hören sehr gerne, es fehlt an Hören-machenden. Es wäre ein Glück, wenn die Zeit der Heimsuchung für sie nahe wäre. Ich habe aus der Tamil-Zeitung erfahren, daß die Baseler Mission bis auf 100 Missionare auszusenden gedenke. Können nicht einer oder zwei von ihnen hieher kommen? Kämen sie, sie würden auch mir eine Hülfe seyn. Ich werde bereit seyn, ihnen, so weit ich's vermag, zu helfen. Ich darf demüthig hoffen, daß der HErr daran ist, unter meinen Leuten ein neues Wesen zu schaffen. Viele sind bereits wenig-fehlts-Christen: ich bete, daß sie Ganz-Christen werden. Da Sie an der Baseler Mission ein Glied sind, bitte ich Sie, die Neuankommenden von diesem Distrikt in Kenntniß zu setzen und mir ihre Zahl zu melden. Wir können ihnen doch zum Tamil lernen helfen. Ich verlasse mich darauf, daß sie diese große Sache nicht vergessen werden; um des HErrn willen habe ich sie Ihnen mitgetheilt. Zwischen meinem Ort und jenem Distrikt sind's zwei Catam (8 Stunden) Entfernung. Möge der HErr zum Besten der armen Eingebornen Seinen Weg zeigen.

Von den Christen um Sie herum zu hören, verlangt mich sehr. Wie geht's mit dem Brahmanen-Jüngling? Meine Frau Rebekka und ich schicken Ihnen und Hrn. N. die ergebensten Grüsse und gute Wünsche, und bringen Sie mich Allen in Erinnerung, die den HErrn und Sein Volk lieben. Entschuldigen sie meine armen, schnell geschriebenen Linien — — Ihr gehorsames Kind im HErrn: Johann Arulappen.

Der Uebersetzer dieses in tamulischer Sprache geschriebenen Briefes setzt noch bei:

Die Nachricht von den nach Indien auszusendenden 100 Missionaren ist Folge des Uebersetzungsfehlers eines englischen Christen, der „die Baseler Missionsgesellschaft in 1842" gelesen und, den Zusammenhang übersehend, nur gemerkt hatte, daß vom Aussenden der hundert die Rede ist. — Wie aber, wenn der Glaube und die Liebe deutscher Brüder aus dem Mißverständniß eine Wahrheit machen wollten, so viel an ihnen liegt?

Er fügt noch hinzu: Als letzthin meine Frau mit den Schulkindern im Evangelium las, brach ein Mädchen von neun Jahren in bittere Thränen aus. Es war erst kürzlich gestraft worden, und hatte die Strafe tief empfunden. Auf die Frage, warum sie weine, gestand es endlich, es sey, weil sie so gerne ein Kind Gottes werden möchte. Eine ähnliche Bewegung ergriff auch die Andern, etliche weinten laut. Nach einer kurzen Nachweisung, wie der HErr ihnen die Erfüllung des Wunsches so leicht gemacht habe, forderte sie zum ersten Mal Eines von ihnen auf, zu beten. Eines der Aelteren that's in gebrochenen Sätzen: Ach HErr! wir sind böse Kinder — wir haben viele Sünden — nimm sie doch von uns weg — Du bist ja für uns auch gestorben, u. s. w. Wie momentan auch solche Rührungen seyn mögen — der Trost nach langem, oft hoffnungslosem Warten war groß und dankenswerth.

Auf einem Besuch in A. fand ich die Letztgetaufte eine Leiche. Sie hatte eine Ahnung von Todesnähe, und wünschte, hochschwanger wie sie war, ohne Verzug getauft zu werden. Ihr Glaube war ein wahrer Herzensglaube, ihre Ehe mit Gabriel eine der stillsten und erfreulichsten diese vier Jahre her. Sie hatten bis jetzt kein Kind. Nach der Entbindung schwoll ihr Leib, wie es die Leute beschrieben, außerordentlich, sie hatte wenig Schmerzen, ihre Freude war, die Christen hereinzurufen, daß sie mit ihr beten; Einer fragte sie, ob sie fröhlich sey, sich vor dem Tod nicht fürchte? Nicht im Geringsten, sagte sie, ich bin ja auch von Christo erlöst: ich glaube aber nicht, daß ich sterbe. Dann rief sie ihrem Manne, der dazu kam, er solle sich neben sie auf den Boden setzen; als er's in einiger Entfernung that, sagte sie: näher, hier auf meine Matte. Als er so saß, legte sie ihr Haupt in seinen Schooß und verschied. Sein Schmerz war fürchterlich, anfangs fast verzweifelnd. Es war vom HErrn, daß ich gerade hinauskam. Unter jedem Wort der Hoffnung und Verheißung floßen seine Thränen reichlicher. Ich taufte das Töchterchen, das die stillenden Weiber der Gemeinde zum Stillen einander herumgaben, nach der Mutter Namen Anima. Dieß der Erstling dieser Gemeinde, der da auf die Auferstehung wartet. Mit andern Gemeindegliedern habe ich aber auch Noth. Die Heiligkeit, namentlich der Ehe, Scheu im Reden vor Kindern und vor einander u. dergl., ist vielen dieser rohen Gemüther, auch unter den Redlichen, und ich darf wohl sagen Glaubigen, noch sehr fremd.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

№ VII. 1843.

Christliche Freunde!

Ich war eines Abends in der Kapelle, bemerkt Missionar Nimmo zu Combaconum im südlichen Indien in seinem Tagebuche, — und stand eben auf um zu predigen, als ein junger Brahmine hereintrat, und sich in meiner Nähe niedersetzte. Weil ich ihn für einen meiner beständigsten und aufmerksamsten Zuhörer, und als eben den Jüngling erkannte, der einige Tage zuvor an einem andern Orte meine Gegner wegen ihres Betragens gegen mich tadelte, so bat ich ihn, zu mir sich zu setzen, was er gerne annahm, ohne als Brahmine Anstand zu nehmen, mich zu berühren. Bei einem einnehmenden Aeußern war er auch sehr verständig und herzlich. Er sagte, daß es ihm viel Vergnügen gewähre, das Evangelium zu hören, und bekannte, daß ein Götzenbild nicht Gott sei. Meine Fragen, ob er schon von unsern Büchern gelesen habe, und sich des Gelesenen erinnere, bejahte er, und sagte fast eine ganze Seite aus dem Traktat: „Der gute Rath," her. Unter einigen Ermahnungsworten legte ich ihm ein Evangelium Matthäi in die Hände, das er mit sichtbarem Vergnügen annahm und sich entfernte.

— — Den ganzen Tag — so heißt es an einer andern Stelle des Tagebuches — war ich beschäftigt, einigen tausend Heiden vorzulesen und zu predigen. Viele hörten aufmerksam, Einige zeigten ein lebhaftes Interesse; mehrere ältere Personen sahen und hörten Stundenlang zu. Ein alter Mann trat tief gerührt hervor, streckte seine Hand aus, und legte in die meinige seinen Rosenkranz mit den Worten: Mit dieser Thorheit habe ich nichts mehr zu thun. Mehr als 900 Traktate und zwanzig einzelne Evangelien habe ich heute ausgetheilt. Herr, kröne das Wort mit Deinem Segen!

— — Zu Kuttalam traf ich einen Mann an, der zu Combaconum das Evangelium gehört und mehrere unserer Bücher gelesen hatte. Ich sagte zu ihm: Vermuthlich geht ihr jetzt zum Teich, um eure Pudschah's (Gebete) herzusagen? — Meine Pudschah's, was sind sie? Lauter Unsinn; schon seit Jahren habe ich sie nicht mehr gesprochen. — Wenn das wahr ist, so stelle ich mir vor, daß ihr eure Götzen verlassen habt? — Götzen, sagte er, was sind sie? sind sie nicht leblose Puppen? — Warum habt ihr aber noch dieses Zeichen an eurer Stirne? — Daß es eitle Dinge sind, erwiederte er, weiß ich wohl, nur um meiner Freunde willen mache ich noch diese Zeichen hin. Am Ende unserer Unterredung, welcher mehrere Personen zuhörten, sagte er noch: Ich habe die Ueberzeugung, es werde nicht lange mehr anstehen, daß Alle Christen werden: denn, sehen Sie, Herr, wie viele nehmen Ihre Bücher auf's bereitwilligste an. Ist das nicht ein Merkmal, daß in Kurzem ganze Schaaren Ihre Religion annehmen werden? Glauben Sie mir, Sie arbeiten nicht umsonst.

— — Im Dorfe Sidschali hörten mich Viele mit Freuden. Auf meiner Rückkehr nach Combaconum begleitete mich ein Brahmine, der ein Gegner zu seyn schien. Im Laufe der Unterredung sagte er: Sie müssen nicht meinen, daß ich Ihr Gegner sey, ich bin von der Wahrheit Ihrer Behauptungen vollkommen überzeugt. Ja, der Götzendienst ist falsch; aber was kann ich thun? Ich bin ein Brahmine, darf nicht unehrerbietig von den Götzen vor meinen Nachbarn sprechen. Er setzte noch Mehreres hinzu, das mich die Hoffnung fassen ließ, er fühle die Macht der Wahrheit. Ein Evangelium, das ich ihm anbot, nahm er dankbar an, wickelte es sorgfältig in sein Kleid, und steckte es in seinen Busen.

Noch weitere Nachrichten aus Ostindien.

Aus dem Tagebuche des Baptisten-Missionars Robinson zu Dacca.

2. September. Am 21ten vorigen Monats predigte ich in der Kapelle über Joh. 3, 36. „Wer an den Sohn glaubet, der hat das

ewige Leben. Wer dem Sohn nicht glaubet, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibet über ihm." Einige kamen, Andere giengen; immer aber hatte ich Etliche die mir zuhörten und zwei oder drei, die sehr aufmerksam waren. Zwei junge Männer blieben die ganze Zeit da, Einer von ihnen, ein Brahmine, den ich schon längere Zeit kenne, verließ seine Heimath in der Absicht, den Predigten anzuwohnen. Seine Verwandten argwöhnen, er neige sich zum Christenthum, und ich bin selbst geneigt zu denken, er würde, wenn er eine Anstellung, die ihn von seinen götzendienerischen Verwanden unabhängig machte, gewinnen könnte, sich zu Gunsten des Christenthums erklären und unsere Gottesdienste regelmäßig besuchen. Aber die Furcht vor gänzlicher Verlassenheit ist noch wirksam in ihm, und, wie ich glaube, auch in Andern, welche — könnten sie es ungestraft thun, öffentlich dem Götzendienst absagen würden. Der arme Hindu, wenn er ein Christ wird, hat mehr zu fürchten, als vielleicht irgend Jemand auf der Welt. Bei der gewissen Aussicht auf einen Hungertod bedarf es eines Märtyrersinnes, wenn Jemand ein Christ wird, ja ist es nicht leichter noch, im Gefängniß zu schmachten, selbst das Schaffot zu besteigen, als sich einer so gänzlichen Verlassung auszusetzen? Ach wie sehr wäre doch eine vollkommene Umgestaltung der gesellschaftlichen Zustände dieses Landes zu wünschen!

Sonntag den 28ten predigte ich wieder und hatte eine große Versammlung. Die Leute fiengen gerade an, zu einem großen Feste zu Ehren Krischna's zusammenzukommen: große Haufen giengen an der Kapelle vorüber, Viele blieben, um zuzuhören. Zwei sehr angesehene Hindu, welche schon in der Kapelle waren, als ich kam, blieben bis zu Ende des Gottesdienstes. Als ich geendigt hatte, sagte ich zu Einem von diesen: Wer glauben Sie jetzt, daß der wahre Erlöser sei? Mein Text war nämlich: „Wir haben die Erlösung durch Sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden. Ich dachte, sehr verständlich gesprochen zu haben, und stellte mir vor, der Mann werde doch einen oder zwei Gedanken über diesen wichtigen Gegenstand aufgefaßt haben; auf die Frage aber, wer der wahre Erlöser sei, antwortete er: die Leute mögen verehren, wen sie wollen, es ist Heil bei Allen, er meinte bei Jesu, bei Krischna, oder bei einem andern der niedern Gottheiten (Debtas). Aber, sagte ich, alle eure Debtas sind große Sünder, und kann ein Sünder einen andern Sünder erlösen? Er fragte: Was für Sünden haben unsere Debta's begangen? Alle Arten von Sünden, erwiederte ich. Wenn Jemand, fuhr ich fort, zu eurem Wascher gienge, ohne euer Wissen, und verlangte eure Kleider, wäre er nicht ein Dieb? — Ja wohl! sagten Mehrere. — Wenn nun der Wascher die Kleider nicht ausliefern wollte, und der Dieb tödtete ihn, wäre er nicht Dieb und Mörder zugleich? — der Mann gab das zu. Nun gerade das ist euer Krischna nach euern eigenen Schastra's (heiligen Büchern). — Gut! sagte er, wenn die Debta's sündigen, so müssen sie auch dafür büßen. — Sehr gut, antwortete ich, sie müssen für ihre Sünden büßen, und darum kann auch keiner von ihnen euch erlösen. Da schien er verwirrt, zeigte aber durchaus keine Neigung, sein Vertrauen auf die Debta's fahren zu lassen. Auch eine längere Unterhaltung ließ nicht den mindesten Anschein eines guten Eindrucks erblicken. Mit Recht sagt die Schrift, das Menschenherz sei ein steinernes.

4. Okt. Ich kam in ein warmes Gespräch mit einem Muselmann. Wie, sagte er, Sie behaupten, unser Koran sei falsch? Ja, antwortete ich, das behaupte ich, und werde meinen Ton weder lebend noch sterbend ändern. Wenn ich sehe, daß Sie in einem schadhaften Boote über einen Fluß setzen, ist es meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß das Boot schadhaft ist, und Sie Ihr Leben in Gefahr setzen, wenn sie

darin über den Fluß fahren. Seine Leidenschaftlichkeit milderte sich, und er verlangte ein Buch. Ein Anderer behauptete, in den Gebeten der Muselmänner liege ein besonderes Verdienst. Ein Mann, der betet, sagte er, thut nichts Böses. O, erwiederte ich, das ist unrichtig; ich habe einen Diener, der betet und fastet, und doch ist er ein Betrüger und ein Dieb. Mein Koch ist nicht nur ein Muselmann, sondern auch ein Feradschi; er breitet seine Matte aus, und betet in der Küche, und gerade da stiehlt er mir mein Eigenthum. — Die Leute lachten, und der Vertheidiger des betenden Muselmanns wurde still. Eine langjährige Erfahrung, sowohl in diesem Lande als unter den Malayen, hat mich gelehrt, daß ein Muselmann, der betet, ein schlimmerer Mensch ist, als einer, der nicht betet. Wenn unter Matrosen einer ist, der betet, so wird man allgemein finden, daß er der störrigste und ungehorsamste unter Allen ist. Eben so ist ein Muselmann, der einen Bart trägt, im Allgemeinen schlimmer, als seine bartlosen Nachbarn. Nicht der Bart macht ihn schlimmer, sondern sein Stolz macht, daß er einen Bart trägt, und sein hochfahrender Geist wird sich in seinem Betragen zeigen.

Am Sonntag, den 25. Oktober hatte ich in der Kapelle eine recht ansehnliche Versammlung, sie hörten mit einer größern Aufmerksamkeit zu als gewöhnlich, und ich konnte mit einer mehr als gewöhnlichen Freiheit reden. Ich dachte, wieder einige Kraft erworben zu haben, und hoffte, so recht nach Wunsch arbeiten zu können; aber ich wurde gar bald inne, daß meine Kraft nur klein war, denn ich war durch die Predigt so erschöpft, daß ich nach derselben nicht, wie sonst, mit den Einzelnen reden konnte. Einer meiner Zuhörer begleitete mich eine Strecke auf dem Heimweg; er war aber so redselig, daß ich ihm nur wenig sagen konnte. Der Text seines Liedes war immer: „Wenn wir Christen werden, so haben wir nichts zu essen." Das ist der Einwurf von Vielen, und ist auch bei dem gegenwärtigen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft nur zu gegründet. Hier kann ein armer Mann, der ein Christ wird, nichts anderem entgegensehen, als dem Hungertod. Ach daß die Kette des Kastengeistes in tausend Splitter zerfiele, wie das goldene Kalb zu Pulver zerstoßen!

Missionar Clarkson schreibt:

Surat ist wiederum durch Feuersbrünste heimgesucht worden, welche wenigstens 2000 Häuser verzehrt haben. Aber anstatt daß diese Unglücksfälle heilsame Eindrücke hervorbringen, stürzen sie die armen Menschen nur noch tiefer in die Thorheiten und Gräuel der Abgötterei. Die Leute messen diese Feuersbrünste zweien Ursachen bei, einmal nämlich: daß man ein gewisses Fest nicht zur festgesetzten Zeit gefeiert, sodann, weil man der Göttin des Feuers die schuldigen Opfer nicht gebracht habe. Um diese Vernachlässigungen gut zu machen, gieng man sogleich an's Werk, in der Stadt steinerne Altäre aufzurichten, und auf ihnen Opfer von Milch, Butter und Kokosnüssen darzubringen. Brahminen giengen in der Stadt umher, Stellen aus den heiligen Büchern vorzulesen, und die Göttin des Feuers in Bildern aufzustellen. Alles dieß geschah mittelst großer Kosten, die von dem Volk eingesammelt wurden. Tausende wurden in die tiefste Armuth versetzt, aber nicht das Geringste wurde für sie gethan. Die Göttin und die Brahminen verschlangen die Gaben der Wohlthätigkeit, die sonst ihnen zugefallen wären. Ach! Grundsätze der Menschenfreundlichkeit sind von hier verbannt. Geld zwar fließt freiwillig zum Dienst eines sinnlosen Götzen, oder eines sinnlichen Brahminen, aber Mangel und Elend haben keine Gewalt über das Herz eines Hindu. Daraus mag man erkennen, wie wirkungslos weltliche Bestrebungen sind, das Herz dieses Volks zu seinem einzigen Gott und Erlöser zu kehren. Es ist, wie wenn sie aus einem angebornen Abscheu gegen die Wahrheit jede Heimsuchung oder Prüfung der Vorsehung benützten, um sich noch enger der Lüge anzuschließen.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Ein Dorf am Ufer des Nigers.

Christliche Freunde!

Unser Kupferstich zeigt uns ein Dorf an den Ufern des Nigers in West-Afrika. Unter dem Namen West-Afrika versteht man gewöhnlich denjenigen Theil der afrikanischen Küste, welcher vom 16ten Grad nördlicher- bis zum 10ten Grad südlicher Breite vom atlantischen Ocean bespült wird. Die nördliche Hälfte dieser Küstenlinie nennt man windward, dem Winde zu, und geht vom Senegalfluß bis zu Cap Palma, der südliche Theil, leeward, unter dem Winde, schließt unter andern in sich Cap Coast Castle, Accra, die Insel Fernando Po und die Mündungen des Nigerflusses. Dieser große Fluß mündet sich in den Golf von Guinea in 22 Mündungen, von denen der Benn, der Warre, der Nun, der Bonny und der Calabar die hauptsächlichsten sind. Diese Flüsse sind es, auf welchen der Sklavenhandel sein unmenschliches Gewerbe bisher betrieben hat.

Menschenfreunde und Christen haben längst schon ihr Auge auf Westafrika gerichtet in der Absicht, die Segnungen der Civilisation und des Christenthums dort zu verbreiten, und mehr oder weniger sind ihre Unternehmungen gelungen. Auf der Windwardküste haben mehrere Missionsgesellschaften seit Jahren schon Stationen und ihre Missionare durften sich glücklicher Erfolge erfreuen, z. B. auf Sierra Leone. In neuerer Zeit richteten sich die Blicke auch auf den südlicheren Theil der Küste, besonders in der Nähe der Insel Fernando Po und des Nigerflusses; die Wahrnehmung, daß dieser Fluß die große Straße in das Innere dieses Welttheils bilde, und er so das Mittel sei, durch welches die an seinen Ufern wohnenden Völkerschaften den ihnen zugedachten Segnungen zugänglich gemacht werden können, hat die Versuche hervorgerufen, ihn aufwärts zu befahren. Können diese Versuche auch keine erfolgreiche genannt werden, so haben sie die Theilnahme der Christen nur um so mehr angeregt, und haben bewiesen, daß, außer den Einflüssen des Klima, kein Hinderniß die Sendboten Christi abhalte, in das Innere dieses weiten Continents einzudringen.

Dem Nigerflusse ist man noch nicht bis zu seiner Quelle gefolgt, man nimmt aber an, daß die Länge des Raums, den er durchfließt, nicht viel weniger als 2000 engl. Meilen (870 Stunden) betrage. So weit man ihn aufwärts befahren hat, zeigt sich in der Ansicht der Landschaften sowohl als in dem Charakter der Uferbewohner eine Verschiedenheit. Vom Meer bis nach Eboe (90 Stunden) begränzen Moräste das Ufer, das Land ist mit dichten Wäldern bewachsen. Von hier an hören die Sümpfe auf; bis nach Kirri (20 Stunden) wird die Landschaft schöner, der Boden ist besser angebaut. Dann erscheinen auf beiden Ufern Berge, die zuweilen auf 2 bis 3000 Fuß hinansteigen. Der Fluß ist an manchen Stellen ½—¾ Stunden breit; Landschaften von der größten Schönheit ergötzen das Auge; kleine Inseln und Felsen von verschiedener Gestalt und Größe zeigen sich im Strome; die Ufer bekleidet das reichste Grün, der herrliche Palmbaum wechselt mit Platanen, Pinien, Tamarinden und Linden. Die Schönheit der Landschaft contrastirt aber auf schmerzliche Weise mit der sittlichen Verdorbenheit und Unwissenheit des Volkes, eine mehr als ägyptische Finsterniß umschattet das Land, die Bewohner wissen nichts von dem wahren und lebendigen Gott und von Jesu Christo, den er gesandt hat, darum sind sie aberglaubig und grausam. Wir wollen jedoch nicht vergessen, daß die Anstrengungen und die Gebete der Christen das Mittel sind, durch welche Gott seine Absichten auch über Afrika ausführen wird. Die Zeit, diesem Welttheil gnädig zu seyn, wird kommen — glaubige, hingebende Sendboten werden die Flüsse, die in's Innere führen, hinaufreisen — die Städte und Dörfer Afrika's

werden Genossen werden von Christi geistlichem Königreich, und in dem Land, wo Menschenopfer gewöhnlich waren, werden Räuchwerk und ein reines Opfer dem HErrn dargebracht werden. Möge diese Zeit bald kommen!

Fernando Po.

Die Landschaft dieser schönen Insel zeichnet sich durch unbeschreibliche Reize aus. Die Ansicht von der Gallerie des Regierungsgebäudes zu Clarence in einer mondhellen Nacht kann nicht leicht übertroffen werden. Gegen Nordosten wirft der hohe Pik des Cameruns-Gebirges, der zu einer Höhe von 14,000 Fuß ansteigt, seinen Riesen-Schatten über die Hälfte der Meerenge, der diese Insel vom festen Lande trennt, während die zahlreichen Vorgebirge und lieblichen Buchten, welche die Ufer der Goderichbai schmücken, Licht und Schatten so malerisch über das Wasser hin ausbreiten, daß man versucht seyn kann, es für eine schöne Landschaft zu halten. Im Westen sieht der Beschauer fast senkrecht unter sich die Schiffe in der Clarence-Bai, ein natürliches Wasserbecken ist umgeben von Klippen von romantischer Gestalt, und eine Gruppe von kleinen Inseln, welche die Natur umhergestreut zu haben scheint, um dem Ganzen der Scenerie die Vollendung zu geben. Blickt das Auge in's Innere der Insel, so sieht es den Pik, der bis zu seiner Spitze mit Gehölz bedeckt ist, es sieht dessen Seiten von Schluchten durchfurcht, und da und dort einen Flecken angebauten Landes, wie einen weißen Flecken im Mondschein.

Die Bubi's, oder die Ureinwohner der Insel Fernando Po sind ein ganz besonderer Volksstamm. Prediger Clarke und Doctor Prince, welche viele ihrer Dorfschaften besucht, und alles auf sie Bezügliche erforscht haben, schlagen ihre Anzahl auf 15,000 auf der ganzen Insel an. Missionar Schön von Sierra Leone, der mit der Neger-Expedition auf Fernando Po war, macht folgende Beschreibung von ihnen.

Noch nie habe ich es so bedauert, in der Zeichnungskunst so unbewandert zu seyn, als hier. Eine treue Zeichnung eines Bubi wäre eine wahre Curiosität. Kleider zu tragen ist unter ihnen noch nicht Mode geworden; sie haben gar nichts damit zu thun, sondern sind zufrieden, wenn sie Gras, Blätter, Kügelchen, Vogelfedern, und ein paar Stücke von einer Affenhaut haben, welche sie um Beine, Leib, Nacken, Arme binden. Sie machen kleine Hüte von Gras, die sie an's Haar befestigen, damit der Wind sie nicht nehme. Sie lassen ihr Haar wachsen, und wenn es so lang ist als ein Finger, zieren sie es auf die lächerlichste Weise; sie nehmen eine Locke, rollen sie in Leimen, der mit Fett getränkt ist, bis die Locke die Dicke einer Cigarre hat, unterbinden sie sodann zunächst an der Kopfhaut, daß es aussieht, wie ein Kopf, dem hundert oder mehr Cigarren angebunden sind. Die Reicheren haben noch ein Stück Fett, zusammengenäht wie Würste, am Nacken hängen, und ein großes Stück rothen Leimen am Haar des Hinterhauptes hängen. Am linken Arm ist gewöhnlich ein Messer befestigt, die rechte Hand hält einen langen Stab oder Spieß. So wild nun auch ihr Aussehen ist, so sollen sie doch harmlos und arglos seyn, ja so feig, daß ein halbes Duzend Krumen ein ganzes Dorf vor sich her treiben könne. Sie bauen große Quantitäten von Yams Wurzeln von ausgezeichneter Qualität an, und bereiten Palmöl, und tauschen dafür Rum und Tabak ein. Ihre Gesetze sind streng: Beleidigungen an Kindern werden dadurch bestraft, daß man in den Arm oder Fuß einen Einschnitt mit einem Messer macht.

Unter diesem Volke nun arbeiten Missionar Sturgeon und seine Gattin, und haben in der Stadt Clarence eine Schule von siebzig Kindern eröffnet. Wie begierig die Kinder sind nach Unterricht, mag aus folgender Erzählung hervorgehen, die wohl auch dazu dienen dürfte, daß unsere Jugend von diesen afrikanischen Kindern, die bisher ohne allen Unterricht aufgewachsen sind, den hohen Werth dessen, was sie an Erziehung voraus haben, schätzen lernen.

In der Regenzeit kamen eines Nachmittags diese lernlustigen Kinder zur Schule, vom Regen, der in Strömen sich ergoß, ganz durchnäßt. Der Missionar schickte sie wieder heim, um ihre Kleider zu wechseln, damit sie nicht das Fieber bekämen, das gerade damals in der Stadt grassirte. Nur mit Widerstreben folgten sie, aber auf ihren Gesichtern war ihr innerer Unmuth nur zu deutlich zu lesen. Doch nicht zum zweitenmal wollten sie getäuscht werden. Zwar verband sich das Wasser-Element mit einem tobenden Wind und machte ihren Schulgang nicht wenig verdrießlich, aber es konnte sie nicht abhalten, in der geliebten Schule sich einzufinden; sie verbargen ihr Kleidungsstücke in den Hüten, und beflügelten ihre Schritte mit einer Eile, welche die Wahrheit ihres Eifers bethätigte. Bei der Schule angekommen, kleideten sie sich an und traten in das Zimmer mit Blicken, die uns für alle vorhergegangene Mühe entschädigten. Diese Schule und unsere Sonntagsschule werden uns kräftige Hülfsmittel werden, die Erkenntniß desjenigen auszubreiten, welchen zu erkennen ewiges Leben ist.

Die Flucht eines Geschwisterpaares aus der Sklaverei.

Die Prinzeninsel liegt in der Biafra-Bai auf der Westküste von Afrika, und etwa 90 Stunden von Fernando Po entfernt. Sie ist der Aufenthaltsort von Sklavenhändlern, welche ihre Sklaven von dem gegenüberliegenden festen Land erhalten, bis sie nach Brasilien oder in andere Theile der westlichen Welt verschickt werden. Unter denjenigen, welche so weggestohlen wurden, befand sich auch eine Mutter mit ihren zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen. Man brachte sie nach der Prinzeninsel und machte sie zu Sklaven; die zartesten Bande werden von diesen unmenschlichen Händlern nicht geachtet, ihre Herzen gegen jede milde Regung verhärtet. — Die Mutter wird verkauft und mit anderen Sklaven auf ein Schiff gebracht, das nach der westlichen Halbkugel bestimmt ist — Die Kinder werden zurückgelassen. Durch die gütige Vorsehung Gottes wird das Schiff, auf welchem die arme Mutter sich befand, durch einen englischen Kreuzer genommen, bald nachdem es den Hafen verlassen hatte, und wie gewöhnlich wurden die auf dem Schiffe gefundenen Sklaven nach Sierra Leone gebracht und freigegeben. Inzwischen waren die Kinder, welchen die Mutter entrissen worden war, auf der Prinzeninsel in Sklaverei gehalten und der grausamen Behandlung einer unmenschlichen Eigenthümerin ausgesetzt. Die Nachricht, daß das Schiff genommen, die Mutter nach Sierra Leone gebracht und befreit worden sei, gelangte nach der Prinzeninsel und kam auch zu den Ohren der beiden Kinder. Sie beschloßen, aus der Sklaverei zu entfliehen, und zu ihrer Mutter nach Sierra Leone zu kommen und mit ihr frei zu seyn. Sie ergriffen ein kleines Boot und segelten auf demselben mit ein wenig Lebensmittel und einer Calabasse Wasser dem Lande zu, von dem sie nicht wußten, wo es lag, wo aber eine freie Mutter war und das Sierra Leone hieß. Nachdem sie etliche Tage zur See gewesen waren, trieb sie der Strom nach Fernando Po; weil sie aber auf diesem Theile der Insel kein menschliches Wesen trafen, vertrauten sie sich wieder in ihrem kleinen Boote den Wellen an. Doch ihre Lebensmittel und ihr Wasser giengen bald zu Ende, sie geriethen in einen Zustand der Erschöpfung, der sie in Kurzem dem Tode überliefert hätte; die Vorsehung aber wachte — sie wurden von einem Schiffe gesehen, welches sie ihrem gefahrvollen Zustande entriß und mit sich nach Fernando Po nahm. Die Herren Clarke und Prince, welche damals auf der Insel waren, nahmen sich ihrer an, und sorgten dafür, daß sie einem nach Sierra Leone segelnden Schiffe mitgegeben wurden.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Lemmens in Schwaben.

Christliche Freunde!

Benares, von dem wir auf dem Kupferstich eine Abbildung sehen, ist unter den heiligen Städten Hindostans die erste. Jeder Hindu trachtet, sich soviel zu erwerben, daß er eine Wallfahrt zu dieser heiligen Stadt machen kann, ehe er stirbt, weil sie dafür halten, daß sie dadurch Vergebung der Sünden und einen Platz im Paradiese erlangen. Diese Stadt ist der alte Sitz brahminischer Gelehrsamkeit und hinduischen Aberglaubens, und liegt am Ufer des Gangesflusses, 600 englische Meilen nordwestlich von Calcutta; sie enthält eine Bevölkerung von mehr als 200,000 Seelen, welche bei den Götzenfesten durch das Zuströmen des Volkes von allen Theilen Indiens her fast über alle Berechnung steigt. Achttausend Häuser sollen allein von Brahminen bewohnt seyn, welche von den bethörten Besuchenden große Geschenke empfangen. Auch Muhamedaner wohnen hier, und machen fast den zehnten Theil der Bevölkerung aus. Drei Missionsgesellschaften: die Bischöfliche, die Londoner, und die Baptisten-Missionsgesellschaft haben hier ihre Arbeiter.

Besuch auf den Neu-Hebriden-Inseln im Jahre 1842.

Von Missionar **Buzacott.**

Die Nummern 4, 5 und 6 des Jahres 1841 dieser Blätter enthalten die Beschreibung einer Missionsreise in der Südsee, hauptsächlich zu der Inselgruppe der Neu-Hebriden, während welcher auf mehreren Inseln Lehrer gelassen wurden. Im Juli 1842 wurde im gleichen Schiffe Camden ein Besuch dahin gemacht, und die Missionare Turner und Nisbet auf die Insel Tanna gebracht, um die daselbst befindlichen eingebornen Lehrer in ihrem Werke des Glaubens und in ihrer Arbeit der Liebe zu unterstützen. Aus dem geführten Tagebuche heben wir Folgendes aus:

1. Juli 1842. Ich begab mich an's Land mit den Brüdern Heath, Slatyer, Johnston, Nisbet und Turner in Begleitung des Kapitäns Morgan, um eine Zusammenkunft mit den Häuptlingen zu haben. In vollkommenem Vertrauen landeten wir, und giengen, bis die Häuptlinge sich versammelt hatten, an das entgegengesetzte Ufer. Wir wurden ganz überrascht von dem Reichthum des Bodens, und der außerordentlichen Größe von Yams, Zuckerrohr und Brodfrucht. Die Kokosnuß ist auf allen Seiten im Ueberfluß vorhanden. Die Bewohner fanden wir höflich und ehrerbietig zwar, aber ihr Aufzug war sehr elend und eckelhaft. Ihre Körper hatten sie mit einem dicken Pflaster von rother Erde, oder von Kohlen bedeckt. Einige hatten das Angesicht zur Hälfte roth bemalt; Andere ganz roth, oder ganz schwarz, je nach ihrem Geschmack; dieß ist auch ihre einzige Bedeckung, doch die Frauenspersonen ausgenommen, welche mit geflochtenen Blättern anständig bekleidet waren. Ihre Häuser sind niedrige Schuppen, in welchen sich keine Matten befinden, um darauf zu liegen, noch irgend etwas, um sich zu decken. In der kalten Jahreszeit legen sie sich zusammen, wie Schweine, daß Einer den Andern erwärmt, oder schlafen sie auch bei einem Feuer. Die Frauenspersonen sind die Sklaven: sie bauen den Boden, legen die Yamswurzeln in die Erde, besteigen die Kokusbäume und tragen die Lasten, während die Männer nach Belieben herumschlendern mit ihren Keulen, und Speeren, Bogen und Pfeilen.

Als wir zurückgekommen waren, trafen wir die Häuptlinge in des Lehrers Hause versammelt, und legten ihnen unsere Fragen vor, z. B. ob sie wünschen, daß Missionare bei ihnen wohnen? ob sie die Gattinnen derselben mit Anstand behandeln wollen? Wie sie gegen die-

selben im Falle eines Krieges sich betragen wollten? Ob sie ihnen ein Stück Land abtreten wollten, um ein Haus darauf zu bauen, und ob sie beim Bau dessen behülflich seyn wollten? Nachdem diese Fragen zu unserer Beruhigung beantwortet waren giengen wir auf's Schiff zurück.

3. Juli, Sonntag. Heute war ein denkwürdiger Tag. Die Brüder Heath, Slatyer, Johnston, Turner und Nisbet giengen gegen 9 Uhr Morgens an's Land, und hatten eine Versammlung mit den Einwohnern im freien Felde unter dem Schatten eines großen Baumes. Gegen 200 waren zugegen, die meisten darunter, so viele es vermochten, kamen anständig gekleidet, und waren sehr aufmerksam, als die Brüder durch einen Dolmetscher sie anredeten. Die Männer waren meistens mit Keulen, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Um halb eilf Uhr wurde die Bethelsflagge auf dem Camden aufgezogen, und die Schiffsmannschaft mit den Kapitänen von jedem der andern Schiffe kamen und vereinigten sich mit uns zu einem Gottesdienst. Nachmittags wurde das heilige Abendmahl begangen und Ansprachen gehalten in englischer und samoanischer Sprache. Dieser Gottesdienst war darum von besonderem Interesse, weil es das erstemal war, daß das Gedächtniß des Todes Jesu in diesem heidnischen Lande gefeiert worden ist. Wir blieben auf Tanna bis zum

8. Juli, an welchem Tage wir uns von unsern theuren Freunden verabschiedeten, und die Anker lichteten. Wir verließen sie unter viel günstigeren Umständen, als wir uns vorgestellt hatten. Des Lehrers Haus, das sie bewohnen werden, bis ihr eigenes errichtet seyn wird, ist sehr gut, und die Eingebornen sind artig gegen sie. Resolutions-Bai ist ein schöner Platz; nahe dabei ist ein Vulkan, der während unserer Anwesenheit beständig dicke Rauchwolken emporsandte, und bei Nacht wurde manchmal der Himmel durch seinen Schein geröthet. Die Ansicht, besonders eine Strecke weit von der See aus, war manchmal sehr großartig. Von Zeit zu Zeit vernahm man ein Getöse wie eine große Flintensalve.

Von der Resolutionsbai schifften wir nach Nika, und kamen am gleichen Tage Abends 4 Uhr daselbst an. Bruder Slatyer und ich giengen an's Land und begaben uns in das Haus des Lehrers. Nachdem wir eine Zeitlang gewartet hatten, besuchten uns drei der vornehmsten Häuptlinge in Begleitung einer Anzahl Einwohner, mit welchen wir eine Unterredung hatten. Wir fanden Alles gerade so, wie auf Tanna — Bekehrte sind noch nicht da; aber ein günstiger Eindruck scheint sich geltend zu machen, und viele wohnen am Sonntage dem Gottesdienste bei. Schon sechsmal ist es den Lehrern geglückt, Krieg zu verhüten; schon bald nach ihrer Landung würde die Bootsmannschaft eines Wallfischfängers abgeschnitten und massakrirt worden seyn, wären sie nicht dazwischen getreten und hätten die That verhindert.

10. Juli, Sonntag. Wir segelten dicht an Eranan hin, aber der Wind blies so heftig, daß wir nur mit großer Schwierigkeit einige Kommunikation mit dem Lande pflegen konnten. Doch waren wir endlich so glücklich, von der Insel her einen der Lehrer, Samuela, zu uns zu bekommen, von dem wir erfuhren, daß das gute Werk seinen Anfang genommen habe, indem zwölf Frauen und fünf Männer das Christenthum angenommen haben, und bisher fest geblieben seyen, während einige Andere zwar auch ein Bekenntniß abgelegt haben, aber zur Zeit der Anfechtung wieder abgefallen seien. Wie freuten wir uns, von diesen Erstlingen auf der Neuhebridengruppe zu hören! Mit unseren Lobpreisungen stiegen auch unsere Gebete zum Himmel, daß diese kleine Zahl bald zu Tausend anwachsen möge.

Am 11. Juli ankerten wir zu Ekeama. Mit dem eingebornen Lehrer, Davida, der unser Führer

und Dolmetscher war, giengen wir an's Land, um die Häuptlinge und Einwohner zu besuchen. Als wir uns dem Ufer naheten, rannte ein junger Mann in's Wasser, uns entgegen, klatschte mit den Händen, und gab andere Zeichen seiner großen Freude, und rief aus: Davida! Davida! Dieser benachrichtigte uns, daß Jener Einer von den drei Bekehrten sei, und daß er sich freue, ihn wieder auf die Insel kommen zu sehen. Wir wurden in die Wohnung des alten Häuptlings geführt, der sich immer freundlich gegen die Bekehrten gezeigt hatte, drückten ihm unsern Dank für sein Benehmen aus, und legten ihm die Absicht unseres Besuches vor. Er sagte uns, seine Leute seien thörichter Weise hartnäckig darauf geblieben, den Lehrern nicht zu glauben, die sie als Auswürflinge betrachteten, und nicht erwarteten, daß das Schiff, das sie gebracht habe, wieder kommen werde. Weil sie aber nun sähen, daß das, was sie gesagt haben, wahr sei, seien sie entschlossen, nicht länger zu zögern, sondern wollten von jetzt an den Unterricht besuchen.

Die Leute auf dieser Insel sind nicht so wild in ihrem Aussehen, wie die auf Tanna: sie haben ein weicheres Temperament, kaum sahen wir dann und wann ein Kriegswerkzeug bei ihnen. Sie sagten uns, sie würden durch die Mannschaften der Sandelholzschiffe sehr in Furcht gejagt, deren Betragen, nach ihrer Erzählung, schändlich gewesen ist: Bewaffnete Corps kämen an's Land, böten den Einwohnern Kleinigkeiten für ihre Schweine an, und wenn diese sie nicht dafür lassen wollten, erschössen die Fremden die Schweine, und trügen sie gewaltsam fort, — so hätten sie es auch mit dem Federvieh gemacht, und auch ihre Tarowurzeln seien genommen worden. Wir drückten ihnen durch David unsern Abscheu über solches Betragen aus, was sie erfreute, weil sie fanden, daß wir nicht zu dieser Parthie gehören.

Die Insel ist groß, gebirgig, mit nur wenig niederem Land, wo wir ankerten; dieses niedere Land schien sehr sumpfig zu seyn. Hier hatten die Insulaner ihre Pflanzungen von Taro und Zuckerrohr, die sie zierlich, selbst mit Geschmack in Beeten pflanzten und mit künstlich errichteten Zäunen von Schilfrohr umgaben. Ein gräulicher Gebrauch herrscht aber auf dieser Insel, — das Opfern der Frauen. Wenn ein Ehemann stirbt, so muß seine Frau, und hat er deren mehrere, so müssen alle erdrosselt und mit ihm in das Meer geworfen werden, wo sie alle ihre Todten begraben. Kurz vor unserer Ankunft, so erzählt uns Davida, hat es diesem geglückt, ein solches armes Geschöpf vom Erdrosseln zu retten. Ihr Ehemann war gestorben, und der Bruder der Frau, dem es obgelegen war, die schreckliche That zu begehen, hatte sich bereits hiezu mit einem Stricke versehen. Davida lief zwischen ihn und das Opfer, rettete sie, und nahm dem Bruder das Versprechen ab, daß er keinen Versuch hiezu wiederholen werde. Der Leichnam wurde demnach ohne die Frau begraben, und das Leben der Letzteren gerettet.

Diese Gruppe bietet ein höchst interessantes Feld für Missionsthätigkeit dar; auf allen Inseln, die wir besuchten, gewährt das Werk einen ermunternden Anblick; möchte uns bald eine Verstärkung zugesendet werden. Es sind drei sehr große Inseln: Tanna, Erromanga und Sandwich-Insel, und drei kleinere: Nika, Fetuna und Ekeama. Wir dürfen hoffen, daß sie bald Alle bereit seyn werden, Boten Christi aufzunehmen, und dann sind dreißig Missionare noch wenig, um das Werk mit Eifer fortzuführen.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Grasmonstant in Ost-Afrika.

Christliche Freunde!

Grahamsstadt, das wir auf unserem Kupferstich erblicken, liegt im Albany-Distrikt in der Cap-Colonie, wo sich die Sendboten der Wesleyischen und die Londoner Missionsgesellschaft neben der weißen Bevölkerung hauptsächlich der Pflege der Hottentotten und Kaffern widmen.

Ein Reisender, welcher die Missionsstationen, sowohl innerhalb als außerhalb der Colonie, besuchte, macht folgende Bemerkung: Will Jemand den Menschen sehen in seinem Naturzustande, so gehe er zu denjenigen Kafferstämmen, wohin das Licht des Evangeliums noch nicht gedrungen ist; hier wird er jede böse Neigung, deren unsere Natur fähig ist, in Thätigkeit finden. Wahrlich, das erste Kapitel des Briefes an die Römer zeichnet ganz getreu ihren Zustand, und sollte auch ein oder das andere Laster nicht bei ihnen angetroffen werden, so liegt der Grund davon blos in dem Mangel an Mitteln, dasselbe auszuüben. Wiederum: Will Jemand einen Beweis sehen von der Veränderung, welche die Religion in dem Herzen des Menschen hervorbringt, so besuche er diejenigen Stämme, welche das Glück haben, im Bereiche einer Missionsstation zu liegen. Hier begegnen ihm Personen, Familien, Gemeinden, die unter einem Einflusse stehen, welcher den Menschen aus seinem niederen Zustande erhebt, der ihn hineinblicken läßt in seinen ganzen Zustand, der ihn vorwärtsblicken läßt auf einen künftigen Zustand, der ihn mit einem Verlangen erfüllt, das Wohl seiner Mitgeschöpfe zu befördern. Ich hörte einmal auf einer Wesleyischen Station aus dem Munde von Kaffern, welche selbst die Wahrheit noch nicht angenommen hatten, die Bemerkung: „Die Gnade Gottes muß doch etwas Wundervolles seyn! Hier ist ein Mann, der einst die größte Pest auf unserm Platze, und so sehr der Macht des Bösen hingegeben war, daß man unmöglich mit ihm im Frieden leben konnte. Seitdem aber das Evangelium gekommen ist, ist er ein Mann geworden, der sich gut beträgt. Es muß doch eine große Kraft im Evangelium liegen."

Den Nachrichten von zwei Missionaren, welche im Februar d. J. Otaheite besuchten, entnehmen wir nachstehendes:

Sie schrieben: Am 15. Jan. tauften wir das jüngste Kind der Königin auf ihr besonderes Verlangen. Am gleichen Tage kam ein Schreiben des Hrn. Thomas Thompson, Kapitäns der engl. Fregatte Talbot, der sie einlud, sobald als möglich nach Otaheite hinüber zu kommen zu einer Unterredung mit ihm über die Veränderungen, welche in ihren Besitzungen stattgefunden haben. Seit die französische Flagge mit ihrer eigenen vereinigt ist, war sie nicht mehr in Otaheite gewesen; aber auf die Einladung des Hrn. Thompson entschloß sie sich, hinzugehen, und bat uns, sie zu begleiten. Wir fühlten das Schwierige dieses Schrittes recht wohl, da die Franzosen den Aufenthalt der Missionare auf den Inseln mit eifersüchtigen Blicken betrachten, wohl aber mehr noch eine Handlung, welche man als Einmischung in politische Angelegenheiten auslegen könnte. Erwogen wir aber die Umstände der Königin, den Wankelmuth ihrer otaheitischen Freunde, den Umstand, daß sie auf keinen Fremden — der nicht in Verbindung mit der Mission steht, — ihr Vertrauen setzen kann, so kamen wir zu dem Entschlusse, ihrem Wunsche zu entsprechen, und die Folgen davon Dem zu überlassen, der da recht richtet. Unser Christenthum, ja, unsere Humanität verbot uns, zu einer solchen Zeit ihr uns zu entziehen.

Der Dienstag, 17. Jan., war zur Besprechung in Papita bestimmt; das Wetter war aber am Dienstag und Mittwoch so ungünstig, daß die Königin mit ihrem Gefolge erst am Donnerstag kommen konnte. Als sie in den Hafen einlief unter ihrer ei-

genen Flagge (sie selbst hat die neue Flagge nie gebraucht), begrüßte sie der Kapitän mit der königl. Salve. Um 10 Uhr gieng sie an Bord des Talbot, wo der Kapitän die alte otaheitische Flagge aufhißte und Ihrer Majestät wieder eine königl. Salve gab; die Segel waren bemannt. Das Wetter war immer noch so ungünstig, daß Hr. Simpson (von Eimeo) nicht mehr zur Zusammenkunft kommen konnte, Hr. H. also allein (von den Missionaren) anwesend war. Es waren zugegen: die Königin, ihr Gemahl, ihr Pflegevater, ihr Sekretär und zwei andere Mitglieder ihrer Familie — dann Hr. Thompson, der Zahlmeister, und Hr. Karl Wilson (Missionar), der in Abwesenheit des Hrn. Pritchard das Consulat versah. Die Zusammenkunft währte gegen sieben Stunden lang, und die Antworten der Königin auf die von Hrn. Thompson gestellten Fragen, waren im Wesentlichen folgende: daß sie nicht früher von einer Bewerbung der Häuptlinge bei Frankreich etwas erfahren habe, bis das Dokument abgegangen gewesen sey — daß sie dieses Dokument, das ihr vom Admiral, Hrn. Du Petit Thouars, vorgelegt wurde, nur aus Furcht unterzeichnet habe, es möchten, hätte sie es nicht gethan, Feindlichkeiten ausbrechen, bei welchen wahrscheinlich ein großer Theil ihrer Unterthanen über die weißen Leute aus allen Gegenden hergefallen wäre, sie geplündert und getödtet hätte; und hätte dieses Unglück stattgefunden, wäre sie in Furcht gewesen, daß die Regierungen der Getödteten Genugthuung verlangen würden; — daß sie also unterzeichnet habe in der Hoffnung, sie würde, wenn ein brittisches Kriegsschiff ankomme, aus diesen Schwierigkeiten gerissen werden, da sie glaube, daß das Band, durch welches ihre Regierung und diejenige von Großbrittanien so lange verbunden gewesen seyen, noch nicht zerrissen sey.

Am Freitag Morgen kam Herr Simpson zu einer Unterredung mit Sir Thomas, um die Erklärung der Königin zu bestätigen, „sie habe Hrn. Simpson und einen Häuptling als ihre Gesandten geschickt, um der bei Hrn. Du Petit Thouars stattfindenden Zusammenkunft beizuwohnen; daß aber Letzterer Jenen nicht angenommen habe, weil er ein Engländer und Missionar sey.“ Bis zum 26. Jan. kam nichts vor, als daß die Dokumente übersetzt und unterzeichnet wurden. Hierauf kehrten wir auf unsere Stationen zurück.

Am 2. Febr. sandte die Königin durch ganz Otaheiti und Murea, um Jedermann zu einer Versammlung aufzufordern, welche in Papite gehalten werden sollte. Am 6. fertigte die Königin zwei besondere Boten an uns ab mit dem Wunsche, dieser Versammlung beizuwohnen. Wir konnten nicht anders, als willfahren; darum warfen wir uns wieder auf Ihn, der für uns sorgt, verließen unsere Familien, und kamen glücklich in Papite an.

8. Febr. Das Volk ist heute aus allen Distrikten auf die friedlichste und geordnetste Weise herbeigekommen: es zeigte die lebhafteste Theilnahme an den Angelegenheiten der Königin, der Regierung und der Gesetze, und drückte die tiefste Sorge aus, daß sie doch fernerhin im Genusse des Evangeliums bleiben möchten. Die Versammlung ist auf Morgen festgesetzt, der Gegenstand derselben ist: Die Ansichten aller Häuptlinge hinsichtlich der vorgekommenen Veränderungen gewiß zu erfahren, die vier Häuptlinge, welche jenes erste Dokument unterzeichnet haben, zu fragen, aus welchen Gründen sie es gethan hätten, und sie zu veranlassen, sich über ihre jetzige Meinung auszusprechen. Es hängt von dem morgenden Tag viel ab. Vater der Gnade, denke Deiner eigenen Sache!

9. Febr. Um 9 Uhr kam die Königin mit ihrem Gemahl und nächsten Freunden in ihrem großen Hause zu Pare an, und nahm ihren Sitz auf der Verandah. Außer mehreren ihrer Häuptlinge waren gegenwärtig Sir Thomas Thompson, der Zahlmeister, der brittische, amerikanische und französische Consul,

mit den meisten hier wohnenden Fremden. Das Volk versammelte sich in bester Ordnung in verschiedenen Abtheilungen auf dem großen Hofraume vor dem Hause. Der Tag war angenehm kühl. Jede Abtheilung, wie sie in den Hof eintrat, stellte sich vor der Front des Hauses auf, der Anführer befahl, die Hüte abzunehmen, und rief aus: „Pomare, unsere Königin, ia ora na oe!“ (lebe hoch!) worauf das Volk antwortete: Amen! Der Sprecher setzte hinzu: „jetzt und immer!“ es wurde wieder geantwortet: Amen! Das Volk in einer Anzahl von etwa 5000 stellte sich nach dieser Ceremonie im Hofraum auf; die Männer, reinlich und nett, theils in Militäruniformen, theils in weiße Jacken und Beinkleider, größtentheils aber in ein weißes Hemd, rundherum gedruckt, gekleidet, die Frauen theils in weißen, theils in farbig gedruckten Zeugen. Manchfach drückte sich der Beifall der Fremden über die ganze Haltung des Volkes aus. Nun trat der Sprecher der Königin vor und rief: Es ist der Königin Wunsch, daß die Verhandlungen des Tages mit Gebet beginnen. Wir erwiederten: damit stimmen wir von Herzen überein, und ersuchen Herrn D., als den ältesten Missionar, das Gebet zu sprechen.

Nach geendigtem Gebet hielt der Sprecher eine kurze Anrede über den Gegenstand der Versammlung, in welcher er dringend aufforderte, jeden Redner aufmerksam und geduldig zu hören, und fügte bei: Sollten auch im Laufe des Tages harte Worte fallen, so betet zu Gott, daß sie, sowie sie in's Herz kommen, sanft werden, und keinen Aerger herbeiführen. Hierauf verlas der Sprecher die Rede der Königin, in welcher sie zuerst ihre Gefühle über den gegenwärtigen Zustand der Dinge aussprach und sagte, daß sie sich als aus ihrem Reiche verbannt ansehen müsse. Dann wurde von dem Admiral ein Brief vorgelesen, worin die Königin von England ihr Mitgefühl gegen die Königin Pomare ausdrückte. Der Sprecher wandte sich jetzt an den vornehmsten Häuptling jeden Distrikts mit der Frage: Was ist euer Verlangen in Hinsicht auf den neuen Zustand der Dinge? und Jeder erwiederte auf die unumwundenste Weise: daß Königin Pomare ihr einziger Souverän sey, — daß sie wünschen, die Flagge, die ihnen von Großbrittanien gegeben worden sey, beizubehalten, — daß sie ihre eigenen Gesetze und Lehrer haben möchten — und, fügten sie bei (mit einem Nachdruck, den die, welche diese Erklärung anhörten, nicht so bald vergessen werden), die Bibel ist uns von Großbrittanien zugeschickt worden, und mehr brauchen wir nicht, wünschen wir nicht.

Die vier Häuplinge, welche das erste Dokument unterzeichnet hatten, das nach Frankreich gesandt worden war, um dieses Volk zum Beistand in der Regierung von Otaheiti einzuladen, wurden besonders gefragt, warum sie Frankreichs Hülfe ohne Wissen der Königin nachgesucht hätten? Der Regent, Paraita, antwortete, es seyen so manche schwere Fälle vorgekommen und die Missionare wollten sich nicht einmischen, ihm zu rathen, was er thun soll, darum habe er das Dokument, das schon vorher durch den französischen Consul vorbereitet gewesen sey, unterschrieben. Paiti, ein anderer der Unterzeichner, brachte dieselbe Beschuldigung gegen die Missionare vor. Tati und Ioti sagten, sie hätten unterschrieben, weil sie die Namen der zwei ebenerwähnten Häuptlinge darauf gesehen hätten. Wiederum wurden sie gefragt: „Wünschet ihr die Hülfe Frankreichs?“ worauf Alle erwiederten, daß sie keinen solchen Wunsch haben, und die Schrift nur deßwegen unterzeichnet hätten, weil sie dazu genöthigt worden seyen.

Der Sprecher der Königin erklärte hierauf, es sey ihr Wunsch, mit allen fremden Völkern auf freundschaftlichem Fuße zu stehen; käme sie aber je in den Fall, die Hülfe eines andern Volkes zu bedürfen, so sey es Großbrittanien, bei dem sie solche suchen würde; und sterbe sie, so soll diese Hülfe an derselben Quelle für ihren Erben, und für seine Erben nach ihm, bis in die entfernteste Zeit nachgesucht werden. Ihr großer Verbündeter sey Großbrittanien; von daher habe sie ihre Lehrer, ihre Civilisation, Gesetze und Religion erhalten, und sie sey entschlossen, keine andere zu haben. Alle Häuptlinge entgegneten diesen Erklärungen auf die nachdrücklichste Weise, und die Masse des Volks drückte den herzlichsten Beifall durch Aufheben der Hände aus, viele hielten beide Hände empor.

Herr Simpson schloß die Verhandlungen mit Gebet und die Versammlung wurde auf's Geordnetste entlassen. Alle Fremden, mit denen wir sprachen, drückten ihr Erstaunen und ihre Freude aus über die vortreffliche Art, mit welcher diese Angelegenheit geführt wurde.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Ein Parsi in seiner Wohnung.

№ XI. 1843.

Christliche Freunde!

Unser Kupferstich führt uns wieder nach Süd-Afrika. Arbousset und Daumas, zwei Missionare der evangelischen Missionsgesellschaft in Paris haben von einer Untersuchungsreise, die sie in den Nordosten der Cap-Colonie gemacht haben, Bericht erstattet, worin wir folgende, auf den Kupferstich bezügliche Stelle antreffen: Nachdem wir drei Meilen in nördlicher Richtung von Kuening, am Fuße der blauen Berge, zurückgelegt hatten, gelangten wir nach Macossane, eine Stadt des Häuptlings Mota, die auf einer weiten, hochgelegenen Ebene liegt, und deren Wohnungen in Gruppen umher stehen. Die Aussicht ist durch eine Reihe immer höher emporragender Berge begränzt, an deren Fuße der reißende Tlotse fließt, den man als die zweite Quelle des Caledonflusses betrachten kann. Auf alle Seiten hin ruht der Blick auf fruchtbaren Thälern, auf Feldern von Hirse und Welschkorn, und zahlreichen Heerden von Schafen und Rindern.

Es wäre hier eine vorzügliche Stelle für eine Missionsstation. Die Bevölkerung ist beträchtlich, die Stadt selbst mit der Umgegend bietet einen genugsamen Wirkungskreis für die Thätigkeit von 2 oder 3 Missionaren dar, welche von Seiten des Häuptlings auf keinen Widerstand stoßen würden: Mota ist ein milder, wohlwollender Mann, und von seinen Betschuanen sehr geliebt, die mit liebevoller Anhänglchkeit sich um ihn her schaaren.

Mota hat schon früher zu Merabing das Evangelium predigen gehört, seinen Leuten aber ist es eine fast ganz fremde Sache; sie versammelten sich in einem Halbkreis um uns her und hörten mit tiefer Stille und gespannter Aufmerksamkeit unsere Predigt an. Unter dem Dome des Himmels und bei'm Schein des Mondes hielten wir eine feierliche Versammlung, welche mit Gebet und Gesang eröffnet wurde, und wobei über den achten Psalm geprediget wurde: »HErr, unser Herrscher, wie herrlich ist Dein Name in allen Landen, u. s. w.

Als wir den andern Morgen weiter reisten, drückten Mota und seine Leute ihr Bedauern aus, daß sie keinen Mann Gottes unter sich hätten, der sie im christlichen Glauben unterrichtete.

Nachrichten aus Süd-Afrika.

Miss. Freemann von der Wesley'schen Missionsgesellschaft in London hat im Spätjahr 1842 zu Badagry, an der Goldküste, eine Missionsstation gegründet, und den Neger-Missionar de Graft als Arbeiter angestellt. Dieser schreibt im Monat Juli 1843 folgendes:

Im Bewußtseyn, daß Ihnen die Wohlfahrt dieses neuen Postens sehr am Herzen liegt, kann ich diese Gelegenheit zu Absendung von Briefen nicht übergehen, ohne Ihnen Mittheilungen zu machen, und bin herzlich dankbar, daß ich durch das Oberhaupt der Kirche in den Stand gesetzt bin, Erfreuliches zu melden. Seit meinem letzten Bericht bin ich nicht müde geworden, den köstlichen Samen des Lebenswortes auszustreuen. Viele von den Armen, die in diesen finstern Oertern der Erde, in diesen Wohnungen der Grausamkeit, aus Mangel an Erkenntniß unsres HErrn JEsu Christi verderben, haben den freudevollen Schall gehöret. Unter den Agus, den Ogus, den Popos, haben wir Theile des göttlichen Wortes ausgetheilt, damit doch Jedes auch nur etwas Weniges habe. Nicht achtend der Winde der Schwierigkeiten und Trübsale, welche uns entgegen bliesen; ohne Scheu vor den Wolken, welche die herrlichen Absichten unsers HErrn einzuschließen schienen, sondern mit einem Auge des lebendigen Glaubens an JEsum Christum, den siegreichen Herzog unserer Seligkeit, haben wir unsern Gang auf dem dornigten Pfade der Pflicht fortgesetzt, wohl wissend, daß beide, Winde und Wolken, in Seiner Hand sind, und unter der un-

bestreitbaren Aufsicht dessen stehen, der uns zu diesem Kriege gerufen, aber auch gesagt hat: Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende. Und ich darf sagen, unsere Arbeiten waren nicht vergeblich in dem HErrn. Gelobt sey Gott! Sein heiliges Wort ist nicht leer zu Ihm zurückgekommen, sondern es hat gewirkt, was Ihm gefällt — nämlich das Heil unsterblicher Seelen; wir dürfen hoffen, daß dem Wort gelinge, wozu er es gesendet hat; ja daß das Land voll werde der Erkenntniß des HErrn, wie mit Wasser des Meeres bedeckt.

In der Erfüllung dieser unserer eben so schwierigen als angenehmen Pflichten haben wir den lieblichen Einfluß des helfenden Arms Jehovah's erfahren dürfen. Er hat im Kampfe unser schutzloses Haupt bedeckt. Er hat unsere Werke für uns ausgeführt, und durch sein Segnen und Fördern sie als die Seinigen anerkannt; während wir den Ohren der Leute JEsum den Gekreuzigten predigten, predigte der heilige Geist ihren Herzen, so daß Einige, die todt waren in Uebertretung und Sünde, die Stimme des Sohnes Gottes vernahmen: Kommet her alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Einige sind herbeigekommen und bilden jetzt eine kleine Gemeine in der Wüste; sie loben und preisen den Gott der Liebe und suchen in ihm ihre Seligkeit. Unter ihnen befindet sich ein ältlicher Mann aus Obohou mit seiner Gattin. Nach seiner Aussage liegt Obohou bei 400 Meilen landeinwärts. Er ist gegen 50 Jahre alt, und erzählte mir, er sey der älteste Sohn von Ageza Lakunde, dem Könige seines Vaterlandes, der bis zu seinem Tode 1835 regiert habe, und hätte dem Rechte nach seinem Vater auf dem Throne folgen sollen; nach seines Vaters Tode aber hätten sich Streitigkeiten erhoben; sein Oheim, ein ehrgeiziger Mann, habe den Landesgesetzen und dem Willen des Volkes entgegen Ansprüche auf den Thron gemacht, sich desselben mit Gewalt bemächtiget und ihn durch Bedrohung seines Lebens aus dem Lande getrieben. Er habe seine Zuflucht in dieses Land genommen, und wohne nun schon acht Jahre hier. Vor einiger Zeit seyen Abgesandte von Obohou mit der Nachricht zu ihm gekommen, daß sein tyrannischer Oheim gestorben sey, und Jedermann wünsche, er möchte jetzt wieder zurückkehren, und den Thron und die Regierung des Landes übernehmen. Er sey aber nicht geneigt gewesen, zu gehen, sondern habe die Erklärung abgeschickt, das, wonach er trachte, habe er noch nicht gefunden, darum sey auch die Zeit, die der allmächtige Gott zu seiner Rückkehr bestimmt habe, noch nicht gekommen. Seit unserer Hieherkunft, d. i. seit etwa fünf Monaten, habe er der Predigt des Wortes Gottes angewohnt, das sich als einen Balsam für seine Wunden erwiesen hätte, indem es seine Bekümmernisse und Sorgen geheilt habe und sein Herz sich freudig fühle. Wenn Gott so gut ist — so schloß er — wenn die Seele des Menschen unsterblich und ewige Seligkeit allen denen versichert ist, welche an Christum, den Sohn Gottes glauben, so ist dieß gerade das, was ich bedarf. Weg, meine Kümmernisse, weg, alles irdische Gut, weg alle meine Furcht! Gott ist mein Freund!" Er verglich das Evangelium mit der in diesen Gegenden herrschenden Religion der Mauren; aber immer fand er die Religion JEsu Christi vorzüglicher. Sein aufrichtiges Verlangen, so sagt er, ist ewige Seligkeit nach dem Tode; er ist jetzt bereits ein bejahrter Mann, und wenn er an seine bevorstehende Auflösung denkt, so wünscht er, daß sein Ende Friede sey, und daher sein Verlangen, zu wissen, was er thun soll, daß er selig werde.

Dieser Mann forscht aufrichtig nach dem Wege nach Zion, und richtet sein Angesicht stracks dahin. Die interessante Darlegung seiner Beweggründe, zu Gott zu kommen, zusammt den begleitenden Umständen, haben mich veranlaßt, ihm den Namen Simeon beizulegen, denn seine Ausdrücke nähern sich ganz denen des alten Simeon, der gesagt hat: HErr,

nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben dein Heil gesehen. Seine Gattin, die auch schon 40 bis 50 Jahre alt ist, haben wir Hannah benannt. Er sagte mir, er möchte gerne in Allem unterrichtet werden, was zu dieser heiligen Religion gehöre, er wolle auch etwas Englisch lernen, und wenn Gott sein Leben friste, und ihm zur Rückkehr in sein Vaterland einen Weg bahne, so möchte er einen Lehrer mitnehmen, der seinem Volke sage, was Gott für ihn gethan habe, und der auch sein Volk in den Wegen Gottes unterrichte. — Das ist doch gewiß sehr ermuthigend. —

Ungeachtet Finsterniß immer noch dieses Land bedecket, und Dunkel diese Völker, so werden unsere Aussichten doch immer freundlicher; Strahlen eines herrlichen Tages brechen herein über diese Todesschatten. Die Sonne der Gerechtigkeit beginnt aufzugehen mit Heil unter ihren Flügeln. Seit meinem letzten hat unsere Gemeinde von zwanzig bis auf fünfundvierzig sich vermehrt, unter welchen sich zehn Auswanderer befinden, welche, als sie noch in Sierra Leone waren, Gott nicht kennen gelernt hatten, aber ihn hier, an den vaterländischen Ufern, wohin sie zurückgekommen sind, fanden als ihren Erlöser. Auch zwei Fantis haben ihren Heiland hier gefunden und zwei Eingeborne von Obohou. Die Gemeinde nimmt zu in der Gnade und in der Erkenntniß unsers HErrn und Heilandes JEsu Christi. Dieß kann ich deutlich in unsern Privatzusammenenkünften bemerken.

Wir haben aber auch jeden Sonntag, Vor- und Nachmittags, größere und immer wachsende Versammlungen von gemischten Zuhörern, von Agus, Auswanderern, Popos, und Leuten von diesem Lande. Ich habe mich schon manchmal gefreut, wenn ich in unserer Kapelle von den Vornehmeren in unserer Stadt gesehen habe, wie sie so ruhig dasitzen, und ihre Angesichter Erstaunen und Freude blicken lassen, wenn ich den wundervollen Plan unserer Erlösung auslegte. Zwar ist noch Keiner aus Badagry bekehrt, aber, wie ich oben gesagt habe, ein herrlicher Sonnenaufgang beginnt den finstern, den dickfinstern Horizont zu bemalen und zu beleuchten. Viele, die vorher nicht einmal in die Umgebung des Missionshauses kommen wollten, nehmen jetzt keinen Anstand mehr, am Sonntag Vormittag und Nachmittag sich in der Kapelle einzufinden, und die Verkündigung des Wortes Gottes anzuhören; schon sprechen die Leute untereinander von dem, was Gott für die Menschen gethan hat; schon fängt es an, sich zu regen unter den todten Gebeinen, und nach dem Regen wird's auch an dem Heer nicht fehlen, das Gott preise in diesem Lande.

Unsere Tagesschule, welche wir im Januar eröffneten, ist vielversprechend; schon haben wir 40 bis 50 Kinder, Knaben und Mädchen, darin, welche zu unserer großen Freude hübsche Fortschritte machen. Ist das nicht auch eine gute Nachricht? Die Vorurtheile gegen die Schule und gegen unser Werk überhaupt lassen nach, das Verlangen dagegen, ihre Kinder in unserer Schule unterrichtet zu sehen, nimmt zu. Einige Vorsteher verschiedener Stadttheile, welche anfänglich ihre Kinder zurückbehalten haben, sandten mir nun dieselben zu. Am 4ten dieß Abends 6½ Uhr versammelten sich die Kinder in der Missionskapelle auf meine Einladung zu einem Thee. Die Freunde, die ich zur Theilnahme eingeladen hatte, erschienen auch zu rechter Zeit, unter ihnen zwei Häuptlinge mit ihrem zahlreichen Gefolge, nämlich Warru, der Vorsteher der englischen Stadt, und Posu, der Vorsteher der holländischen Stadt. (Badagry ist in mehrere Distrikte oder Städte eingetheilt: z. B. die englische, die französische, die spanische, die portugiesische, die holländische Stadt.) Posu ist ein sehr einflußreicher Mann und großer Krieger, von gesundem Urtheil und freundlichen Sitten, der uns, seitdem ich seine persönliche Bekanntschaft gemacht habe, auf's herzlichste zu seinen Freunden aufgenommen hat, und uns und unserer Sache sehr gewogen ist. Schon hat er 6 Kinder aus seinem eigenen Hause zur Schule geschickt, und verspricht Alles für unsere Schule zu thun, da er den Nutzen davon für sein Volk wohl einsieht. Die gut beleuchtete Kapelle wurde ganz angefüllt; die Kinder, vierzig an der Zahl, waren in europäische Kleider niedlich gekleidet; die Glieder der Gemeinde hatten auch ihr Bestes angethan, und die Häuptlinge trugen ihre nette Landestracht. Ich eröffnete die Versammlung mit Gesang und Gebet, worauf den Kindern, den Häuptlingen und den Gemeindegliedern Thee, Kuchen und Brod ausgetheilt wurde; unter dem Trinken des Thees hielten acht der vorzüglichsten Männer unserer Gemeine kurze Anreden. Dieß währete gegen 2 Stunden, worauf ich den Beschluß machte mit einer Rede, worin ich von der Mission überhaupt sprach, von den guten Leuten in England, welche ihnen das Evangelium sendeten und die Unterweisung des heranwachsenden Geschlechts beförderten. Dann machte ich die Versammlung darauf aufmerksam, wie sie zum Besten ihres eigenen Landes uns ermuntern sollten dadurch, daß sie ihre Kinder zur Schule schicken, aber selbst auch das Haus Gottes besuchen sollten, wo ihnen die gute Botschaft verkündiget werde.

Nachrichten aus der Heidenwelt

Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.

Ein Pfeilschütze zu Pferd aus Loango.

Christliche Freunde!

Wir sehen auf unserm Kupferstich einen Priester von Ceylon, von der Buddhisten-Religion. Diese Priester haben eine Sammlung von religiösen und bürgerlichen Gesetzen, welche ihnen nach ihrer Aussage der Gott Buddha während seines Aufenthalts in diesem Lande übergeben habe. Sie haben in diesem Gesetzbuche treulich dafür Sorge getragen, sich selbst an die Spitze aller Stände des Volks zu setzen, und sich zeitliche Vortheile zu sichern. Die Folge davon war, daß sie eine machtvolle Corporation in jeder Periode ihrer Geschichte bildeten, und ihre Tempel als Heiligthümer gehalten wurden, welche Könige selbst nicht verletzen dürfen; die Priester wurden immer vom Könige und vom Volk mit dem tiefsten Respekt behandelt. Niemand, von welchem Rang er auch seyn mag, darf in Gegenwart eines Priesters sitzen, und im Vorübergehen muß ihn Jeder als einen Höheren grüßen. Die Einen der Priester haben den Dienst in den Tempeln, wo die großen Götzenbilder aufgestellt sind; die Andern haben die beschwerlicheren Geschäfte und die Freiheit zu betteln. Sie tragen alle ein gelbes, weites Kleid, die Füße und Schenkel bleiben unbedeckt.

Zu dem Aberglauben, in welchem die unwissenden Cingalesen von ihren Priestern gehalten werden, gehören auch die heiligen Reliquien, welche mit Sorgfalt aufbewahrt und dem Volke zur Verehrung empfohlen werden. Man gibt vor, es befinde sich in Ceylon ein Reliquie von dem großen Buddha, nämlich ein Zahn und ein Theil seiner Kinnlade. Diese Reliquien werden nun von den Priestern vervielfacht. Der Hauptzahn wird in Kandy aufbewahrt; er wird von Priestern mit größter Sorgfalt bewacht und bei großen Prozessionen in einem goldenen Kästchen auf dem Rücken eines mit prächtiger Schabrake bekleideten Elephanten umhergeführt. Das Volk hat eine große Verehrung vor ihm: er ist von dunkler Farbe, wie altes Elfenbein, und viel größer als die Zähne des jetzigen Menschengeschlechts.

Viele Familien in Ceylon haben ihre Hausgötzen, theils Buddha, theils Götzen niedereren Ranges. Manchmal sind dieselben nur 4 bis 5 Zoll hoch und von Gold oder Silber oder Messing, je nach der Wohlhabenheit der Besitzer, und werden, wenn man sie nicht gebraucht, in Kästchen aufbewahrt.

Die Priester in Ceylon behaupten, Buddha sey von Morgen her auf ihre Insel gekommen, und seine Fußstapfen könne man noch auf der Spitze eines Berges auf der Insel Adamshill sehen; er sey 12 Fuß hoch gewesen, und seine Erscheinung habe schon vor mehr als 2000 Jahren stattgefunden.

Lebenslauf eines Hindu-Catechisten Amu.

Ich bin um das Jahr 1824 zu Buntwala, einem Dorfe im Steuerdistrikt Mangalore geboren. Meine Eltern waren von der Jain-Religion und sehr eifrig in Erfüllung der gottesdienstlichen Gebräuche. Als ich drei Jahre alt war, brachte mich meine Mutter zu meiner Großmutter, die in dem Dorfe Cutalum wohnte, und da blieb ich länger als eilf Jahre, und besuchte nur gelegenheitlich meine Eltern. Ich wurde in gänzlicher Unwissenheit über Gott, — den wahren Gott — den Schöpfer aller Dinge auferzogen, und nur gelehrt, meinen Guru (geistlichen Führer) zu verehren und ihm zu folgen sey Alles, was ich bedürfe zu meinem Glücke. Während meines Aufenthalts in Cutalum wurde ich ein mütterlicher Waise. Aber Gott war gnädig und barmherzig gegen mich! Er ist besser als Vater und Mutter, und wer ist ihm gleich?

Einige Monate nach dem Tode meiner Mutter kamen mein Vater und mein Bruder nach Cutalum, um mich mit heim zu nehmen. Bald nach meiner Rückkunft in's väterliche Haus ging ich nach Mangalore, meine älteste Schwester zu besuchen, die daselbst wohnte, und während ich bei ihr war, trieb mich meine Neugierde, den Bundarbazar (Landungsplatz) zu sehen. Als ich Abends heimging, kam ich in die Straße, welche auf das Haus des Missionars Hebich führte, das in seiner Umgebung eine Schule hatte. Ich stand an der Thüre des Schulzimmers und war erstaunt, so viele Knaben zu sehen, die lasen und schrieben. Da stieg der heftige Wunsch in mir auf, auch im Lesen und Schreiben unterrichtet zu werden, fürchtete aber, in die Schule hinein zu gehen, weil ich hörte, sie gehöre dem Padre Sahib (dem europäischen Missionar).

Während ich so dastand, kamen einige von den Lehrern heraus und fragten, wer ich sey, und warum ich dastehe, ob ich wünsche, mit den Knaben unterrichtet zu werden? Ich antwortete, es würde mich allerdings freuen, wenn ich auch lesen und schreiben lernen könnte, ich wolle heimgehen und meine Schwester um die Erlaubniß bitten, zur Schule gehen zu dürfen. Man sagte mir, der Vorsteher würde mich vielleicht unterhalten, worauf ich erwiederte, ich dürfe ihre Speise nicht essen, ihr Wasser nicht trinken, weil ich ein Jain sey, und noch nie solches gethan habe, und wenn ich es thäte, würden mich meine Leute aus der Kaste werfen. Den andern Tag sagte ich meiner Schwester, ich wünschte, in des Missionars Schule zu gehen zum Unterricht. Sie wurde sehr böse über mich und sagte: Nein, nein! das darfst du nicht thun, du sollst nicht dahin in die Schule gehen, denn sie machen einen Christen aus dir, und was wird dann aus uns werden? Ich sagte zu ihr, daß sie sich irre, daß ich gewiß sey, sie können nie einen Christen aus mir machen; warum sollte ich meine Religion und meine Freunde verlassen, und ein Ausgeworfener werden? Nach langem Bitten erlaubte mir endlich meine Schwester, in die Schule zu gehen. Als ich dahin kam, nahmen die Zöglinge gerade ihr Essen ein. Der Schullehrer hieß mich warten, bis der Herr käme, die Schule zu prüfen. Bald darauf kam Herr Hebich herein. Er fragte, wer ich sey, und was ich da thue: Er legte seine Hand auf mein Haupt und sagte, es freue ihn, daß ich zur Schule gekommen sey. Ich war ganz erstaunt, mit so viel Freundlichkeit und Wohlwollen aufgenommen zu werden.

Während der Prüfung der Schule hörte ich viel von dem Zustande des Menschen als Sünder, daß er verloren und ohne Hoffnung sey, und daß er nur durch den HErrn JEsum Christum gerettet werden könne. Es wurde die Sünde und Schuld des Götzendienstes gezeigt, und ich hörte auch, daß für den, der seine Zuversicht auf Götzenbilder setze, keine Hoffnung vorhanden sey. Nun wandte sich der Herr zu mir und sagte: Lieber Knabe, du bist ein Sünder, du kennst den wahren Gott nicht, noch seinen Sohn, JEsum Christum, den er in die Welt gesandt hat, die Sünder selig zu machen. Dann sprach er noch ziemlich lange von der Liebe und Gnade Gottes. Ich wußte nicht, was ich fühlte, als ich alles dieses hörte; mein Herz zerschmolz; ich beschloß, in der Schule zu bleiben, um noch mehr von dem Heiland zu hören und zu erfahren, und das zu lernen, was zum Heile meiner Seele gehöre.

Aber ich kannte zu wenig die Schwierigkeiten und den Widerstand, auf den ich stoßen würde. Sobald mein Entschluß bekannt wurde, sagten meine Verwandten und Freunde, und eine große Menge Leute aus meiner Kaste, ich sey ein Christ geworden. Ich sagte ihnen, was ich fühle, und worin meine Wünsche bestehen. Ich fürchtete mich und betete zu Gott um Hülfe. Es gab

einen großen Lärmen. Die Einen warfen Staub in die Luft, die Andern fluchten mir und den Missionaren im Namen ihrer Götter, und versuchten, mich mit Gewalt wegzubringen; aber ich wollte nicht fort. Man bewachte mich; und bald darauf, als sie mich an der Thüre des Schulzimmers stehen sahen, fielen sie über mich her und schlugen mich heftig, während man rief: der darf nicht länger mehr leben, man muß ihn todtschlagen. Unter ihnen war auch meine älteste Schwester, und meine alte Großmutter, deren Benehmen mir tief zu Herzen ging; die Letztere sagte, man soll mich in vier Theile zerschneiden und an den vier Ecken der Erde aufhängen. Meine liebe Schwester weinte bitterlich, als sie sah, daß ich meinen Entschluß genommen hatte, und fiel bewußtlos nieder. Als sie sich wieder erholt hatte, nahm sie ihr Gatte nach Haus. Dieß alles durchschnitt mir das Herz; die Prüfung kam so plötzlich und so heftig, aber der HErr, mein Heiland und meine Stärke, erbarmte sich meiner, des armen, schwachen Knaben. Die Worte des HErrn JEsu: Matth. 5, 11. 12. »Selig seyd ihr, so euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen u. s. w.« gaben mir Trost und Kraft, damals, wie auch später — ich will sie nie vergessen.

Als meine Verwandten sahen, daß ihre Bemühungen, mich wieder zu ihnen zu bringen, vergeblich waren, sprachen sie einen Fluch über mich aus und überließen mich meinem Schicksale. Die andern Leute meiner Kaste machten den Versuch, mich dadurch zur Rückkehr zu bewegen, daß sie mehrere meiner Familie aus der Kaste warfen; — dieß währte 14 Tage lang; weil aber auch dieser Plan scheiterte, wurden die Ausgeschlossenen wieder aufgenommen unter der Androhung, daß sie sogleich wieder aus der Kaste geworfen würden, wenn sie einigen Umgang mit mir hätten. Seit der Zeit, als ich so von meinen Verwandten und Freunden verlassen wurde, war Gott der HErr und Heiland mein Führer.

Im November 1839 ging ich von Mangalore weg nach Dharwar; weil ich aber vernahm, daß in Belgaum Missionare seyen, begab ich mich dahin, und wurde von dem Lehrer Solomon, der sich meiner aufs Freundlichste annahm, bei denselben eingeführt. Bald darauf nahm mich Herr Beynon in seinen besonderen Schutz und Sorgfalt, und unterrichtete mich völliger im Worte Gottes. Ich wurde am 1. Januar 1842 in der Schapurkapelle getauft, und setze nun meine Studien bei ihm fort. Gott sey gepriesen für Alles, was er an mir gethan hat. Meine Zuversicht steht auf den Heiland, der sein Leben für mich gelassen hat und mein Wunsch geht nun dahin, sein Heil meinen Landsleuten zu verkündigen, damit sie den wahren Gott, und den, den er gesandt hat, JEsum Christum, erkennen lernen.

ESK160

#425734223